P.o.germ. Hoffmann
641 n/(3

Die
Serapions-Brüder

Geſammelte
Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Dritter Band.

Berlin 1820.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fünfter Abſchnitt.

Aufs neue hatte das Leben in ſeiner ſtets wechſelnden Geſtaltung die Freunde auseinander geworfen. Sylveſter war zurückgegangen aufs Land, Ottmar in Geſchäften verreiſet, Cyprian desgleichen, Vinzenz zwar am Orte, aber wieder einmal nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe im Gewühl verſchwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Uebel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun ſo bald nicht wieder verlaſſen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Ottmar, der eigentlich durch ſeine ſchnelle unerwartete Abreiſe die Zerſtörung

des Klubbs begonnen, zurück und fand, ſtatt wie er gehofft die Serapionsbrüderſchaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum geneſenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug und den die Brüder verlaſſen, bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mürriſchen Laune gar hart zuſetzte.

Lothar befand ſich nemlich wieder in der ſeltſamen Seelenſtimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde ſchaal und ungenießbar durch die ewigen moraliſchen Foppereien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menſchen, den ſie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite geſtellt als pedantiſchen Hofmeiſter, und der nun wie dieſer die ſüßen Makronen verſetze mit bittrer Arzeney, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße und ſo den guten Magen conſervire.

Was für eine heilloſe Idee, ſo rief Lothar, als Ottmar ihn bei Theodor traf, im höchſten Unmuth aus, was für eine heilloſe Idee war es, uns, jede Kluft, die die Zeit

geſchaffen, ſchnell überſpringend, ſo nahe wieder aneinander, ineinander, möcht' ich ſagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundſtein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude ſtützten, das für das Leben gebaut ſchien und zuſammenſtürzte in wenig Monden. Man ſoll ſein Herz an nichts hängen, ſein Gemüth nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es that. Denn geſtehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unſern Serapions-Abenden zuſammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Weſen ſo in Anſpruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder ſich ſo plötzlich zerſtreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unſere Brüderſchaft eben ſo erſchien wie dem melancholiſchen Prinzen Hamlet, nehmlich ekel, ſchaal und oberflächlich!

Da, nahm Ottmar lachend das Wort, da kein Geiſt aus dem Grabe geſtiegen iſt und dich in mitternächtlicher Weile zur Rache gemahnt hat, da du keine Geliebte ins Kloſter ſchicken, keinen meuchelmörderiſchen König

mit einem vergifteten Rappier niederſtoßen darfſt, ſo magſt du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben und bedenken, daß es der gröbſte Egoismus ſeyn würde, jedem Bunde, den in Herz und Gemüth gleich geſtimmte Seelen ſchließen, deshalb zu entſagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerſtören kann. Der Mensch darf nicht bei jeder leiſeſten unſanften Berührung die Fühlhörner einziehen, wie ein ſchüchternes überempfindliches Käferlein. Und gilt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemüthlichkeit verlebte Stunden denn für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reiſe habe ich an Euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubbs, den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter Euch verſetzt, allerlei buntes ergötzliches vernommen und Euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geiſt gegeben. — Doch was ſchwatze ich! — was ſchwatze ich! — Iſt denn wohl in Lothars Seele nur das mindeſte von dem, was der augenblickliche Unmuth aus ihm ſpricht? — Sagt er nicht ſelbſt, daß nur unſere Trennung ihn verſtimmt hat?

Theodors Krankheit, fiel Lothar dem Ottmar ins Wort, die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben auch nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen.

Nun, ſprach Ottmar, Theodor iſt geneſen, und was den Serapions-Klubb betrifft, ſo weiß ich gar nicht, warum er nicht für ſchön und vollſtändig geachtet werden ſollte, wenn drei würdige Brüder ſich verſammeln und ſo die Brüderſchaft aufrecht erhalten?

Ottmar, ſprach Theodor, hat vollkommen Recht, es iſt ganz unumgänglich nothwendig, daß wir nächſtens uns verſammeln auf ſerapiontiſche Weiſe. Was gilts, dem wackern Keim, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfriſcher Baum mit Blüten und Früchten. Ich meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, dem Sylveſter wird es draußen bange und er ſehnt ſich, wenn die Nachtigallen ſchweigen, nach anderer Muſik, und Vinzenz taucht auch wohl wieder auf aus den Wogen und gackert ſein Liedchen!

Thut, ſprach Lothar etwas ſanfter als zuvor, thut was ihr wollt, nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu ſchaffen haben ſoll. Dabei will ich aber ſeyn, wenn ihr Euch ſerapiontiſch verſammelt, und ich ſchlage vor, daß, da Freund Theodor ſo viel als möglich in der freien Luft ſeyn ſoll, dies im Freien geſchehe.

Die Freunde beſtimmten den letzten May, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen ſchönen beinahe gar nicht beſuchten Gaſtgarten aber, als den Ort ihrer nächſten ſerapiontiſchen Zuſammenkunft.

Ein Gewitter hatte, ſchnell vorüberziehend und Baum und Gebüſch nur mit einigen ſchweren Tropfen Himmelsbalſams beſprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichſten Glanz ſtand der ſchöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubes, der Blumen durchſtrömte und frölich zwitſchernd und trillerirend rauſchten

die bunten Vögel durch die Büſche und badeten ſich in den benezten Zweigen.

Wie, rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten dickbelaubter Linden Platz genommen, wie fühle ich mich ſo durch und durch erquickt, jede Spur des leiſeſten Uebelbefindens iſt verſchwunden, es iſt als ſey mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in reger Wechſelwirkung ſich ſelbſt erſt recht faßt und empfindet. In der That man muß ſo krank geweſen ſeyn als ich, um dieſes Gefühls fähig zu werden, das Geiſt und Gemüth ſtärkend die eigentliche Lebensarzeney ſcheint, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeiſt uns ſelbſt unmittelbar ſpendet. — Aus meiner eigenen Bruſt weht der belebende Hauch der Natur, es iſt mir, als ſchwämme ich, aller Laſt entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns ſich wölbt! — Dieſe Begeiſterung, nahm Ottmar das Wort, zeigt, daß du vollkommen geneſen biſt, mein lieber theurer Freund, und Dank der ewigen Macht, die dich mit einem Organism ausſtattete, ſtark genug,

dergleichen Krankheit, wie ſie dich überfiel, zu überſtehen. Schon daß du überhaupt geneſen, iſt zu verwundern, noch mehr aber, daß dies ſo ſchnell geſchah.

Was mich betrifft, ſprach Lothar, ſo verwundere ich mich über Theodors ſchnelle Herſtellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannſt es mir glauben, Ottmar, ſo erbärmlich es auch mit Theodors phyſiſchem Zuſtande ausſehen mochte, pſychiſch iſt er niemals recht krank geweſen und ſo lange der Geiſt ſich aufrecht erhält — nun es war eigentlich zum Todtärgern, daß der kranke Theodor ſich immer in viel beſſerer Stimmung befand, als ich kerngeſunder Menſch, und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, ſich in tollen Späßen erluſtigte, wie er denn auch die ſeltene geiſtige Kraft beſaß, ſich manchmal ſeiner Fieberfantaſien zu erinnern. — Viel zu ſprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wollt' ich ihm aber dieſes, jenes, erzählen in ruhigen Stunden, ſo winkte er mir Stillſchweigen zu, meinte auch

wohl, ich ſolle ihn ſeinen Gedanken überlaſſen, er arbeite an einer großen Compoſition oder ſonſt. —

Ja, rief Theodor lachend, ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz beſondere Bewandtniß! — Daß Lothar gleich, nachdem die Serapionsbrüder ſich zerſtreut hatten, von dem Dämon der böſen Laune gepackt wurde, weißt du, unmöglich kannſt du aber errathen, welchen beſonderen Gedanken er in dieſer Zeit des Unmuths faßte? — Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag ſchon darnieder) und ſprach: die ſchönſten reichſten Fundgruben für Erzählungen, Mährchen, Novellen, Dramen, ſind alte Chroniken. Cyprian hat das längſt geſagt, und er hat Recht. — Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zuſetzte, doch ſehr gut, daß Lothar da ſaß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, und ſchleppte alle Chroniken zuſammen, deren er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun ſeyn, aber ſeine ganze Fan-

taſie wurde erfüllt von den ſeltſamen tollen Mähren jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er ſich mir in ruhigeren Stunden aufheiternde Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören, als von Krieg und Peſtilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Cometen, Feuer und Waſſersnoth, Hexen Auto da Fe's, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Thaten des Gott ſey bei uns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine ſtarke bedeutende Rolle ſpielt, ſo daß man gar nicht begreifen kann, warum er ſich jetzt ſo ſtill verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Koſtüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Nun ſage mir, Ottmar, ſind ſolche Geſpräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?

Ihr möget, nahm Lothar das Wort, ihr möget mich nicht ungehört verdammen. Wahr iſt es und keck zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches ſteckt für ſchreibluſtige Novelliſten, aber ihr wißt es, niemals hab' ich mich darum ſonderlich be-

kümmert und am wenigſten um Teufeleien nebſt ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novelliſt fertig werden konnte. Nun gerieth ich aber mit Cyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und ſeiner Familie zu thun habe, und geſtand ihm offenherzig, daß ich ſeine Erzählung, der Kampf der Sänger, die ich damals, als er ſie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen ſchützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli und erzählte mir ſo viel aus alten Chroniken und andern verſchollenen Büchern, daß ich ganz wirr wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bittrer Unmuth ergriff, da kam mir, ſelbſt weiß ich nicht wie es geſchah, Cyprians Kampf der Sänger wieder in den Sinn, ja der Teufel ſelbſt erſchien mir in ſchlafloſer Nacht, und indem mir entſetzlich vor dem böſen Kerl graute, konnt' ich ihm doch als ſtets bereiter Aide de Camp

hülfsbedürftiger Novelliſten meine Achtung nicht verſagen. Ich beſchloß Euch allen zum Tort im Grauenhaften und Entſetzlichen unſern Cyprianus noch zu überbieten.

Du, rief Ottmar lachend, du Lothar wollteſt grauenhaft ſeyn und entſetzlich? — Du, deſſen grelle ſkurile Fantaſie nur den Jokusſtab zu ſchwingen vermag?

Ja, erwiederte Lothar, ſo hatt' ich es im Sinn, und der erſte Schritt, den ich dazu that, war, daß ich den alten Chroniken nachſtöberte, die Cyprian als wahre Schatzkäſtlein der Teufelei geprieſen. Aber, ich will Euchs nur geſtehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es gewollt, gedacht. — Das kann, rief Theodor lebhaft, das kann ich bezeugen. O es iſt herrlich wie der Teufel, wie der gräulichſte Hexenprozeß ſich gefügt hat der Laune des Schöpfers von Nußknacker und Mauſekönig! — Vernimm, o mein Ottmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobeſtücklein unſeres wackern Lothar gekommen! — Lothar hatte mich eines Tages eben verlaſſen, als

ich, der ich ſchon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf ſeinem Schreibtiſch das in der That ſehr merkwürdige Buch: Hafftitii Microchronicon berolinenſe, und gerade das Blatt aufgeſchlagen fand, auf dem unter andern ſteht:

„In dieſem Jahr wandelte auch der
„Deuvel öffentlich auf den Straßen von
„Berlin, folgte den Leichenbegängniſſen
„und gebehrdete ſich traurig ꝛc.“

Du wirſt glauben, mein Ottmar, daß mich dieſe kurze erbauliche Nachricht ſehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beſchriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei ſchneller Durchſicht überzeugte, jene ſeltſame Laune des Teufels oder Deuvels mit einer gräulichen Mißgeburt und einem noch gräulicheren Hexenprozeß in die angenehmſte artigſte Verbindung geſetzt hat. Hier ſind dieſe Blätter, ich habe ſie mitgebracht, dir, mein Ottmar, zur Ergötzlichkeit.

Theodor zog ein Paar Blätter aus der Seitentaſche und reichte ſie Ottmar'n hin.

Was, rief Lothar heftig, was, die Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes, die ich längſt vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer ſchillernden Laune, die haſt du mir malitiöſer Weiſe entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu ſetzen bei verſtändigen Leuten von Bildung und Geſchmack? — Her damit! — her mit dem unſeeligen Geſchreibſel, damit ich es in hunderttauſend kleine Stückchen zerreiße und Preis gebe dem Spiel der Winde! —

Mit nichten, ſprach Theodor, vielmehr ſollſt du mir, den du in böſer Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelsſpuk deiner Chroniken, zu einiger Genugthuung, deine Nachricht unſerm Ottmar vorleſen, indem ich dagegen dieſem aufgebe, nichts anders darin zu ſuchen und zu finden als einen tollen Schwank.

Kann ich dir, ſprach Ottmar, indem ein ſeltſames Lächeln auf ſeinem Geſicht vibrirte, kann ich dir denn etwas abſchlagen, o mein Theodor? Du willſt, daß ich mich vor dieſem ungemein ernſten und ſittſamen Mann

was weniges blamire. — Wohlan, es geſchehe alſo!

Lothar nahm die Blätter und las.

Im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und fünfzig ließ ſich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gaſſen von Berlin ein Mann blicken, von feinem ſtattlichen Anſehen. Er trug ein ſchönes Wamms mit Zobel verbrämt, weite Pluderhoſen und geſchlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauſchigtes Sammtbarett mit einer rothen Feder. Seine Gebehrden waren angenehm und ſittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl dieſe mit verbindlichen wohlgeſetzten Reden auf anmuthige Weiſe anzuſprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern unterthänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunſch traget, damit er ſeine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu ſeyn!“ So ſprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Eheliebſten beſcheeren,

der Eurer Schönheit und Tugend ganz wür=
dig!" Eben ſo artig bezeigte er ſich gegen
die Männer, und ſo war es kein Wunder,
daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm
gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an
einer breiten Goſſe ſtand und nicht wußte,
wie hinüber kommen. Denn unerachtet er
ſonſt groß und ſchön gewachſen, hatte er
doch einen lahmen Fuß und mußte ſich auf
einen Krückſtock ſtützen. Reichte ihm nun
einer die Hand, ſo ſprang er mit ihm wohl
an die ſechs Ellen hoch in die Luft, und kam
über die Goſſe hinweg zwölf Schritte davon
auf die Erde nieder. Das verwunderte denn
die Leute wohl ein wenig und mancher ver=
ſtauchte ſich hin und wieder auch wohl das
Bein, der Fremde entſchuldigte ſich aber da=
mit, daß er ſonſt, als noch ſein Fuß nicht
lahm, an dem Hofe des Königs von Un=
garn Vortänzer geweſen, daß ihm daher,
verhelfe man ihm nur zu einigem Springen,
gleich die alte arge Luſt anwandle, und daß
er wider ſeinen Willen dann erklecklich in
die Luft fahren müſſe, als tanze er noch zu

selbiger

ſelbiger Zeit. Dabei beruhigten ſich die Leute und ergötzten ſich zuletzt daran, wenn bald ein Rathsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerther Mann mit dem Fremden hopſte. So luſtig und guter Laune aber auch der Fremde ſchien, ſo änderte ſich doch ſein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weiſe. Denn es begab ſich, daß er Nachts umherging auf den Gaſſen und an die Thüren klopfte. Und öffneten die Leute, ſo ſtand er vor ihnen in weißen Todtenkleidern und erhob ein jämmerliches Geheul und Geſchrei, worüber ſie ſich gar ſehr entſetzten. Andern Tages entſchuldigte er ſich aber, und verſicherte, er ſey genöthigt, das zu thun, um ſich und die guten Bürger an den ſterblichen Leib zu erinnern und an ihre unſterbliche Seele, zu deren Beſten ſie auf ihrer Hut ſeyn müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbniß fand ſich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebehrdete ſich gar traurig, ſo daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen

nicht vermochte, in die geiſtlichen Lieder einzuſtimmen. So wie er ſich aber bei ſolcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, ſo war er auch ganz Vergnügen und Luſt bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar ſtattlich auf dem Rathhauſe ausgerichtet wurden. Da ſang er mit lauter anmuthiger Stimme die unterſchiedlichſten Weiſen, ſpielte auf der Zither, tanzte wohl ſtundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem geſunden Beine, das lahme geſchickt an ſich ziehend, und betrug ſich dabei ſehr ehrbar und ſittig. Das beſte und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern ſahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die ſchönſten Verehrungen machte, von güldenen Ketten und Spangen und anderm köſtlichen Geräth. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde, und ſelbſt dem Churfürſten zu Ohren kam. Der meinte, ein ſolcher ehrenwerther Mann, wie der Fremde, müſſe ſeinen

Hof gar ſehr ſchmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. Der Fremde ſchrieb aber mit zinnoberrothen Buchſtaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und eben ſo viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigſten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches ſeinem Gemüth ganz und gar zuſage, in Frieden genießen zu laſſen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu ſeinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends ſo liebe Menſchen gefunden und ſo viel Treue und Aufrichtigkeit, ſo viel Sinn für feine anmuthige Sitten, wie ſie ganz in ſeiner eignen Art und Weiſe lägen. Der Churfürſt und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die ſchönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es ſein Bewenden.

Es begab ſich, daß zur ſelben Zeit des Rathsherrn Walther Lütkens Ehefrau zum erſtenmal geſegneten Leibes war. Die alte

Wehmutter Barbara Roloffin prophezeihte, daß die hübſche geſunde Frau gewiß eines holden Knäbleins geneſen würde, und ſo war Herr Walther Lütkens ganz Freude und Hoffnung.

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit geweſen, pflegte dann und wann bei ihm einzuſprechen, und ſo kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermuthet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

So wie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob ſie ein lautes helles Freudengeſchrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angeſichts ſich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen ſich rötheten, kurz als wenn Jugend und Schönheit, der ſie längſt Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, ſeh ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ey! — ſeyd mir doch ſchönſtens gegrüßt! — ſo rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen geſunken. Der fuhr ſie aber an mit

zornigen Worten, indem Feuerflammen aus ſeinen Augen ſprühten. Doch niemand verſtand, was er mit der Alten ſprach, die bleich und runzlicht, wie vorher, ſich leiſe wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

Lieber Herr Lütkens, ſprach nun der Fremde zu dem Rathsherrn, ſeht Euch wohl vor, daß in Eurem Hauſe nichts Böſes geſchehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich von ſtatten gehe. Die alte Barbara Roloffin iſt in ihrer Kunſt gar nicht ſo geſchickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne ſie ſchon lange und weiß es wohl, daß ſie ſchon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloſte. Beiden, dem Herrn Lütkens und ſeiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange ſehr ängſtlich und unheimlich zu Muthe geworden, und ſchöpften ſie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn ſie daran dachten, wie die Alte ſich in Gegenwart des Fremden ſo ſeltſamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß ſie wohl gar böſe Künſte treibe. Deshalb verboten ſie ihr,

wieder über die Schwelle des Hauſes zu kommen, und ſahen ſich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geſchah, wurde die alte Barbara Roloffin ſehr zornig und rief: Herr Lütkens und ſeine Hausfrau ſollten das Unrecht, das ſie ihr anthäten, noch ſchwer bereuen.

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als ſeine Hausfrau ſtatt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeiht, einen abſcheulichen Wechſelbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kaſtanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Naſe, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf ſtand ihm zwiſchen den Schultern, der Leib war runzlicht und geſchwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lamentirte gar ſehr. O du gerechter Himmel, rief er, was ſoll denn daraus werden! Kann mein Klei-

nes wohl jemals in des Vaters würdige Fußſtapfen treten? Hat man jemals einen kaſtanienbraunen Rathsherrn geſehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?

Der Fremde tröſtete den armen Herrn Lütkens, ſo gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Geſtaltung betråfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er ſich doch zu behaupten, daß er mit ſeinen dicken großen Augen gar verſtändig umherblicke, und auf der Stirn zwiſchen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Rathsherr, ſo könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft abſonderliche Garſtigkeit ſehr wohl anſtehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders ſein, Herr Lütkens mußte im Herzen ſein Unglück der alten Barbara Roloffin zuſchreiben, zumal als er vernahm, daß ſie während der Niederkunft ſeiner Hausfrau vor der Thüre auf der Schwelle geſeſſen, und Frau Lütkens

unter vielen Thränen verſicherte, daß ſie während den Geburtsſchmerzen das häßliche Geſicht der alten Barbara ſtets vor Augen gehabt und ſolches nicht los werden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandthaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab ſich nemlich, daß nach einiger Zeit ſich um die Mittagsſtunde ein grauſames Wetter und ungeſtümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen ſahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brauſend durch die Lüfte über die Hausdächer und Thürme hinweg geführt und auf einer Wieſe vor Berlin unverſehrt niedergeſetzt wurde.

Nun war an den böſen Höllenkünſten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit ſeiner Anklage hervor und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie läugnete hartnäckig alles, bis man mit der ſcharfen Frage wider ſie verfuhr. Da vermochte ſie nicht, die Schmerzen zu erdulden und geſtand, daß ſie im Bündniß mit dem leidigen Satan ſchon ſeit langer Zeit allerlei heilloſe Zauberkünſte treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütkens verhext, und ihr die abſcheuliche Mißgeburt untergeſchoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teufliſche Galan den Hals umgedreht, viele Chriſtenkinder geſchlachtet und gekocht, um Theurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urtheilsſpruch, der bald erfolgte, ſollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daſelbſt erbaute Gerüſt geführt. Man befahl ihr, den ſchönen Pelz, den ſie angethan, abzulegen, das wollte ſie aber durchaus nicht thun, ſondern beſtand darauf, daß die Henkersknechte

ſie, gekleidet wie ſie war, an den Pfahl binden ſollten, welches denn auch geſchah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der rieſengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinſtarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die ſchwarzen Rauchwolken auf, die praſſelnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da ſchrie ſie mit gellender entſetzlicher Stimme: Satan — Satan! hältſt Du ſo den Pakt, den Du mit mir geſchloſſen! — Hilf, Satan, hilf! meine Zeit iſt noch nicht aus!

Und plötzlich war der Fremde verſchwunden, und von dem Ort, wo er geſtanden, rauſchte eine große ſchwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob ſich kreiſchend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in ſich zuſammen und verlöſchte.

Grauſen und Entſetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß

der ſtattliche Fremde kein anderer geweſen, als der Teufel ſelbſt, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er ſich ſo lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebehrdet, und mit hölliſcher Argliſt den Rathsherrn Walter Lütkens und viele andere weiſe Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß iſt die Macht des Teufels, vor deſſen Argliſt uns Alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, ſchaute er dem Ottmar ins Geſicht mit dem unbeſchreiblich komiſchen ſüßſauern Blick, der ihm zu Gebote ſtand in reger Selbſtironie.

Nun was ſagſt du, rief Theodor, als Ottmar ſchwieg, nun was ſagſt du, Ottmar, zu Lothars artiger Teufeley, an der das Beſte iſt, daß ſie ſich nicht zu breit macht?

Ottmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß

war er ganz ſtill und ernſt geworden. Ich geſtehe, ſprach er jetzt, daß in Lothars Erzählung — Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen ſoll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewiſſen drolligen Naivetät vorherrſcht, die eigentlich dem Charakter des deutſchen Teufels ganz angemeſſen iſt, daß ferner bei dem Hopſen des Teufels mit ehrenwerthen Männern über die Goſſe, bei dem kaſtanienbraunen Schismatiker, der nicht ein ſchöner glauer Rathsherr, wohl aber ein garſtiger Gelehrter werden kann, u. ſ. w. daſſelbe Pferdlein Capriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Nußknacker ſchrieb, doch eben ein anders Pferdlein, mein' ich, hätte er reiten ſollen, und ſelbſt kann ich nicht ſagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemüthlich komiſche Eindruck, den vielleicht die erſten Zeilen hervorbringen könnten, hinſchwindet in Nichts, und aus dieſem Nichts ſich dann zuletzt etwas ganz ungemüthliches, unbehagliches entwickelt, das die Schlußworte, welche wiederum zu jener

Naivetät zurückführen ſollen, nicht zu vertilgen vermögen.

O du aller weiſen Kritiker allerweiſeſter, rief Lothar, der du dem Unbedeutendſten, das ich jemals ſchrieb, die Ehre anthuſt, es Brill auf der Naſe ſorglich zu feciren, vernimm daß es mir ſelbſt längſt zum anatomiſchen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht ſelbſt mein kleines Machwerk das Produkt einer ſchillernden Laune, habe ich nicht ſelbſt das Anathem darüber ausgeſprochen? — Doch es iſt gut, daß ich es Euch vorlas, denn es giebt mir Gelegenheit, über Geſchichten der Art mich recht auszuſprechen und ich hoffe Euern Beifall einzuärndten, ihr guten Serapionsbrüder! — Zuförderſt will ich dir alſo, geliebter Ottmar, recht genau den Keim des unbehaglichen oder beſſer unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erſt ergötzen wollteſt daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebſt. — Mag der ehrliche alte Hafftitz Anlaß gehabt haben, jenes ſeltſame Ereigniß

wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für uns rein fantaſtiſch, und ſelbſt das unheimliche ſpukhafte, das ſonſt dem „furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung" beiwohnt, kann, durch den komiſchen Contraſt in dem es erſcheint, nur jenes ſeltſame Gefühl hervorbringen, das, eine eigenthümliche Miſchung des Grauenhaften und Ironiſchen, uns auf gar nicht unangenehme Weiſe ſpannt. Anders verhält es ſich mit den leidigen Hexengeſchichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen ſeinen Schrecken. Mir wars als ich von der Hinrichtung der Barbara Roloffin las, als ſäh' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen und alle Gräuel der fürchterlichen Hexenprozeſſe traten mir vor die Seele. Ein paar roth funkelnde Augen, ein ſtruppiges ſchwarzes oder graues Haar, ein ausgedörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünſten zuzuſchreiben, ihr in aller juriſti-

ſchen Form zu Leibe zu gehen und ſie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die ſcharfe Frage (Tortur) beſtätigte die unſinnigſten Anklagen und entſchied alles.

Merkwürdig, unterbrach Theodor den Lothar, höchſt merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimüthig ohne allen Zwang ihr Bündniß mit dem Böſen eingeſtanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Original-Akten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum als ich Geſtändniſſe las, vor denen mir die Haut ſchauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menſchlichen Körper in irgend ein Thier verwandelt, von Ritten auf dem Beſenſtiel, kurz von allen den Teufelskünſten, wie ſie in alten Mähren vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frech das unzüchtige Verhältniß mit dem unſaubern hölliſchen Galan, zuweilen ſogar unaufgefordert eingeſtanden. Sagt, wie konnte das geſchehen?

Mit, erwiederte Lothar, mit dem Glauben an das teufliſche Bündniß kam das Bündniß ſelbſt.

Wie? — was ſagſt du? riefen beide, Ottmar und Theodor.

Verſteht, fuhr Lothar fort, verſteht mich nur recht. Gewiß iſt es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an ſeiner ſichtbaren Erſcheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Weſen, die man ſo grauſam mit Feuer und Schwerdt verfolgte, an allem dem wirklich glaubten, deſſen man ſie beſchuldigte. Ja daß manche in böſem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünſte nach dem Bündniſſe mit dem Satan trachteten, Gewinnſtes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zuſtande des Wahnſinns, den Sinn verſtörende Tränke, entſetzliche Beſchwörungen erzeugt, den Böſen erblickten und jenes Bündniß wirklich ſchloſſen, das ihnen übermenſchliche Macht geben ſollte, iſt eben ſo gewiß Die tollſten Hirngeſpinnſte, wie ſie jene Geſtändniſſe enthalten, die auf innerer

Ueber-

Ueberzeugung beruhten, erſcheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche ſeltſame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen ſchon der Hyſterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büßten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewol zu hart, mit dem grauſamſten Tode. Es iſt unmöglich, jenen alten Hexenprozeſſen den Glauben abzuſprechen, in ſofern ſie durch Zeugen oder ſonſt ganz ins Klare geſetzte Thatſachen enthalten, und da findet ſich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert Euch der ſchauderhaften Erzählung unſeres herrlichen Tieck, Liebeszauber benannt. Die grauenhafte fürchterliche That des entſetzlichen Weibes, die das unſchuldige liebliche Kind ſchlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und ſo war oft der Feuertod nur die gerechte Strafe des grauſamſten Mordes.

Mir ſteigt, nahm Theodor das Wort, die Erinnerung auf an einen Moment, in dem mir eine ſolche fluchwürdige That recht

recht dicht vor Augen gerückt wurde und mich mit dem tiefſten Entſetzen erfüllte! — Während meines Aufenthalts in W. beſuchte ich das reizende Luſtſchloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es ſchwimme in dem ſpiegelhellen See, wie ein herrlicher ſtolzer Schwan. Man hatte mir ſchon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Beſitzer deſſelben, der nicht vor gar zu langer Zeit ſtarb, mit Hülfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünſte getrieben haben ſolle, und daß der alte Kaſtellan, verſtehe man ſein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt war mir dieſer Alte höchſt merkwürdig. Denkt Euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefſten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verrathend, denkt Euch, daß dieſer Mann, den Ihr auf den erſten Blick für einen gemeinen Diener hieltet, mit Euch, die Ihr die Landesſprache nicht verſteht, wie Ihr wollt, entweder das reinſte eleganteſte Fran-

zöſiſch, oder eben ſo italiäniſch redet! — Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schickſale ſeines Herrn gedachte, und mich dabei in die Geſchichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu beleben. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemählde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmuck erſcheinen, und wurde immer wärmer und zutraulicher. Endlich ſchloß er ein kleines Kabinett auf, deſſen Fußboden aus weißen Marmortafeln beſtand und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Keſſel von Bronze befindlich. Die Wände ſchienen ihres vormaligen Schmuckes beraubt. Ich wußte, daß ich mich an dem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schloſſes verblendet, bethört durch die Luſt an den üppigen Genüſſen des Lebens, ſich herabgewürdigt haben ſollte zu hölliſchen Verſuchen. Als ich einige Worte darüber fallen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Wehmuth gen Himmel, und ſprach dann tief aufſeufzend: O heilige Jungfrau,

haſt du denn verziehen? — Dann wies er ſchweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefugt lag. Ich betrachtete die Platte genau und wurde gewahr, daß ſich einige röthliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer ſchärfer und ſchärfer hinblickte, hilf Himmel, da traten, wie aus einem deformirten Gemählde, deſſen verſtreute Lineamente ſich nur einen, wenn man es durch ein beſonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menſchlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzzerſchneidenden Jammer des Todeskampfes aus dem Stein anſchaute. Aus der Bruſt quollen Blutstropfen, der übrige Theil des Körpers verlor ſich wie in ein Gewäſſer hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entſetzen, das mich übermannen wollte. Ich war keines Wortes mächtig, ſchweigend verließen wir den ſchauerlichen verhängnißvollen Ort. — Erſt im Park luſtwandelnd überwand ich das unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine

Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kaſtellans konnt' ich ſchließen, daß jenes verruchte Weſen, das ſich dem ſonſt großherzigen gemüthvollen Herrn anzudrängen wußte, ihm den ſchönſten ſeiner Wünſche, unfehlbares dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebesluſt zu erfüllen verhieß, mittelſt ſchwarzer Künſte, und ihn dadurch verlockte zum Entſetzlichen.

Das iſt, rief Ottmar, das iſt etwas für unſern Cyprian, der würde ſich erfreuen an dem blutigen Kinde in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kaſtellan ſehr lieb gewinnen.

Mag, fuhr Theodor fort, mag alles auf thörichter Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verſtreute Fabel ſeyn, mag der beſonders geaderte Stein das Kind ſo darſtellen, wie eine lebendige Fantaſie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Bilder herausfindet, irgend etwas unheimliches muß ſich doch wirklich begeben haben, da ſonſt der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn ſo tief in der Seele getragen, ja

jenem wunderbaren Stein ſolch eine gräßliche Bedeutung gegeben hätte.

Wir wollen, ſprach Ottmar, wir wollen gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Sache hat, für jetzt aber die Hexen Hexen ſeyn laſſen, und uns nur noch einmal zum teutſchen Teufel wenden, über den ich noch einiges beizubringen gedenke. — Ich meine nehmlich, daß die wahrhafte teutſche Gemüthlichkeit ſich recht in der Art ausſpricht, wie der leidige Satan dargeſtellt wird im menſchlichen Leben handthierend. Er verſteht ſich auf alles Unheil, Grauen und Entſetzen, auf alle Verführungskünſte, er vergißt nicht den frommen Seelen nachzuſtellen, um ſo viele als möglich für ſein Reich zu gewinnen; aber dabei iſt er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueſte, pünktlichſte hält er ſich an den geſchloſſenen Kontrakt, und ſo kommt es denn, daß er gar oft überliſtet wird und wirklich als dummer Teufel erſcheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: das iſt ein dum-

mer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des teutſchen Satans hat eine wunderbare Beimiſchung des Burlesken, durch die das eigentlich ſinnverſtörende Grauen, das Entſetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöſt, verquickt wird. Die Kunſt, den Teufel ganz auf dieſe deutſch gemüthliche Weiſe darzuſtellen, ſcheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsſpukgeſchichten iſt jene Miſchung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurſt, oder das Grauenhafte, Unheimliche, zerreißt das Gemüth.

Du vergiſſeſt, unterbrach Lothar den Ottmar, du vergiſſeſt eine neue Erzählung, in der jene Miſchung des wunderbar Gemüthlichen, das wenigſtens an das Komiſche anſtreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich gerathen iſt, und die Wirkung jener einfachen alterthümlichen Teufelsſpukgeſchichten in ganzem Maaß hervorbringt. Ich meine Fouque's meiſterhafte Erzählung: das Galgenmännlein, für deſſen Brüderlein, könnt' es noch geboren werden, ich gern einige Har-

niſchmänner eintauſchen möchte. Trotz des kleinen grauenhaft muntern Kerls in der Flaſche, der in der Nacht herauswächſt und ſich rauhhaarig an die Backe des von fürchterlichen Träumen geängſteten Herrn legt, trotz des entſetzlichen Mannes in der Bergſchlucht, deſſen mächtiger Rappe wie eine Fliege die ſteile Felſenwand hinanklimmt, trotz alles Unheimlichen, das in der Geſchichte gar reichlich vorhanden, iſt die Spannung, die ſie im Gemüth erzeugt, nichts weniger als verſtörend. Die Wirkung gleicht der eines ſtarken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohlthuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebenskraft der einzelnen Bilder liegt es; daß, iſt man beim Schluß ſelbſt von der Wonne des armen Teufels, der ſich glücklich aus den Klauen des böſen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all' die Szenen, die in das Gebiet des gemüthlich Komiſchen ſtreifen, z. B. die Geſchichte vom Halbheller, hell aufleuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend

eine Teufelsgeſchichte mich auf ſo ſeltſam wohlthuende Weiſe geſpannt, aufgeregt hätte, als eben Fouque's Galgenmännlein.

Es iſt, nahm Theodor das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß Fouque den Stoff ſeines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen.

Ich will, erwiederte Lothar, ich will nicht glauben, daß du, ſollte das wirklich der Fall ſeyn, deshalb das Verdienſt des Dichters auch nur im mindeſten geſchmälert achteſt, und ſo mit gewöhnlichen Rezenſenten gleichen Sinnes biſt, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert gleich nachzuſpüren, wo etwa der Grundſtoff zu dieſem und jenem poetiſchen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen ſie dann mit vielem Pomp, ſtolz auf den armen Dichter hinabſehend, der nichts that, als die Figur kneten aus einem Teig, der ſchon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in ſein Inneres aufnahm, als ob die Geſtaltung

des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter bewähren müſſe! — Doch wir wollen uns an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion erinnern, der ſelbſt Geſchichtliches ſo aus ſeinem Innern herauserzählte, wie er Alles ſelbſt mit eignen Augen lebendig erſchaut und nicht wie er es geleſen. —

Du thuſt, ſprach Theodor, du thuſt mir großes Unrecht, Lothar, wenn du glaubſt, ich ſey andrer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig geſtaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewieſen als Heinrich Kleiſt in ſeiner vortrefflichen klaſſiſch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas.

Und, unterbrach Lothar den Freund, und um ſo mehr gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düſtres Verhängniß uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menſchen, ſo wie ſie im Hafftitz ſtehen, ganz mager und ungenügend ſind. Doch weil ich eben des Hafftitz gedenke, ſo will ich Euch nur gleich eine Erzählung vorleſen, zu der ich

manche Grundzüge eben aus dem Micro-chronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhielt, aufſchrieb. Magſt du, o mein Ottmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht ſo arg iſt, als man wohl meinen möchte.

Lothar zog ein Manuſcript hervor und las.

Die Brautwahl,

eine Geſchichte,

in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen.

Erſtes Kapitel.

Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Turnieren, Hexenprozeſſen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbſt-Aequinoktiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann aus dem Kaffeehauſe, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubrin-

gen pflegte, nach ſeiner Wohnung zurück, die in der Spandauerſtraße gelegen. In allem, was er that, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte ſich daran gewöhnt, gerade während es auf den Thürmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr ſchlug, mit dem Rock- und Stielelnausziehen fertig zu werden, ſo daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenſchlage ſich die Nachtmütze über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu verſäumen, da die Uhren ſich ſchon zum Eilfſchlagen anſchickten, wollte er eben mit einem raſchen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsſtraße in die Spandauerſtraße hineinbiegen, als ein ſeltſames Klopfen, das ſich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden feſtwurzelte.

Unten an dem Thurm des alten Rathhauſes wurde er in dem hellen Schimmer der Reverberen eine lange hagere, in einen dunkeln Mantel gehüllte Geſtalt gewahr, die an die verſchloſſene Ladenthüre des Kauf-

manns Warnatz, der dort bekanntlich ſeine Eiſenwaaren feil hält, ſtark und ſtärker pochte, zurücktrat, tief ſeufzte, hinaufblickte nach den verfallenen Fenſtern des Thurms.

„Mein beſter Herr,“ wandte ſich der Geheime Kanzlei-Sekretär gutmüthig zu dem Mann, „mein beſter Herr, Sie irren ſich, dort oben in dem Thurm wohnt keine menſchliche Seele, ja, nehme ich wenige Ratten und Mäuſe und ein Paar kleine Eulen aus, kein lebendiges Weſen. Wollen Sie von dem Herrn Warnatz einiges Vortreffliche in Eiſen oder Stahl erſtehen, ſo müſſen Sie Sich morgen wieder herbemühen.“

„Verehrter Herr Tusmann“ — Geheimer Kanzlei-Sekretär ſeit mehreren Jahren, fiel Tusmann dem Fremden unwillkührlich ins Wort, ungeachtet er etwas verdutzt darüber war, von dem Fremden gekannt zu ſeyn. Der achtete darauf aber gar nicht im mindeſten, ſondern begann von neuem: „Verehrter Herr Tusmann, Sie belieben ſich in meinem Beginnen hier ganz und gar zu irren. Weder der Eiſen- noch der Stahl-

waaren bin ich bedürftig, habe es auch gar nicht mit dem Herrn Warnatz zu thun. Es iſt heute das Herbſt-Aequinoktium und da will ich die Braut ſchauen. Sie hat ſchon mein ſehnſüchtiges Pochen, meine Liebesſeufzer vernommen, und wird gleich oben am Fenſter erſcheinen.“

Der dumpfe Ton, in dem der Mann dieſe Worte ſprach, hatte etwas ſeltſam feierliches, ja geſpenſtiſches, ſo daß es dem Geheimen Kanzlei-Sekretär eiskalt durch alle Glieder rieſelte. Der erſte Schlag der eilften Stunde dröhnte von dem Marien Kirchthurm herab, in dem Augenblicke klirrte und rauſchte es an dem verfallenen Fenſter des Rathhausthurms und eine weibliche Geſtalt wurde ſichtbar. So wie der volle Laternenglanz ihr ins Antlitz fiel, wimmerte Tusmann ganz kläglich: O du gerechter Gott im Himmel, o all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, was iſt denn das!

Mit dem letzten Schlage, und alſo im ſelbigen Augenblick, wo Tusmann, wie ſonſt,

die Schlafmütze aufzuſetzen gedachte, war auch die Geſtalt verſchwunden.

Es war, als hätt' die verwunderliche Erſcheinung den Geheimen Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich ſelbſt gebracht. Er ſeufzte, ſtöhnte, ſtarrte hinauf nach dem Fenſter, lispelte in ſich hinein: Tusmann — Tusmann, Geheimer Kanzlei-Sekretär! — beſinne dich doch nur! werde nicht verrückt, mein Herz! — Laß dich vom Teufel nicht blenden, gute Seele! —

Sie ſcheinen, begann der Fremde, von dem, was Sie ſahen, ſehr ergriffen worden zu ſeyn, beſter Herr Tusmann? — Ich habe bloß die Braut ſchauen wollen, und ihnen ſelbſt, Verehrter, muß dabei noch anderes aufgegangen ſeyn.

Bitte, bitte, wimmerte Tusmann, wollen Sie mir nicht meinen ſchlichten Titel vergönnen, ich bin Geheimer Kanzlei-Sekretär, und zwar in dieſem Augenblick ein höchſt alterirter, ja wie ganz von Sinnen gekommener. Bitte ergebenſt, mein wertheſter Herr, gebe ich Ihnen ſelbſt nicht den gebührenden

Rang, ſo geſchieht das lediglich aus völli-ger Unbekanntſchaft mit ihrer werthen Per-ſon; aber ich will Sie Herr Geheimer Rath nennen, denn deren giebt es in unſerm lie-ben Berlin ſo gar abſonderlich viele, daß man mit dieſem würdigen Titel ſelten irrt. Bitte alſo, Herr Geheimer Rath mögen es mir nicht länger verhehlen, was für eine Braut ſie hier zu der unheimlichen Stunde zu ſchauen gedachten!

Sie ſind, ſprach der Fremde mit erhöh-ter Stimme, Sie ſind ein beſonderer Mann mit ihren Titeln, mit ihrem Rang. Iſt man dann Geheimer Rath, wenn man ſich auf manches Geheimniß verſteht und auch wohl nebenher guten Rath zu ertheilen ver-mag, ſo kann ich wohl billigen Fugs mich ſo nennen. Mich nimmt es Wunder, daß ein ſo in alten Schriften und ſeltenen Ma-nuſcripten beleſener Mann wie Sie, wer-theſter Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, es nicht weiß, daß wenn ein Kundiger — ver-ſtehen Sie wohl! — ein Kundiger, zur eilf-ten Stunde in der Nacht des Aequinoktiums

hier

hier unten an die Thüre oder auch nur an die Mauer des Thurms klopft, ihm oben am Fenſter dasjenige Mädchen erſcheint, das bis zum Frühlings-Aequinoktium die glücklichſte Braut in Berlin wird.

Herr Geheimer Rath, rief Tusmann wie plötzlich begeiſtert von Freude und Entzücken, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath, ſollte das wirklich der Fall ſeyn?

Es iſt nicht anders, erwiederte der Fremde, aber was ſtehen wir hier länger auf der Straße. Sie haben Ihre Schlafſtunde bereits verſäumt, wir wollen uns ſtracks in das neue Weinſtübchen auf dem Alexander-Platz begeben. Es iſt nur darum, daß Sie mehr von mir über die Braut erfahren, wenn Sie wollen, und wieder in die Gemüthsruhe kommen, aus der Sie, ſelbſt weiß ich nicht recht warum, ganz und gar herausgebracht zu ſeyn ſcheinen. —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ein höchſt mäßiger Mann. Seine einzige Erholung beſtand, wie ſchon erwähnt wurde, darin, daß er jeden Abend ein paar Stunden

in einem Kaffeehauſe zubrachte, und politiſche Blätter, Flugſchriften durchlaufend, ja auch in mitgebrachten Büchern ämſig leſend ein Glas gutes Bier genoß. Wein trank er beinahe gar nicht, nur Sonntags nach der Predigt pflegte er in einem Weinkeller ein Gläschen Malaga mit etwas Zwieback zu ſich zu nehmen. Des Nachts zu ſchwärmen war ihm ſonſt ein Gräuel; unbegreiflich ſchien es daher, daß er ſich ohne Widerſtand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu ſagen, von dem Fremden fortziehen ließ, der mit ſtarken durch die Nacht dröhnenden Schritten forteilte nach dem Alexander-Platz.

Als ſie in die Weinſtube eintraten, ſaß nur noch ein einziger Mann einſam an einem Tiſch und hatte ein großes Glas mit Rheinwein gefüllt vor ſich ſtehen. Die tief eingefurchten Züge ſeines Antlitzes zeugten von ſehr hohem Alter. Sein Blick war ſcharf und ſtechend, und nur der ſtattliche Bart verrieth den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben. Dabei war er ſehr altfränkiſch, ungefähr wie man ſich ums

Jahr Eintauſend ſiebenhundert und zwanzig bis dreißig trug, gekleidet, und daher mocht' es wohl kommen, daß er aus längſt vergangener Zeit zurückgekehrt ſchien.

Noch ſeltſamer war aber wohl der Fremde anzuſchauen, auf den Tusmann getroffen.

Ein großer, hagerer, dabei kräftiger, in Gliedern und Muskeln ſtark gebauter Mann, ſcheinbar in den funfziger Jahren. Sein Antlitz mochte ſonſt für ſchön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den ſchwarzen buſchigten Augenbrauen mit jugendlichem Feuer hervor — eine freie offene Stirn — eine ſtark gebogene Adlers-Naſe ein fein geſchlitzter Mund — ein gewölbtes Kinn — das Alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; während aber Rock und Unterkleid nach Art der neueſten Zeit zugeſchnitten waren, gehörten Kragen, Mantel und Baret dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer ſchauerlicher Nacht hinaus ſtralende Blick des Fremden, der dumpfe Ton ſeiner Stim-

me, ſein ganzes Weſen, das durchaus gegen jede Form der jetzigen Zeit grell abſtach, vorzüglich mochte es das alles ſeyn, was in ſeiner Nähe jedem ein ſeltſames beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte.

Der Fremde nickte dem Alten, der am Tiſche ſaß, zu, wie einem alten Bekannten.

Seh' ich Euch einmal wieder nach langer Zeit, rief er, ſeyd Ihr noch immer wohl auf?

Wie Ihr mich findet, erwiederte der Alte mürriſch, wohl und geſund und noch zur rechten Zeit auf den Beinen, und munter und thätig, wenn es darauf ankommt!

Das fragt ſich, das fragt ſich, rief der Fremde laut lachend und beſtellte bei dem aufwartenden Burſchen eine Flaſche des älteſten Franzweins, der im Keller vorhanden.

Mein beſter, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath! — begann Tusmann deprezirend.

Aber der Fremde fiel ihm ſchnell in die Rede: Laſſen wir doch jetzt alle Titel, beſter Herr Tusmann. Ich bin weder Geheimer

Rath noch Geheimer Kanzlei-Sekretär, ſondern nichts mehr und nichts weniger als ein Künſtler, der in edlen Metallen und köſtlichem Geſtein arbeitet, und heiße mit Namen Leonhard.

Alſo ein Goldſchmidt, ein Juwelier, murmelte Tusmann vor ſich hin. Er beſann ſich nun auch, daß er bei dem erſten Anblick des Fremden in der erleuchteten Weinſtube es hätte wohl einſehen müſſen, wie der Fremde unmöglich ein ordentlicher Geheimer Rath ſeyn könne, da er in altdeutſchem Mantel, Kragen und Barett angethan, wie ſolches bei Geheimen Räthen nicht üblich.

Beide, Leonhard und Tusmann, ſetzten ſich nun hin zu dem Alten, der ſie mit einem grinſenden Lächeln begrüßte.

Nachdem Tusmann auf vieles Nöthigen Leonhards ein paar Gläſer des gehaltigen Weins getrunken, trat Röthe auf ſeine blaſſen Wangen; vor ſich hinblickend, den Wein gemüthlich einſchlürfend, lächelte und ſchmunzelte er überaus freundlich, als gingen

die angenehmſten Bilder in ſeinem Innern auf.

Und nun, begann Leonhard, und nun ſagen Sie mir unverholen, beſter Herr Tusmann, warum Sie ſo gar beſonders ſich gebehrdeten, als die Braut im Fenſter des Thurms erſchien, und was jetzt ſo ganz und gar Ihr Inneres erfüllt? Wir ſind, Sie mögen das nun glauben oder nicht, alte Freunde und Bekannte, und vor dieſem guten Mann brauchen Sie ſich gar nicht zu geniren.

O Gott, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o Gott, mein verehrteſter Herr Profeſſor — laſſen Sie mich Ihnen dieſen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein ſehr wackrer Künſtler ſind, könnten Sie mit Fug und Recht Profeſſor bei der Akademie der Künſte ſeyn — Alſo! mein verehrteſter Herr Profeſſor — vermag ich denn zu ſchweigen? Wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — Erfahren Sie es! — Ich gehe, wie man ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, auf Freiers Füßen, und ge-

denke zum Frühlings-Aequinoktium ein glückliches Bräutlein heim zu führen. Konnt' es denn nun wohl fehlen, daß es mir durch alle Adern fuhr, als Sie, verehrteſter Herr Profeſſor, beliebten, mir eine glückliche Braut zu zeigen?

Was, unterbrach der Alte den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit kreiſchender, krächzender Stimme, was? — Sie wollen heirathen? Sie ſind ja viel zu alt dazu, und häßlich wie ein Pavian.

Tusmann erſchrak über die entſetzliche Grobheit des jüdiſchen Alten ſo ſehr, daß er kein Wort heraus zu bringen vermochte.

Nehmen Sie, ſprach Leonhard, dem Alten da das harte Wort nicht übel, lieber Herr Tusmann, er meint es nicht ſo böſe als es wohl den Anſchein haben möchte. Aufrichtig geſagt muß ich aber auch ſelbſt geſtehen, wie es mich bedünken will, daß Sie etwas ſpät ſich zur Heirath entſchloſſen haben, da Sie mir beinahe ein Funfziger zu ſeyn ſcheinen.

Auf den 9ten Oktober am Tage des heiligen Dionyſius erreiche ich mein acht und vierzigſtes Jahr, fiel Tusmann etwas empfindlich ein. Dem ſey, wie ihm wolle, fuhr Leonhard fort, es iſt auch nicht das Alter allein, das Ihnen entgegen ſteht. Sie haben bisher ein einfaches, einſames Junggeſellen-Leben geführt, Sie kennen das weibliche Geſchlecht nicht, Sie werden ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen wiſſen.

Was rathen, was helfen, unterbrach Tusmann den Goldſchmidt, ei beſter Herr Profeſſor. Sie müſſen mich für ungemein leichtſinnig und unverſtändig halten, wenn Sie glauben, daß ich blindlings ohne Rath und Ueberlegung zu handeln im Stande wäre. Jeden Schritt, den ich thue, erwäge und bedenke ich weislich, und als ich mich in der That von dem Liebespfeil des loſen Gottes, den die Alten Cupido nannten, getroffen fühlte, ſollte da nicht all mein Dichten und Trachten dahin gegangen ſeyn, mich für dieſen Zuſtand gehörig auszubilden? — Wird jemand, der ein ſchweres Examen zu

überſtehen gedenkt, nicht ämſig alle Wiſſen⸗ſchaften ſtudiren, aus denen er befragt wer⸗den ſoll? — Nun, verehrteſter Herr Pro⸗feſſor, meine Heirath iſt ein Examen, zu dem ich mich gehörig vorbereite, und wohl zu beſtehen glaube. Sehen Sie, beſter Mann, dieſes kleine Buch, das ich, ſeit ich mich zu lieben und zu heirathen entſchloſſen, beſtändig bei mir trage, und unaufhörlich ſtu⸗dire, ſehen Sie es an, und überzeugen Sie ſich, daß ich die Sache gründlich und ge⸗ſcheut beginne, und keineswegs als ein Un⸗erfahrner erſcheinen werde, ungeachtet mir, wie ich geſtehen will, das ganze weibliche Ge⸗ſchlecht bis dato fremd geblieben.

Mit dieſen Worten hatte der Geheime Kanzlei⸗Sekretär ein kleines in Pergament gebundenes Buch aus der Taſche gezogen und den Titel aufgeſchlagen, welcher folgen⸗dermaßen lautete:

„Kurzer Entwurff der politiſchen Klug⸗
„heit, ſich ſelbſt und andern in allen
„Menſchlichen Geſellſchafften wohl zu
„rathen und zu einer geſcheiden Con-

„duite zu gelangen; Allen Menſchen,
„die ſich klug zu ſeyn dünken, oder
„noch klug werden wollen, zu höchſt
„nöthiger Bedürfniß und ungemeinem
„Nutzen, aus dem Lateiniſchen des
„Herrn Thomasii überſetzt. Nebſt
„einem ausführlichen Regiſter. Frank-
„furt und Leipzig. In Verlag Jo-
„hann Großens Erben. 1710."

Bemerken Sie, ſprach Tusmann mit ſüßem Lächeln, bemerken Sie, wie der würdige Autor im ſiebenten Kapitel, das lediglich vom Heirathen und von der Klugheit eines Hausvaters handelt, §. 6. ausdrücklich ſagt:

„Zum wenigſten ſoll man damit nicht
„eilen. Wer bei vollkommenem männ-
„lichem Alter heirathet, wird ſo viel
„klüger, weil er ſo viel weiſer wird.
„Frühzeitige Heirathen machen unver-
„ſchämte oder argliſtige Leute, und
„werffen ſowohl des Leibes, als des
„Gemüths Kräffte übern Hauffen.
„Das männliche Alter iſt zwar nicht

„ein Anfang der Jugend, dieſelbe aber
„ſoll nicht eher, als mit demſelben zu-
„gleich ſich enden.“

Und dann, was die Wahl des Gegenſtandes betrifft, den man zu lieben und zu heirathen geſonnen, ſo ſagt der vortreffliche Thomaſius §. 9.

„Die Mittelſtraße iſt die ſicherſte, man
„nehme keine allzu Schöne noch Häß-
„liche, keine ſehr Reiche noch ſehr
„Arme, keine Vornehmere noch Ge-
„ringere, ſondern, die mit uns glei-
„chen Standes iſt, und ſo wird auch
„bey den meiſten übrigen Eigenſchaff-
„ten die Mittelſtraße zu treffen das
„Beſte ſeyn.“

Dem bin ich denn auch gefolgt, und habe mit der anmuthigen Perſon, die ich erwählet, nach dem Rath, den Herr Thomaſius im §. 17. ertheilet, nicht nur einmal Converſation gepfleget, weil man durch Verſtellung der Fehler und Annehmung von allerhand Scheintugenden leicht hintergangen werden kann, ſondern zum öftern, da es

denn unmöglich iſt, ſich gänzlich in die Länge zu bergen.

Aber, ſprach der Goldſchmidt, aber mein werther Herr Tusmann, eben dieſer Umgang, oder wie Sie es zu nennen belieben, dieſe Converſation mit den Weibern ſcheint mir, ſoll man nicht getäuſcht werden auf ſchnöde Weiſe, langer Erfahrung und Uebung zu bedürfen.

Auch hierin, erwiederte Tusmann, ſteht der große Thomaſius zur Seite, indem er ſattſam lehrt, wie eine vernünftige angenehme Converſation einzurichten und wie vorzüglich, konverſirt man mit Frauenzimmern, dabei einiger Scherz auf liebliche Art einzumiſchen. Aber Scherzreden, ſagt mein Autor im fünften Kapitel, ſoll man ſich bedienen, wie ein Koch des Salzes, ja ſelbſt der ſpitzigen Redensarten wie eines Gewehrs, nicht andere damit anzutaſten, ſondern zu unſerer Beſchützung, ebenmäßig als ein Igel ſeine Stacheln zu brauchen pfleget. Und ſoll man dabei als ein kluger Mann auf die Gebehrden faſt noch mehr, als auf die Worte

regardiren, indem öfters das, was einer in Diſcurſen verbirget, durch Gebehrden her⸗vorbricht, und die Worte gemeiniglich nicht ſo viel als die übrige Aufführung zu Er⸗weckung Freund⸗ oder Feindſchaft vermögen.

Ich merk' es ſchon, nahm der Gold⸗ſchmidt das Wort, man kommt Ihnen auf keine Weiſe bei, Sie ſind gegen Alles ge⸗wappnet und gerüſtet. Wetten will ich da⸗her auch, daß Sie durch Ihr Betragen die Liebe der von Ihnen erkornen Dame ganz und gar gewonnen.

Ich befleißige mich, ſprach Tusmann, nach Thomaſii Rath einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit, denn dieſe iſt ſo⸗wohl das natürlichſte Merkmal der Liebe, als der natürlichſte Zug und Erweckung der Ge⸗genliebe, gleich wie das Hojanen oder Gäh⸗nen eine ganze Geſellſchaft zur Nachahmung antreibt. Doch gehe ich in der allzugroßen Ehrerbietung nicht zu weit, denn ich bedenke wohl, daß, wie Thomaſius lehrt, die Weiber weder gute noch böſe Engel, ſondern bloße Menſchen, und zwar, den Leibes⸗ und Ge⸗

müthskräften nach, ſchwächere Creaturen ſind, als wir, welches der Unterſchied des Geſchlechts ſattſam anzeiget.

Ein ſchwarz Jahr, rief der Alte ergrimmt, komme über Euch, daß Ihr läppiſches Zeug ſchwaͤtzt ohne Aufhören und mir die gute Stunde verderbt, in der ich hier mich zu erlaben gedachte nach vollbrachtem großen Werk! —

Schweigt nur Alter, ſprach der Goldſchmidt mit erhöhter Stimme, ſeyd froh, daß wir Euch hier leiden; denn mit Euerm brutalen Weſen ſeyd Ihr ein unangenehmer Gaſt, den man eigentlich hinauswerfen ſollte. — Laſſen Sie ſich, wertheſter Herr Tusmann, durch den Alten nicht irren. Sie ſind der alten Zeit hold; Sie lieben den Thomaſius; was mich betrifft, ſo gehe ich noch viel weiter zurück, da ich nur auf die Zeit etwas gebe, der, wie Sie ſehen, zum Theil meine Kleidung angehört. Ja, Verehrter, jene Zeit war wohl herrlicher, als die jetzige, und aus ihr ſtammt noch

jener ſchöne Zauber her, den Sie heute am alten Rathhausthurm geſchaut haben.

Wie das, wertheſter Herr Profeſſor? fragte der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Ei, fuhr der Goldſchmidt fort, damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathhauſe, und ſolche Hochzeiten ſahen ein wenig anders aus, als die jetzigen. — Nun! manche glückliche Braut blickte damals zum Fenſter heraus, und ſo iſt es ein anmuthiger Spuk, wenn noch jetzt ein luftiges Gebilde das, was ſich jetzt begeben wird, weiſſagt aus dem was vor langer Zeit geſchehen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß damals unſer Berlin bei weitem luſtiger und bunter ſich ausnahm, als jetzt, wo alles auf einerlei Weiſe ausgeprägt wird, und man in der Langeweile ſelbſt die Luſt ſucht und findet, ſich zu langweilen. Da gabs Feſte, andere Feſte, als man ſie jetzt erſinnen mag. Ich will nur daran denken, wie im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und achtzig zu Oculi in der Faſten der Churfürſt Auguſtus zu Sachſen mit ſeinem Gemahl und Sohne

Chriſtian von allen anweſenden Herrn herrlich und prächtig zu Cölln eingeholt wurde mit etlichen hundert Pferden. Und die Bürger beider Städte, Berlin und Cölln ſammt den Spandauiſchen, ſtanden zu beiden Seiten vom Cöpenicker Thore bis zum Schloſſe in vollſtändiger Rüſtung. Tages darauf gab es ein ſtattliches Ringrennen, bei dem der Churfürſt zu Sachſen und Graf Joſt zu Barby mit mehreren vom Adel in goldener Kleidung, hohen goldnen Stirnhauben, an Schultern, Ellenbogen und Knien mit goldenen Löwenköpfen, ſonſt an Armen und Beinen mit fleiſchfarbener Seide, als wären ſie bloß geweſen, angethan, wie man die heidniſchen Kämpfer zu malen pflegt. Sänger und Inſtrumentiſten ſaßen verborgen in einer goldenen Arche Noahs, und darauf ein kleiner Knabe mit fleiſchfarbener Seide bekleidet, mit Flügeln, Bogen, Köcher und mit verbundenen Augen, wie der Cupido gemalt wird. Zwei andere Knaben mit ſchönen weißen Straußfedern bekleidet, goldenen Augen und Schnäbeln wie Täubelein führten

die

die Arche, in welcher, wenn der Fürſt ge=rannt und getroffen, die Muſik ertönte. Darauf ließ man etliche Tauben aus der Ar=che, von denen ſich eine auf die ſpitze Zobel=mütze unſers gnädigen Herrn Churfürſten ſetzte, mit den Flügeln ſchlug und eine wel=ſche Arie zu ſingen begann, gar lieblich und viel ſchöner, als ſiebenzig Jahre ſpäter unſer Hofſänger Bernhard Pasquino Groſſo aus Mantua zu ſingen pflegte, wiewohl nicht ſo anmuthig, als zu jetziger Zeit unſere Thea=terſängerinnen, die freilich, zeigen ſie ihre Kunſt, beſſer placirt ſind, als jenes Täube=lein. Dann gab es ein Fußturnier, zu dem zog der Churfürſt von Sachſen mit dem Gra=fen von Barby in einem Schiffe auf, das war mit gelbem und ſchwarzem Zeuge beklei=det, und hatte ein Segel von goldenem Zin=del. Und es ſaß hinter dem Herrn der kleine Knabe, der Tages zuvor Cupido geweſen, mit einem langen bunten Rocke und ſpitzigem Hute von gelbem und ſchwarzem Zeuge und langem grauen Barte. Sänger und Inſtru=mentiſten waren eben ſo gekleidet. Aber

rings um das Schiff tanzten und ſprangen viele Herren vom Adel her, mit Köpfen und Schwänzen von Lachſen, Heringen und andern luſtigen Fiſchen angethan, welches ſich gar anmuthig ausnahm. Am Abend um die zehnte Stunde wurde ein ſchönes Feuerwerk angezündet, welches einige tauſend Schüſſe hatte, in der Geſtalt einer viereckigen Feſtung mit Landsknechten beſetzt, die alle voller Schüſſe waren, und trieben die Büchſenmeiſter viel merkliche Poſſen mit Stechen und Fechten, und ließen feurige Roſſe und Männer, ſeltſame Vögel und andere Thiere in die Höhe fahren mit ſchrecklichem Geraſſel und Gepraſſel. Das Feuerwerk dauerte an die zwei Stunden. — Während der Goldſchmidt dies alles erzählte, gab der Geheime Kanzlei-Sekretär alle Zeichen der innigſten Theilnahme, des höchſten Wohlgefallens von ſich. Er rief mit feiner Stimme: Ei — O — Ach — dazwiſchen, ſchmunzelte, rieb ſich die Hände, rutſchte auf dem Stuhle hin und her, und ſchlürfte dabei ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

Mein verehrteſter Herr Profeſſor, rief er endlich im Fallſett, den ihm die höchſte Freude abzunöthigen pflegte, mein theuerſter, verehrteſter Herr Profeſſor, was ſind das für herrliche Dinge, von denen Sie ſo lebhaft zu erzählen belieben, als wären Sie ſelbſt perſönlich dabei geweſen.

Ei, erwiederte der Goldſchmidt, ſoll ich denn vielleicht nicht dabei geweſen ſeyn?

Tusmann wollte, den Sinn dieſer verwunderlichen Rede nicht faſſend, eben weiter fragen, als der Alte mürriſch zum Goldſchmidt ſprach: Vergeßt doch die ſchönſten Feſte nicht, an denen ſich die Berliner ergötzten in jener Zeit, die Ihr ſo hoch erhebt. Wie auf dem Neumarkt die Scheiterhaufen dampften, und das Blut floß der unglücklichen Schlachtopfer, die auf die entſetzlichſte Weiſe gemartert alles geſtanden, was der tollſte Wahn, der plümpſte Aberglaube nur ſich erträumen konnte.

Ach, nahm der Geheime Kanzlei-Sekretär das Wort, ach, Sie meinen gewiß die ſchnöden Hexen- und Zauberprozeſſe, wie

ſie in alter Zeit ſtatt fanden, mein beſter Herr! – Ja, das war freilich ein ſchlimmes Ding, dem unſere ſchöne Aufklärung ein Ende gemacht hat.

Der Goldſchmidt warf ſeltſame Blicke auf den Alten und auf Tusmann, und fragte endlich mit geheimnißvollem Lächeln dieſen: kennen Sie die Geſchichte vom Münzjuden Lippold, wie ſie ſich im Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und ſiebenzig zutrug?

Noch ehe Tusmann antworten konnte, fuhr der Goldſchmidt weiter fort: großen Betruges und arger Schelmerei war der Münzjude Lippold angeklagt, der ſonſt das Vertrauen des Churfürſten beſaß, dem ganzen Münzweſen im Lande vorſtand, und allemal, wenn es Noth that, gleich mit bedeutenden Summen bei der Hand war. Sey es aber nun, daß er ſich gut auszureden wußte, oder daß ihm andere Mittel zu Gebote ſtanden, ſich vor den Augen des Churfürſten rein zu waſchen von aller Schuld, oder daß, wie man damals ſich auszudrücken pflegte, etzliche, die beim Herrn Thun und

Laſſen waren, mit der ſilbernen Büchſe geſchoſſen; genug, es war an dem, daß er als unſchuldig loskommen ſollte; er wurde nur noch in ſeinem kleinen in der Stralauer Straße belegenen Hauſe von Bürgern bewacht. Da trug es ſich zu, daß er ſich mit ſeinem Weibe erzürnte, und daß dieſe in zornigem Muthe ſprach: Wenn der gnädige Herr Churfürſt nur wüßte, was du für ein böſer Schelm biſt, und was für Bubenſtücke du mit deinem Zauberbuche kannſt zu Wege bringen, würdeſt du lange kalt ſeyn. Das wurde dem Churfürſten berichtet, der ließ ſtrenge nachforſchen in Lippolds Hauſe nach dem Zauberbuche, das man endlich fand, und das, als es Leute, die deſſen Verſtand hatten, laſen, ſeine Schelmerei klar an den Tag brachte. Böſe Künſte hatte er getrieben, um den Herrn ſich ganz zu eigen zu machen, und das ganze Land zu beherrſchen, und nur des Churfürſten Gottſeligkeit hatte dem ſataniſchen Zauber widerſtanden. Lippold wurde auf dem Neumarkt hingerichtet, als aber die Flamme ſeinen Körper und das Zauberbuch

verzehrten, kam unter dem Gerüſt eine große Maus hervor, und lief ins Feuer. Viele Leute hielten die Maus für Lippolds Zauberteufel.

Während der Goldſchmidt dies erzählte, hatte der Alte beide Arme auf den Tiſch geſtützt, die Hände vors Geſicht gehalten, und geſtöhnt und geächzt, wie einer, der große unerträgliche Schmerzen leidet.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien dagegen nicht ſonderlich auf des Goldſchmidts Worte zu achten. Er war über die Maßen freundlich, und in dem Augenblick von ganz andern Gedanken und Bildern erfüllt. Als nemlich der Goldſchmidt geendet, fragte er ſchmunzelnd mit ſüß liſpelnder Stimme: Aber ſagen Sie mir nur, mein allerwertheſter hochverehrteſter Herr Profeſſor, war denn das wirklich die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, die aus dem verfallenen Fenſter des Rathhaus-Thurmes mit ihren ſchönen Augen auf uns herniederblickte?

Was, fuhr ihn der Goldſchmidt wild an, was haben Sie mit der Albertine Voßwinkel?

Nun, erwiederte Tusmann kleinlaut, nun du mein lieber Himmel, das iſt ja eben diejenige holde Dame, die ich zu lieben und zu heirathen unternommen.

Herr, rief nun der Goldſchmidt blutroth im ganzen Geſicht und glühenden Zorn in den feuerſprühenden Augen, Herr, ich glaube, Sie ſind vom Teufel beſeſſen oder total wahnſinnig? Sie wollen die ſchöne blutjunge Albertine Voßwinkel heirathen? Sie alter abgelebter armſeliger Pedant? Sie, der Sie mit all' Ihrer Schulgelehrſamkeit, mit ſammt Ihrer aus dem Thomaſius geſchöpften politiſchen Klugheit nicht drei Schritt über Ihre eigne Naſe wegſehen können? — Solche Gedanken laſſen Sie ſich nur vergehen, ſonſt könnte Ihnen noch in dieſer Aequinoktial-Nacht das Genick gebrochen werden.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſonſt ein ſanfter friedfertiger, ja furchtſamer Mann, der niemanden, wurde er auch angegriffen, ein hartes Wort ſagen konnte. Zu ſchnöde waren aber wohl des Goldſchmidts Worte, und kam noch hinzu, daß Tusmann mehr

ſtarken Wein als er gewohnt, getrunken hatte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, wie ſonſt niemals, zornig auffuhr, und mit gellender Stimme rief: Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, mein unbekannter Herr Goldſchmidt, was Sie berechtigt, mir ſo zu begegnen? — Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindiſche Künſte, und vermeſſen ſich, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel ſelbſt lieben zu wollen, und haben die Dame portraitirt auf Glas und mir mittelſt einer Laterna magica, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildniß gezeigt am Rathhausthurm! — O mein Herr, auch ich verſtehe mich auf ſolche Dinge, und Sie verfehlen den Weg, wenn Sie glauben, mich durch Ihre Künſte, durch Ihre groben Redensarten einzuſchüchtern! —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſprach nun der Goldſchmidt gelaſſen und ſonderbar lächelnd, nehmen Sie ſich in Acht, Tusmann, Sie haben es hier mit kurioſen Leuten zu thun.

Aber in dem Augenblick grinzte, ſtatt des Goldſchmidts, ein abſcheuliches Fuchsgeſicht den Geheimen Kanzlei-Sekretär an, der, von dem tiefſten Entſetzen erfaßt, zurück ſank in den Seſſel.

Der Alte ſchien ſich über des Goldſchmidts Verwandlung weiter gar nicht zu verwundern, vielmehr hatte er auf einmal ſein mürriſches Weſen ganz verloren, und rief lachend: Sehen Sie doch, welch hübſcher Spaß; — aber das ſind brodloſe Künſte, da weiß ich beſſeres, und vermag Dinge, die Dir ſtets zu hoch geblieben ſind, Leonhard.

Laß doch ſehen, ſprach der Goldſchmidt, der nun wieder ſein menſchliches Geſicht angenommen, ſich ruhig an den Tiſch ſetzend, laß doch ſehen, was Du kannſt.

Der Alte holte einen großen ſchwarzen Rettig aus der Taſche, putzte und ſchälte ihn mit einem kleinen Meſſer, das er ebenfalls hervorgezogen, ſauber ab, zerſchnitt ihn in dünne Scheiben, und legte dieſe auf den Tiſch.

Aber ſo wie er mit geballter Fauſt auf eine Rettigſcheibe ſchlug, ſprang klappernd ein ſchön ausgeprägtes flimmerndes Goldſtück hervor, das er faßte, und dem Goldſchmidt zuwarf. Doch, ſo wie dieſer das Goldſtück auffing, zerſtäubte es in tauſend kniſternde Funken. Das ſchien den Alten zu ärgern, immer raſcher und ſtärker prägte er die Rettigſcheiben aus, immer praſſelnder zerſprangen ſie in des Goldſchmidts Hand.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ganz außer ſich betäubt von Entſetzen und Angſt; endlich raffte er ſich mit Gewalt auf aus der Ohnmacht, der er nahe war, und ſprach mit bebender Stimme: da will ich mich doch den hochzuverehrenden Herren lieber ganz gehorſamſt empfehlen; ſprang alsbald, nachdem er Hut und Stock ergriffen, ſchnell zur Thüre heraus.

Auf der Straße hörte er, wie die beiden Unheimlichen hinter ihm her eine gellende Lache aufſchlugen, vor der ihm das Blut in den Adern gefror.

Zweites Kapitel.

Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, ſich ein Liebesverſtändniß erſchloß, nachdem die Verliebten ſchon früher mit den Köpfen an einander gerannt.

Auf weniger verfängliche Weiſe, als der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann, hatte der junge Maler Edmund Lehſen die Bekanntſchaft des alten wunderlichen Goldſchmidts Leonhard gemacht.

Edmund entwarf gerade an einer einſamen Stelle des Thiergartens eine ſchöne Baumgruppe nach der Natur, als Leonhard zu ihm trat, und ohne Umſtände ihm über die Schulter ins Blatt hineinſah. Edmund ließ ſich gar nicht ſtören, ſondern zeichnete emſig fort, bis der Goldſchmidt rief: das iſt ja eine ganz ſonderbare Zeichnung, lieber junger Mann, das werden ja am Ende keine Bäume, das wird ja ganz etwas anders.

Merken Sie etwas, mein Herr? ſprach Edmund mit leuchtenden Blicken. Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, ich meine, aus den

dicken Blättern da kukten allerlei Geſtalten heraus im bunteſten Wechſel, bald Genien, bald ſeltſame Thiere, bald Jungfrauen, bald Blumen. Und doch ſollte das Ganze wohl nur ſich zu jener Baumgruppe uns gegenüber geſtalten, durch die die Stralen der Abendſonne ſo lieblich funkeln.

Ei, mein Herr, rief Edmund, Sie haben entweder einen gar tiefen Sinn, ein durchſchauendes Auge für dergleichen, oder ich war in dieſen Augenblicken glücklicher im Darſtellen meiner innerſten Empfindung, als jemals. Iſt es Ihnen nicht auch ſo, wenn Sie ſich in der Natur ganz Ihrem ſehnſüchtigen Gefühl überlaſſen, als ſchauten durch die Bäume, durch das Gebüſch, allerlei wunderbare Geſtalten Sie mit holden Augen an? — Das war es, was ich in dieſer Zeichnung recht verſinnlichen wollte, und ich merke, es iſt mir gelungen.

Ich verſtehe, ſprach Leonhard etwas kalt und trocken, Sie wollten frei von allem eigentlichen Studium ſich Raſt geben, und

in einem anmuthigen Spiel Ihrer Fantaſie ſich erheitern und erkräftigen.

Keineswegen, mein Herr! erwiederte Edmund, gerade dieſe Art nach der Natur zu zeichnen, halte ich für mein beſtes, nutzenvollſtes Studiren. Aus ſolchen Studien trag' ich das wahrhaft Poetiſche, Fantaſtiſche in die Landſchaft. Dichter muß der Landſchaftsmaler eben ſo gut ſeyn, als der Geſchichtsmaler, ſonſt bleibt er ewig ein Stümper.

Hilf Himmel, rief Leonhard, auch Sie, lieber Edmund Lehſen. —

Wie, unterbrach Edmund den Goldſchmidt, wie, Sie kennen mich, mein Herr!

Warum, erwiederte Leonhard, ſoll ich Sie denn nicht kennen? — Ich machte Ihre erſte werthe Bekanntſchaft in einem Augenblick, auf den Sie ſich wahrſcheinlich nicht ſehr deutlich beſinnen werden, nemlich, als Sie ſo eben geboren waren. Für die wenige Welterfahrung, die Sie damals beſitzen konnten, hatten Sie ſich überaus ſittig und klug betragen, Ihrer Frau Mama ungemein wenig Mühe gemacht, und ſogleich ein ſehr

wohlklingendes Freudengeſchrei erhoben, auch heftig ans Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rath nicht verweigern durfte, da nach dem Ausſpruch der neueſten Aerzte dieſes den neugebornen Kindern nicht nur keinesweges ſchadet, ſondern vielmehr wohlthätig auf Ihren Verſtand, auf Ihre phyſiſchen Kräfte überhaupt wirkt. Ihr Herr Papa war auch dermaßen fröhlich, daß er auf einem Beine im Zimmer herumhopste, und aus der Zauberflöte ſang: Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc. Nachher gab er mir Ihre kleine Perſon in die Hände und bat mich, Ihr Horoskop zu ſtellen, welches ich auch that. Dann kam ich noch öfters in Ihres Vaters Haus und Sie verſchmähten nicht, manche Tüte Roſinen und Mandeln aufzunaſchen, die ich Ihnen mitbrachte. Nachher ging ich auf Reiſen, Sie mochten damals ſechs oder acht Jahr alt ſeyn. Dann kam ich hieher nach Berlin, ſah Sie und vernahm mit Vergnügen, daß Ihr Vater Sie aus Müncheberg hieher geſchickt, um die edle Malerkunſt zu ſtudiren, für welches

Studium in Müncheberg eben nicht ſonderlicher Fond vorhanden an Bildern, Marmorn, Bronzen, Gemmen und andern bedeutenden Kunſtſchätzen. Ihre gute Vaterſtadt kann ſich darin nicht mit Rom, Florenz oder Dresden meſſen, wie vielleicht künftig Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefiſcht und hieher transportirt werden. —

Mein Gott, ſprach Edmund, jetzt gehen mir alle Erinnerungen aus meiner früheſten Jugend lebhaft auf. Sind Sie nicht Herr Leonhard?

Allerdings, erwiederte der Goldſchmidt, heiße ich Leonhard und nicht anders, indeſſen möcht' es mich doch wundern, wenn Sie ſich aus ſo früher Zeit meiner noch erinnern ſollten.

Und doch, fuhr Edmund fort, iſt es der Fall. Ich weiß, daß ich mich jedesmal, wenn Sie in meines Vaters Hauſe erſchienen, ſehr freute, weil Sie mir immer allerlei Näſchereien mitbrachten, und ſich überhaupt viel mit mir abgaben, und dabei verließ mich

nicht eine ſcheue Ehrfurcht, ja eine gewiſſe Angſt und Beklommenheit, die oft noch fortdauerte, wenn Sie ſchon weggegangen waren. Aber noch mehr ſind es die Erzählungen meines Vaters von Ihnen, die Ihr Andenken in meiner Seele friſch erhalten haben. Er rühmte ſich Ihrer Freundſchaft, da Sie ihn mit beſonderer Gewandtheit aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen, wie ſie im Leben wohl vorkommen, glücklich gerettet hatten. Mit Begeiſterung ſprach er aber davon, wie Sie in die tiefen geheimen Wiſſenſchaften eingedrungen, über manche verborgene Naturkraft geböten nach Willkühr, und manchmal — verzeihen Sie — gab er nicht undeutlich zu verſtehen, Sie wären wohl am Ende, das Ding bei Lichte beſehen, Ahasverus, der ewige Jude! —

Warum nicht gar der Rattenfänger von Hameln, oder der Alte Ueberall und Nirgends, oder das Petermännchen, oder ſonſt ein Kobold, unterbrach der Goldſchmidt den Jüngling; aber wahr mag es ſeyn und ich will es gar nicht leugnen, daß es mit mir

eine

eine gewiſſe eigene Bewandtniß hat, von der ich nicht ſprechen darf, ohne Aergerniß zu erregen. Ihrem Herrn Papa habe ich in der That viel Gutes erzeigt durch meine geheimen Künſte; vorzüglich erfreute ihn gar ſehr das Horoskop, das ich Ihnen ſtellte nach Ihrer Geburt.

Nun, ſprach der Jüngling, indem hohe Röthe ſeine Wangen überflog, nun, mit dem Horoskop war es eben nicht ſo ſehr erfreulich. Mein Vater hat es mir oft wiederholt, Ihr Ausſpruch ſey geweſen, es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künſtler, oder ein großer Narr. — Wenigſtens hab' ich es aber dieſem Ausſpruch zu verdanken, daß mein Vater meiner Neigung zur Kunſt freien Lauf ließ, und glauben Sie nicht, daß Ihr Horoskop zutreffen wird?

O ganz gewiß, erwiederte der Goldſchmidt ſehr kalt und gelaſſen, es iſt gar nicht daran zu zweifeln, denn Sie ſind eben jetzt auf dem ſchönſten Wege, ein großer Narr zu werden.

Wie, mein Herr, rief Edmund betroffen, wie mein Herr, Sie ſagen mir das ſo gerade zu ins Geſicht? Sie —

Es liegt, fiel ihm der Goldſchmidt ins Wort, nun gänzlich an Dir, der ſchlimmen Alternative meines Horoskops zu entgehen und ein tüchtiger Künſtler zu werden. Deine Zeichnungen, Deine Entwürfe, verrathen eine reiche lebendige Fantaſie, eine rege Kraft des Ausdrucks, eine kecke Gewandtheit der Darſtellung; auf dieſe Fundamente läßt ſich ein wackeres Gebäude aufführen. Laß' ab von aller modiſchen Ueberſpanntheit, und gieb Dich ganz hin dem ernſten Studium. Ich rühm' es, daß Du nach der Würde und Einfachheit der alten deutſchen Maler trachteſt, aber auch hier magſt Du ſorglich die Klippe vermeiden, an der ſo viele ſcheitern. Es gehört wohl ein tiefes Gemüth, eine Seelenkraft, die der Erſchlaffung der modernen Kunſt zu widerſtehen vermag, dazu, ganz aufzufaſſen den wahren Geiſt der alten deutſchen Meiſter, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde. Nur dann wird ſich

aus dem Innerſten heraus der Funke ent=zünden, und die wahre Begeiſterung Werke ſchaffen, die ohne blinde Nachahmerei eines beſſeren Zeitalters würdig ſind. Aber jetzt meinen die jungen Leute, wenn ſie irgend ein bibliſches Bild mit klapperdürren Figu=ren, ellenlangen Geſichtern, ſteifen eckigten Gewändern und falſcher Perſpektive zuſammen=ſtoppeln, ſie hätten gemalt in der Manier der alten deutſchen hohen Meiſter. Solche geiſtes=todte Nachähmler mögen dem Bauerjungen zu vergleichen ſeyn, der in der Kirche bei dem Vater=Unſer den Hut vor die Naſe hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wiſſe er auch das Gebet nicht, ſo kenne er doch die Melodie davon.

Der Goldſchmidt ſprach noch viel Wah=res und Schönes über die edle Kunſt der Malerei, und gab dem künſtleriſchen Edmund weiſe vortreffliche Lehren, ſo daß dieſer, ganz durchdrungen, zuletzt fragte, wie es möglich ſey, daß Leonhard ſo viel Kenntniß habe er=werben können, ohne ſelbſt Maler zu ſeyn, und daß er ſo im Verborgenen lebe, ohne

ſich Einfluß zu verſchaffen auf die Kunſtbeſtrebungen aller Art?

Ich habe, erwiederte der Goldſchmidt mit ſehr mildem ernſten Ton, ich habe Dir ſchon geſagt, daß eine lange, ja in der That ſehr wunderbar lange Erfahrung meinen Blick, mein Urtheil geſchärft hat. Was aber meine Verborgenheit betrifft, ſo bin ich mir bewußt, daß ich überall etwas ſeltſam auftreten würde, wie es nun einmal nicht nur meine ganze Organiſation, ſondern auch das Gefühl einer gewiſſen mir inwohnenden Macht gebietet, und dies könnte mein ganzes ruhiges Leben hier in Berlin verſtören. Ich gedenke noch eines Mannes, der in gewiſſer Hinſicht mein Ahnherr ſeyn könnte, und der mir ſo in Geiſt und Fleiſch gewachſen iſt, daß ich zuweilen im ſeltſamen Wahn glaube, ich ſey es eben ſelbſt. Niemanden anders meine ich, als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuſer zum Thurm, der ums Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin am Hofe des Churfürſten Johann George lebte. Damals war, wie Du

wiſſen wirſt, jeder Chemiker ein Alchymiſt, und jeder Aſtronom ein Aſtrolog genannt, und ſo mochte Turnhäuſer auch beides ſeyn. So viel iſt indeſſen gewiß, daß Turnhäuſer die merkwürdigſten Dinge zu Stande brachte, und außerdem ſich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indeſſen den Fehler, ſeine Wiſſenſchaft überall geltend machen zu wollen, ſich in alles zu miſchen, überall mit Rath und That bei der Hand zu ſeyn. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit ſeinem Reichthum, iſt er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, ſich am erſten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es ſich, daß man dem Churfürſten eingeredet hatte, Turnhäuſer vermöge Gold zu machen, und daß dieſer, ſey es nun, weil er ſich wirklich nicht darauf verſtand, oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, hartnäckig verweigerte, zu laboriren. Da kamen Turnhäuſers Feinde, und redeten zum Churfürſten: Seht Ihr wohl, was das für ein verſchmitzter unverſchämter Geſelle iſt? Er prahlt mit Kenntniſſen, die er nicht beſitzt, und

treibt allerlei zauberiſche Poſſen und jüdiſche Händel, die er büßen ſollte, mit ſchmachvollem Tode, wie der Jude Lippolt. Turnhäuſer war ſonſt wirklich ein Goldſchmidt geweſen, das kam heraus, und nun beſtritt man ihm vollends alle Wiſſenſchaft, die er doch ſattſam an den Tag gelegt. Man behauptete ſogar, daß er all' die ſcharfſinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognoſtica, die er herausgegeben, nicht ſelbſt verfertigt, ſondern ſich habe machen laſſen von andern Leuten um baares Geld. Genug Haß, Neid, Verläumdung, brachten es dahin, daß er, um dem Schickſal des Juden Lippolt zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlaſſen mußte. Da ſchrien die Widerſacher, er habe ſich zum päbſtiſchen Haufen begeben, das iſt aber nicht wahr. Er ging nach Sachſen und trieb ſein Goldſchmidts-Handwerk, ohne der Wiſſenſchaft zu entſagen. —

Edmund fühlte ſich auf wunderbare Weiſe zu dem alten Goldſchmidt hingezogen, und dieſer lohnte ihm das ehrfurchtsvolle Vertrauen, wie er es gegen ihn äußerte, da-

durch, daß er nicht allein in ſeinem Kunſtſtudium ſein ſtrenger, aber tief belehrender Kritiker blieb, ſondern ihm auch in Anſehung der Bereitung und Miſchung der Farben gewiſſe Geheimniſſe, die den alten Malern zu Gebote ſtanden, entdeckte, welche ſich in der Ausführung auf das herrlichſte bewährten.

So bildete ſich nun zwiſchen Edmund und dem alten Leonhard das Verhältniß, in dem der hoffnungsvolle geliebte Zögling mit dem väterlichen Lehrer und Freunde ſteht.

Bald darauf begab es ſich, daß an einem ſchönen Sommerabende bei dem Hofjäger im Thiergarten dem Commiſſionsrath Herrn Melchior Voßwinkel kein einziger von den mitgebrachten Zigarren brennen wollte. Sie hatten ſämmtlich keine Luft. Mit ſteigendem Unwillen warf der Commiſſionsrath einen nach dem andern an die Erde, und rief zuletzt: O Gott, hab' ich darum mit vieler Mühe und nicht unbedeutenden Koſten Zigarren direkte aus Hamburg verſchrieben, damit mich die ſchmählichen Dinger in meiner beſten Luſt ſtören ſollten? — Kann ich jetzt

wohl auf vernünftige Weiſe die ſchöne Natur genießen, und einen nützlichen Diskurs führen? — Es iſt doch entſetzlich!

Er hatte dieſe Worte gewiſſermaßen an Edmund Lehſen gerichtet, der neben ihm ſtand, und deſſen Zigarro ganz fröhlich dampfte.

Edmund, ohne den Commiſſionsrath weiter zu kennen, zog ſogleich ſeine gefüllte Zigarrenbüchſe hervor und reichte ſie freundlich dem Verzweifelnden hin, mit der Bitte, zuzulangen, da er für die Güte und Brennbarkeit der Zigarren einſtehe, ungeachtet er ſie nicht direkte von Hamburg bekommen, ſondern aus einem Laden in der Friedrichsſtraße erkauft habe.

Der Commiſſionsrath, ganz Freude und Fröhlichkeit, langte mit einem: bitt' ganz ergebenſt, wirklich zu, und als nur kaum mit dem brennenden Fidibus berührt die feinen lichtgrauen Wolken aus dem angenehmen Glimmſtengel oder Tabacksröhrlein, wie die Puriſten den Zigarro benannt haben wollen, ſich emporkräuſelten, rief der Mann ganz

entzückt: O mein wertheſter Herr, Sie reißen mich wirklich aus arger Verlegenheit! — Tauſend Dank dafür, und beinahe möcht' ich unverſchämt genug ſeyn, Sie, wenn dieſer Zigarro verraucht, um einen zweiten zu bitten.

Edmund verſicherte, daß er über ſeine Zigarrenbüchſe gebieten könne, und beide trennten ſich dann.

Als nun aber, da es ſchon ein wenig zu dämmern begann, Edmund den Entwurf eines Bildes im Kopfe, mithin ziemlich abweſend und die bunte Geſellſchaft nicht beachtend, ſich durch Tiſche und Stühle drängte, um ins Freie zu kommen, ſtand plötzlich der Commiſſionsrath wieder vor ihm und fragte ſehr freundlich, ob er nicht an ſeinem Tiſch Platz nehmen wolle. Im Begriff, es auszuſchlagen, weil er ſich hinausſehnte in den Wald, fiel ihm ein Mädchen ins Auge, das die Jugend, Anmuth, der Liebreiz ſelbſt, an dem Tiſche ſaß, von dem der Commiſſionsrath aufgeſtanden war.

Meine Tochter Albertine, ſprach der Commiſſionsrath zu Edmund, der regungslos das Mädchen anſtarrte und beinahe vergaß, ſie zu begrüßen. Er erkannte auf den erſten Blick in Albertinen das bildſchöne mit der höchſten Eleganz gekleidete Frauenzimmer wieder, das er in der vorjährigen Kunſtausſtellung vor einer von ſeinen Zeichnungen antraf. Sie erklärte mit Scharfſinn der ältern Frau und den beiden jungen Mädchen, die mit ihr gekommen, den Sinn des fantaſtiſchen Gebildes, ſie ging ein auf Zeichnung, Gruppirung, ſie rühmte den Meiſter, der das Werk geſchaffen, und bemerkte, daß es ein ſehr junger hoffnungsvoller Künſtler ſeyn ſolle, den ſie wohl kennen zu lernen wünſche. Edmund ſtand dicht hinter ihr, und ſog begierig das Lob ein, das von den ſchönſten Lippen floß. Vor lauter ſüßer Angſt und bangem Herzklopfen vermochte er es nicht über ſich, hervorzutreten als Schöpfer des Bildes. — Da läßt Albertine den Handſchuh, den ſie eben von der Hand gezogen, auf die Erde fallen; ſchnell bückt ſich Ed-

mund ihn aufzuheben, Albertine ebenfalls, beide fahren mit den Köpfen zuſammen, daß es knackt und kracht! — Herr Gott im Himmel, ruft Albertine vor Schmerz ſich den Kopf haltend.

Entſetzt prallt Edmund zurück, tritt bei dem erſten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquiekt, bei dem zweiten einem podagriſchen Profeſſor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrülle erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tauſend Teufeln in die flammende Hölle wünſcht. Und aus allen Sälen laufen die Menſchen herbei und alle Lorgnetten ſind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem troſtloſen Wimmern des wunden Mopſes, unter dem Fluchen des Profeſſors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kickern und Lachen der Mädchen über und über glühend vor Schaam, ganz verzweifelt herausſtürzt, während mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläſchchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit ſtarkem Waſſer reiben. —

Schon damals, in dem kritiſchen Augenblick des lächerlichen Auftritts, war Edmund, ohne doch deſſen ſich ſelbſt deutlich bewußt zu ſeyn, in Liebe gekommen, und nur das ſchmerzliche Gefühl ſeiner Tölpelei hielt ihn zurück, das Mädchen an allen Ecken und Enden der Stadt aufzuſuchen. Er konnte ſich Albertinen nicht anders denken, als mit rother wunder Stirn und den bitterſten Vorwurf, den entſchiedenſten Zorn im Geſicht, im ganzen Weſen.

Davon war aber heute nicht die mindeſte Spur anzutreffen. Zwar erröthete Albertine über und über, als ſie den Jüngling erblickte, und ſchien eben ſo ſehr außer Faſſung; als aber der Commiſſionsrath ihn um Stand und Namen fragte, fiel ſie holdlächelnd mit ſüßer Stimme ein, daß ſie ſehr irren müßte, wenn ſie nicht Herrn Lehſen vor ſich ſähe, den vortrefflichen Künſtler, deſſen Zeichnungen, deſſen Gemälde ihr tiefſtes Gemüth ergriffen.

Man kann denken, daß dieſe Worte Edmunds Inneres zündend durchfuhren wie ein

elektriſcher Schlag. Begeiſtert wollte er aus-brechen in die vortrefflichſten Redensarten, der Commiſſionsrath ließ es aber nicht dazu kommen, ſondern drückte den Jüngling ſtür-miſch an die Bruſt und ſprach: Beſter! um den verſprochenen Zigarro! — Und dann weiter, während er den Zigarro, den ihm Edmund darbot, geſchickt mit dem Brenn-ſtoff, der noch in der Aſche des eben ver-rauchten enthalten, anzündete: alſo ein Ma-ler ſind Sie, und zwar ein vortrefflicher, wie meine Tochter Albertine behauptet, die ſich auf dergleichen Dinge genau verſteht. — Nun das freut mich außerordentlich, ich liebe die Malerei, oder um mit meiner Tochter Albertine zu reden, die Kunſt überhaupt ganz ungemein, ich habe einen wahren Nar-ren daran gefreſſen! — bin auch Kenner — ja wahrhaftig ein tüchtiger Kenner von Ge-mälden, mir kann eben ſo wenig, als mei-ner Tochter Albertine, jemand ein X vor ein U machen, wir haben Augen — wir ha-ben Augen! — Sagen Sie mir, theurer Maler, ſagen Sie mirs ehrlich ohne Scheu,

nicht wahr, Sie ſind der wackre Künſtler, vor deſſen Gemälden ich täglich vorbeigehe und jedesmal ſtehen bleibe wohl einige Minuten lang, weil ich vor lauter Freude über die ſchönen Farben gar nicht loskommen kann?

Edmund begriff nicht recht, wie es der Commiſſionsrath anſtellen ſollte, täglich bei ſeinen Gemälden vorüber zu gehen, da er ſich nicht erinnern konnte, jemals Aushängeſchilder gemalt zu haben. Nach einigem Hin- und Herfragen kam es aber heraus, daß Melchior Voßwinkel nichts anders meinte, als die lackirten Theebretter, Ofenſchirme und dergleichen in dem Stobwaſſerſchen Laden unter den Linden, die er in der That jeden Morgen um eilf Uhr, wenn er bei Sala Tarone vier Sardellen gegeſſen und ein Gläschen Danziger genommen, mit wahrem Entzücken betrachtete. Dieſe Kunſtfabrikate galten ihm für das höchſte, was jemals die Kunſt geleiſtet. — Das verſchnupfte den Edmund nicht wenig, er verwünſchte den Commiſſionsrath, der mit ſeinem faden Wortſchwall ihm jede Annäherung an Albertinen unmöglich machte.

Endlich erſchien ein Bekannter des Commiſſionsraths, der ihn in ein Geſpräch zog. Dieſen Moment nützte Edmund und ſetzte ſich hin dicht neben Albertinen, die das gar gern zu ſehen ſchien.

Jeder, der die Demoiſelle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß ſie, wie geſagt die Jugend, Schönheit und Anmuth ſelbſt iſt, daß ſie ſich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der beſten Mode ſehr geſchmackvoll zu kleiden weiß, daß ſie in der Zelterſchen Akademie ſingt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichſten Sprüngen der erſten Tänzerin nachtanzt, ſchon eine ſchön geſtickte Tulpe nebſt diverſen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunſtausſtellung geliefert hat, und, von Natur heitern aufgeweckten Temperaments, doch, zumal beim Thee, genügende Empfindſamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß ſie mit niedlicher, ſauberer Perlſchrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Göthe's, Jean Paul's und anderer geiſt-

reicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohlgefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt, und das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechſelt.

Wohl war es natürlich, daß Albertine an die Seite des jungen Malers, dem das Entzücken der ſcheuen Liebe aus dem Herzen ſtrömte, in noch höhere als in die gewöhnliche Thee- und Vorleſe-Empfindſamkeit gerathen mußte, und daß ſie daher von Kindlichkeit, poetiſchem Gemüth, Lebenstiefe u. d. g. auf die artigſte Weiſe melodiſch liſpelnd ſprach.

Der Abendwind hatte ſich erhoben und wehete ſüße Blüthendüfte vor ſich her, und im dichten dunkelm Gebüſch duettirten zwei Nachtigallen in den zärtlichſten Liebesklagen.

Da begann Albertine aus Fouque's Gedichten:

Ein Flüſtern, Rauſchen, Klingen,
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebesſchlingen
Geiſt, Sinn und Leben ein!

Küh-

Kühner geworden in der tiefen Dämmerung, die nun eingebrochen, faßte Edmund Albertinens Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach weiter:

Säng' ich es nach, was leiſe
Solch ſtilles Leben ſpricht,
So ſchien aus meiner Weiſe
Das ew'ge Liebeslicht. —

Albertine entzog ihm ihre Hand, aber nur, um ſie von dem feinen Glace-Handſchuh zu befreien, und dann dem Glücklichen wieder zu überlaſſen, der ſie eben feurig küſſen wollte, als der Commiſſionsrath dazwiſchen fuhr: Potz tauſend, das wird kühl! — Ich wollte, ich hätt' einen Mantel oder einen Ueberrock zu mir geſteckt, oder mit mir genommen, will ich vielmehr ſagen. Hülle Dich in Deinen Schawl, Tinchen, — es iſt ein türkiſcher, beſter Maler, und koſtet 50 baare Dukaten. — Hülle Dich wohl ein, ſag' ich, Tinchen, wir wollen uns auf den Weg machen. Leben Sie wohl, mein Beſter. —

Von einem richtigen Takt getrieben, griff in dieſem Augenblick Edmund nach der

Zigarrenbüchſe und bot dem Commiſſions-Rath den dritten Glimmſtengel an.

O ich bitte ganz gehorſamſt, rief Voßwinkel, Sie ſind ja ein überaus artiger gefälliger Mann. Die Polizei will nicht erlauben, daß man im Thiergarten wandelnd rauche, damit man das ſchöne Gras nicht verſenge; aber deshalb ſchmeckt ein Pfeifchen oder ein Zigarro nur deſto ſchöner.

In dem Augenblick, als der Commiſſionsrath ſich der Laterne nahte, um den Zigarro anzuzünden, bat Edmund leiſe und ſcheu, Albertinen nach Hauſe begleiten zu dürfen. Sie nahm ſeinen Arm, beide ſchritten vor, und der Commiſſionsrath ſchien, als er hinantrat, es vorausgeſetzt zu haben, daß Edmund mit ihnen nach der Stadt gehen würde.

Jeder, der jung war und verliebt, oder beides noch iſt (manchem paſſirt das niemals) wird es ſich einbilden können, daß es dem Edmund an Albertinens Seite dünkte, er gehe nicht durch den Wald, ſondern

ſchwebe hoch über den Bäumen im ſchimmernden Gewölk mit der Schönſten daher. —

Nach Roſalindens Ausſpruch in Shakspeares: Wie es Euch gefällt, ſind die Kennzeichen eines Verliebten: Eingefallene Wangen, Augen mit blauen Rändern, ein gleichgültiger Sinn, ein verwilderter Bart, loſe hängende Kniegürtel, eine ungebundene Mütze, aufgeknüpfte Aermel, nicht zugeſchnürte Schuhe und eine nachläſſige Troſtloſigkeit in allem Thun und Laſſen. Dies alles traf nun zwar bei Edmund eben ſo wenig zu, als bei dem verliebten Orlando, aber ſo wie dieſer die junge Baumzucht ruinirte, indem er den Namen Roſalinde in alle Rinden grub, Oden an Weißdornen hing und Elegien an die Brombeerſträuche; ſo verdarb Edmund eine Menge Papier, Pergament, Leinwand und Farben, ſeine Geliebte in hinlänglich ſchlechten Verſen zu beſingen und ſie zu zeichnen, zu malen, ohne ſie jemals zu treffen, da ſeine Fantaſie ſeine Kunſtfertigkeit überflügelte. Kam nun noch der ſeltſam ſomnambule Blick des Liebes-

kranken und ein erkleckliches Seufzen zu jeder Zeit und Stunde hinzu, ſo konnte es nicht fehlen, daß der alte Goldſchmidt den Zuſtand ſeines jungen Freundes ſehr bald errieth. Als er ihn darüber befragte, nahm Edmund gar keinen Anſtand, ihm ſein ganzes Herz zu erſchließen.

Ei, rief Leonhard, als Edmund geendet, ei Du denkſt wohl nicht daran, daß es ein ſchlimmes Ding iſt, ſich in eine Braut zu verlieben: Albertine Voßwinkel iſt ſo gut wie verſprochen an den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann.

Edmund gerieth über dieſe entſetzliche Nachricht ſogleich in ganz ungemeine Verzweiflung. Leonhard wartete ſehr ruhig den erſten Paroxismus ab und fragte dann, ob er wirklich die Demoiſelle Albertine Voßwinkel zu heirathen gedenke? Edmund verſicherte, daß die Verbindung mit Albertinen der höchſte Wunſch ſeines Lebens ſey, und beſchwor den Alten, ihm beizuſtehen mit aller Kraft, um den Geheimen Kanzlei-Se-

kretär aus dem Felde zu ſchlagen, und die Schönſte für ſich zu gewinnen.

Der Goldſchmidt meinte, verlieben könne ein blutjunger Künſtler ſich wohl, aber ganz unerſprießlich ſey es für denſelben, wenn er gleich ans Heirathen dächte. Eben deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirath ſich durchaus nicht bequemen wollen, und er ſey, ſo viel er wiſſe, bis dato unverheirathet geblieben.

Der Stich traf; denn Tiecks Sternbald war Edmunds Lieblings-Buch, und er wäre gar zu gern ſelbſt der Held des Romans geweſen. Daher kam es denn, daß er ein gar betrübtes Geſicht ſchnitt, und beinahe ausgebrochen wäre in herbe Thränen.

Nun, ſprach der Goldſchmidt, mag es kommen wie es will, den Geheimen Kanzlei-Sekretär ſchaff' ich Dir vom Halſe; in das Haus des Commiſſionsraths auf dieſe oder jene Weiſe zu dringen und dich Albertinen mehr und mehr anzunähern, das iſt Deine Sache. Uebrigens können meine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Se-

kretär erſt in der Aequinoktial-Nacht beginnen.

Edmund war über des Goldſchmidts Zuſicherung außer ſich vor Freuden, denn er wußte, daß der Alte Wort hielt, wenn er etwas verſprach.

Auf welche Weiſe der Goldſchmidt ſeine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär begann, hat der geneigte Leſer bereits im erſten Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretairs Tusmann, ſo wie die Urſache, warum derſelbe vom Pferde des großen Kurfürſten herabſteigen mußte, nebſt andern leſenswerthen Dingen.

Eben aus dem allen, was du, mein ſehr günſtiger Leſer! über den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann bereits erfahren, magſt Du den Mann wohl ganz und gar vor Augen haben nach ſeinem ganzen Sinn und Weſen. Doch will ich, was ſein Aeußeres

betrifft, noch nachbringen, daß er von klei⸗ner Statur war, kahlköpfig, etwas krummbei⸗nig und ziemlich grotesk im Anzuge. Zu einem altväteriſch zugeſchnittenen Rock mit unendlich langen Schößen und einem über⸗langen Gillet trug er lange weite Beinklei⸗der und Schuhe, die aber im Gehen den Klang von Kourierſtiefeln von ſich gaben, wobei zu bemerken, daß er nie gemeſſenen Schrittes über die Straße ging, vielmehr in großen unregelmäßigen Sprüngen mit un⸗glaublicher Schnelligkeit forthüpfte, ſo daß oben beſagte Schöße vom Winde erfaßt ſich ausbreiteten wie ein paar Flügel. Unge⸗achtet in ſeinem Geſicht etwas unbeſchreib⸗lich drolliges lag, ſo mußte das ſehr gutmü⸗thige Lächeln, das um ſeinen Mund ſpielte, doch jeden für ihn einnehmen, ſo daß man ihn lieb gewann, während man über ſeine Pedanterie, über ſein linkiſches Benehmen, das ihn der Welt entfremdete, von Herzen lachte. Seine Hauptleidenſchaft war — Le⸗ſen! — Er ging nie aus, ohne beide Rock⸗taſchen voll Bücher geſtopft zu haben. Er

las wo er ging und ſtand, auf dem Spaziergange, in der Kirche, in dem Kaffeehauſe, er las ohne Auswahl alles was ihm vorkam, wiewohl nur aus der ältern Zeit, da ihm das Neue verhaßt war. So ſtudirte er heute auf dem Kaffeehauſe ein algebraiſches Buch, morgen das Cavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des erſten, und dann das merkwürdige Buch: Cicero, als großer Windbeutel und Rabuliſt dargeſtellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720. Dabei war Tusmann mit einem ungeheuren Gedächtnißvermögen begabt. Er pflegte alles, was ihn bei dem Leſen eines Buchs auffiel, zu zeichnen und dann das Gezeichnete wieder zu durchlaufen, welches er nun nie wieder vergaß. Daher kam es, daß Tusmann ein Polyhiſtor, ein lebendiges Converſations-Lexikon wurde, das man aufſchlug, wenn es auf irgend eine hiſtoriſche oder wiſſenſchaftliche Notiz ankam. Traf es ſich ja etwa einmal, daß er eine ſolche Notiz nicht auf der Stelle zu geben vermochte, ſo ſtöberte er ſo lange unermüdet in allen Bibliotheken

umher, bis er das, was man zu wiſſen verlangte, aufgefunden, und rückte dann mit der verlangten Auskunft ganz fröhlich heran. Merkwürdig war es, daß er in Geſellſchaft leſend und ſcheinbar ganz in ſein Buch vertieft, doch alles vernahm was man ſprach. Oft fuhr er mit einer Bemerkung dazwiſchen, die ganz an ihrem Orte ſtand, und wurde irgend etwas witziges, humoriſtiſches vorgebracht, gab er, ohne von dem Buche aufzublicken, durch eine kurze Lache im höchſten Tenor ſeinen Beifall zu erkennen.

Der Commiſſionsrath Voßwinkel war mit dem Geheimen Kanzlei-Sekretär zuſammen auf der Schule im grauen Kloſter geweſen, und von dieſer Schulkameradſchaft ſchrieb ſich die enge Verbindung her, in welcher ſie geblieben. Tusmann ſah Albertinen aufwachſen und hatte ihr wirklich an ihrem zwölften Geburtstage, nachdem er ihr ein duftendes Blumenbouquet, das der berühmteſte Kunſtgärtner in Berlin ſelbſt mit Geſchmack geordnet, überreicht, zum erſtenmal die Hand geküßt mit einem Anſtande,

mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Von dieſem Augenblick an entſtand bei dem Commiſſionsrath der Gedanke, daß ſein Schulfreund wohl Albertinen heirathen könne. Er meinte, ſo würde Albertinens Verheirathung, die er wünſchte, am wenigſten Umſtände machen und der genügſame Tusmann ſich auch mit einem geringen Heirathsgut abfinden laſſen. Der Commiſſionsrath war über die Maßen bequem, fürchtete ſich vor jeder neuen Bekanntſchaft und hielt dabei als Commiſſionsrath das Geld viel mehr zu Rathe als nöthig. An Albertinens achtzehntem Geburtstage eröffnete er dieſen Plan, den er ſo lange für ſich behalten, dem Geheimen Kanzlei-Sekretär. Der erſchrak erſt darüber gewaltig. Er vermochte den kühnen Gedanken zur Ehe zu ſchreiten, und noch dazu mit einem blutjungen bildſchönen Mädchen gar nicht zu ertragen. Nach und nach gewöhnte er ſich daran, und als ihm eines Tages auf des Commiſſionsraths Veranlaſſung Albertine eine kleine Börſe, die ſie ſelbſt in den

anmuthigſten Farben geſtrickt, überreichte und ihn dabei mit: Lieber Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär anredete, entzündete ſich ſein Inneres ganz und gar in Liebe zu der Holden. Er erklärte ſofort insgeheim dem Commiſſionsrath, daß er Albertinen zu heirathen geſonnen, und da dieſer ihn als ſeinen Schwiegerſohn umarmte, ſah er ſich als Albertinens Bräutigam an, wiewohl der kleine Umſtand vielleicht noch zu berückſichtigen geweſen wäre, daß Albertine von dem ganzen Handel zur Zeit auch nicht ein Sterbenswörtchen wußte, ja wohl nicht gut eine Ahnung davon haben konnte.

Am frühſten Morgen, als in der Nacht vorher ſich das ſeltſame Abentheuer am Rathhausthurme und in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz begeben, ſtürzte der Geheime Kanzlei-Sekretär bleich und entſtellt in des Commiſſionsraths Zimmer. Der Commiſſionsrath erſchrak nicht wenig, da Tusmann noch niemals ihn um dieſe Zeit beſucht hatte, und ſein ganzes Weſen irgend ein unglückliches Ereigniß zu verkünden ſchien.

„Geheimer! (ſo pflegte der Commiſſionsrath den Geheimen Kanzlei-Sekretär abgekürzt zu benennen) Geheimer! wo kommſt Du her? wie ſiehſt Du aus? was iſt geſchehen?“

So rief der Commiſſionsrath, aber Tusmann warf ſich erſchöpft in den Lehnſeſſel, und erſt, nachdem er ein paar Minuten Athem geſchöpft, begann er mit fein wimmernder Stimme:

„Commiſſionsrath, wie Du mich hier ſiehſt in dieſen Kleidern, mit der politiſchen Klugheit in der Taſche, komme ich her aus der Spandauer Straße, wo ich die ganze Nacht auf und ab gerannt ſeit geſtern Punkt zwölf Uhr! — Nicht mit einem Schritt bin ich in mein Haus gekommen, kein Bette habe ich geſehen, kein Auge zugethan!“ —

Und nun erzählte Tusmann dem Commiſſionsrath genau, wie ſich in der abgewichenen Nacht alles begeben von dem erſten Zuſammentreffen mit dem fabelhaften Goldſchmidt an, bis zu dem Augenblick, als er entſetzt über das tolle Treiben der unheim-

lichen Schwarzkünſtler aus dem Weinhauſe herausſtürzte.

„Geheimer,“ rief der Commiſſionsrath, „Du haſt Deiner Gewohnheit zuwider ſtarkes Getränk zu Dir genommen am ſpäten Abend und verfielſt nachher in wunderliche Träume.“

„Was ſprichſt Du,“ erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „was ſprichſt Du Commiſſionsrath? — Geſchlafen, geträumt ſollt’ ich haben? Meinſt Du, daß ich nicht wohl unterrichtet bin über den Schlaf und den Traum? Ich will Dirs aus Nudows Theorie des Schlafes beweiſen, was Schlaf heißt, und daß man ſchlafen kann ohne zu träumen, weshalb denn auch der Prinz Hamlet ſagt: Schlafen, vielleicht auch träumen. Und was es mit dem Traume für eine Bewandtniß hat, würdeſt Du eben ſo gut wiſſen als ich, wenn Du das Somnium Scipionis geleſen hätteſt und Artemidori berühmtes Werk von Träumen, und das Frankfurter Traumbüchlein. Aber Du lieſeſt nichts

und daher ſchießeſt Du fehl überall auf ſchnöde Weiſe.“

Nun, nun Geheimer, nahm der Commiſſionsrath das Wort, ereifre Dich nur nicht; ich will Dirs ſchon glauben, daß Du geſtern Dich bereden ließeſt, etwas über die Schnur zu hauen und unter ſchadenfrohe Taſchenſpieler geriethest, die Unfug mit Dir trieben, als der Wein Dir zu ſehr geſchmeckt hatte. Aber ſage mir Geheimer, als Du nun glücklich zur Thüre heraus wareſt, warum in aller Welt gingſt Du nicht gerade zu nach Hauſe, warum triebſt Du Dich auf der Straße umher?

O Commiſſionsrath, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o theurer Commiſſionsrath, getreuer Schulkamerad aus dem grauen Kloſter! — Inſultire mich nicht mit ſchnöden Zweifeln, ſondern vernimm ruhig, daß der tolle unſelige Teufelsſpuk erſt recht losging, da ich mich auf der Straße befand. Als ich nämlich an das Rathhaus komme, bricht durch alle Fenſter helles blendendes Kerzenlicht und eine luſtige Tanzmuſik mit

der Janitſcharen=, oder richtiger geſprochen, Jenjitſcherik=Trommel ſchallt herab. Ich weiß ſelbſt nicht wie es geſchah, daß, ungeachtet ich mich nicht einer ſonderlichen Größe erfreue, ich doch auf den Zehen mich ſo hoch aufzurichten vermochte, daß ich in die Fenſter hineinſchauen konnte. Was ſehe ich! — O du gerechter Schöpfer im Himmel! — wen erblicke ich! — niemanden anders als Deine Tochter, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, welche im ſauberſten Brautſchmuck mit einem jungen Menſchen unmäßig walzt. Ich klopfe ans Fenſter, ich rufe: Wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie hier in ſpäter Nacht! — Aber da kommt eine niederträchtige Menſchenſeele die Königsſtraße herab, reißt mir im Vorbeigehen beide Beine unterm Leibe weg, und rennt damit laut lachend ſpornſtreichs fort. Ich armer Geheimer Kanzlei=Sekretär plumpe nieder in den ſchnöden Gaſſenkoth, ich ſchreie: Nachtwächter — hochlöbliche Polizei — verehrbare Patrouille — — lauft herbei — lauft herbei —

haltet den Dieb, haltet den Dieb! er hat mir meine Beine geſtohlen! Aber oben im Rathhauſe iſt alles plötzlich ſtill und finſter geworden und meine Stimme verhallt unvernommen in den Lüften! — Schon will ich verzweifeln, als der Menſch zurückkehrt, und wie raſend vorbeilaufend mir meine Beine ins Geſicht wirft. Nun raffe ich mich, ſo ſchnell es in der totalen Beſtürzung gehen will, vom Boden auf, renne in die Spandauer Straße hinein. Aber ſo wie ich, den herausgezogenen Hausſchlüſſel in der Hand, an meine Hausthür gelange, ſtehe ich — ja ich ſelbſt — ſchon vor derſelben und ſchaue mich wild an mit denſelben großen ſchwarzen Augen, wie ſie in meinem Kopf befindlich. Entſetzt pralle ich zurück und auf einen Mann zu, der mich mit ſtarken Armen umfaßt. An dem Spieß, den er in der Hand trägt, gewahre ich, daß es der Nachtwächter iſt. Getröſtet ſpreche ich, theurer Nachtwächter, Herzensmann, treiben Sie mir doch gefälligſt den Filu von Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann dort von der Thüre

weg,

weg, damit der ehrliche Kanzlei-Sekretär Tusmann, der ich ſelbſt bin, in ſeine Wohnung hinein kann. „Ich glaube, ihr ſeyd beſeſſen, Tusmann!“ So ſchnarcht mich der Mann an mit hohler Stimme und ich merke, daß es nicht der Nachtwächter, nein, daß es der furchtbare Goldſchmidt iſt, der mich umfaßt hält. Da übernimmt mich die Angſt, die kalten Schweißtropfen ſtehen mir auf der Stirne, ich ſpreche: mein verehrungswürdiger Herr Profeſſor, verübeln Sie es mir doch nur ja nicht, daß ich Sie in der Finſterniß für den Nachtwächter gehalten. O Gott! nennen Sie mich wie Sie wollen, nennen Sie mich auf die ſchnödeſte Weiſe — Monſieur Tusmann oder gar, mein Lieber, traktiren Sie mich barbariſch per Ihr, wie Sie es ſo eben zu thun belieben, alles, alles will ich mir gefallen laſſen, nur befreien Sie mich von dieſem entſetzlichen Spuk, welches ganz in Ihrer Macht ſteht. „Tusmann“ beginnt der ſchnöde Schwarzkünſtler, mit ſeiner fatalen hohlen Stimme, „Tusmann, Ihr ſollt fortan unangetaſtet bleiben,

wenn Ihr hier auf der Stelle ſchwört, an die Heirath mit der Albertine Voßwinkel gar nicht mehr zu denken.“ Commiſſionsrath, du kannſt es dir vorſtellen, wie mir zu Muthe wurde bei dieſer abſcheulichen Propoſition. Allerliebſter Herr Profeſſor, bitte ich, Sie greifen mir ans Herz, daß es blutet. Das Walzen iſt ein häßlicher, unanſtändiger Tanz, und eben walzte die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, und noch dazu als meine Braut, mit einem jungen Menſchen auf eine Weiſe, daß mir Hören und Sehen verging; doch kann ich indeſſen von der Schönſten nicht laſſen, nein ich kann nicht von ihr laſſen. Kaum habe ich aber dieſe Worte ausgeſpro- chen, als mir der verruchte Goldſchmidt ei- nen Stoß giebt, daß ich mich ſofort zu dre- hen beginne. Und wie von unwiderſtehlicher Gewalt gehetzt, walze ich die Spandauer Straße auf und ab, und halte in meinen Armen ſtatt der Dame einen garſtigen Be- ſenſtiel, der mir das Geſicht zerkratzt, wäh- rend unſichtbare Hände mir den Rücken zer- bläuen, und um mich her wimmelt es von

Geheimen Kanzlei-Sekretären Tusmanns, die mit Beſenſtielen walzen. Endlich ſinke ich erſchöpft, ohnmächtig nieder. Der Morgen dämmert mir in die Augen, ich ſchlage ſie auf und — Commiſſionsrath, entſetze dich mit mir, fall' in Ohnmacht, Schulkamerad! und finde mich wieder ſitzend hoch oben auf dem Pferde vor dem großen Churfürſten, mein Haupt an ſeine kalte eherne Bruſt gelehnt. Zum Glück ſchien die Schildwache eingeſchlafen, ſo daß ich unbemerkt mit Lebensgefahr hinabklettern und mich davon machen konnte. Ich rannte nach der Spandauer Straße, aber mich überfiel aufs neue unſinnige Angſt, die mich dann endlich zu Dir trieb.

Geheimer, nahm nun der Commiſſionsrath das Wort, Geheimer, und Du vermeineſt, daß ich all' das tolle abgeſchmackte Zeug glauben ſoll, was du da vorbringſt? — Hat man jemals von ſolchen Zauberpoſſen gehört, die ſich hier in unſerm guten aufgeklärten Berlin ereignet haben ſollten?

Siehſt Du, erwiederte der Geheime Kanz-lei-Sekretär, ſiehſt Du nun wohl Commiſ-ſionsrath, in welche Irrthümer Dich der Mangel aller Lektüre ſtürzt? Hätteſt Du wie ich Haftitii, des Rektors beider Schu-len zu Berlin und Cölln an der Spree, Mi-crochronicon marchicum geleſen, ſo würdeſt Du wiſſen, daß ſich ſonſt noch ganz andere Dinge begeben haben. — Commiſſionsrath, am Ende glaube ich ſchier, daß der Gold-ſchmidt der verruchte Satan ſelbſt iſt, der mich foppt und neckt.

Ich bitte Dich, ſprach der Commiſſions-rath, ich bitte dich, Geheimer, bleibe mir vom Leibe mit den dummen abergläubiſchen Poſ-ſen. Beſinne Dich! — nicht wahr, Du hat-teſt Dich berauſcht und ſtiegſt im Uebermuth der Betrunkenheit zum großen Churfürſten hinauf? —

Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär tra-ten die Thränen in die Augen über Voß-winkels Verdacht, den er ſich bemühte, mit aller Kraft zu widerlegen.

Der Commiſſionsrath wurde ernſter und ernſter. Endlich als der Geheime Kanzlei-Sekretär nicht aufhörte zu betheuern, daß ſich wirklich alles ſo begeben wie er es erzählt, begann er: hör' einmal, Geheimer, je mehr ich darüber nachdenke, wie Du mir den Goldſchmidt und den alten Juden, mit denen Du ganz Deiner ſonſt ſittigen und frugalen Lebensart zuwider, in ſpäter Nacht zechteſt, beſchrieben, deſto klarer wird es mir, daß der Jude unbezweifelt mein alter Manaſſe iſt, und daß der ſchwarzkünſtleriſche Goldſchmidt niemand anders ſeyn kann, als der Goldſchmidt Leonhard, der ſich zuweilen in Berlin ſehen läßt. Nun habe ich zwar nicht ſo viel Bücher geleſen als du Geheimer, deſſen bedarf es aber auch nicht, um zu wiſſen, daß beide, Manaſſe und Leonhard, einfache ehrliche Leute ſind und nichts weniger als Schwarzkünſtler. Es wundert mich ganz ungemein, daß Du, Geheimer, der Du doch in den Geſetzen erfahren ſeyn ſollteſt, nicht weißt, daß der Aberglaube auf das ſtrengſte verboten iſt und ein Schwarz-

künſtler nimmer mehr von der Regierung einen Gewerbſchein erhalten würde, auf deſſen Grund er ſeine Kunſt treiben dürfte. — Höre, Geheimer, ich will nicht hoffen, daß der Verdacht gegründet iſt, der in mir aufſteigt! — Ja! — ich will nicht hoffen, daß Du die Luſt verloren haſt zur Heirath mit meiner Tochter? — daß Du nun Dich hinter allerlei tolles Zeug verbergen, mir ſeltſame Dinge vorfabeln, daß Du ſagen willſt: Commiſſionsrath, wir ſind geſchiedene Leute, denn heirathe ich Deine Tochter, ſo ſtiehlt mir der Teufel die Beine weg und zerbläut mir den Rücken! Geheimer, es wäre arg, wenn Du ſo mit Lug und Trug umgehen ſollteſt.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär gerieth ganz außer ſich über des Commiſſionsrathes ſchlimmen Verdacht. Er betheuerte einmal übers andere, daß er die Demoiſelle Albertine ganz ungemeſſen liebe, daß er ein zweiter Leander, ein zweiter Troilus in den Tod gehen für ſie und ſich daher als ein unſchuldiger Märtyrer vom leidigen Satan ſattſam

zerbläuen laſſen wolle, ohne ſeiner Liebe zu entſagen.

Während dieſer Betheurungen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs klopfte es ſtark an die Thür und hinein trat der alte Manaſſe, von dem der Commiſſionsrath vorher geſprochen.

So wie Tusmann den Alten erblickte, rief er: O du Herr des Himmels, das iſt ja der alte Jude, der geſtern aus dem Rettig Goldſtücke prägte und dem Goldſchmidt ins Geſicht warf! — Nun wird auch wohl gleich der alte verruchte Schwarzkünſtler hereintreten!

Er wollte ſchnell zur Thüre hinaus, der Commiſſionsrath hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: nun werden wir ja gleich hören.

Dann wandte der Commiſſionsrath ſich zu dem alten Manaſſe und erzählte, was Tusmann von ihm behauptet und was ſich zur Nachtzeit in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz zugetragen haben ſollte.

Manaſſe lächelte den Geheimen Kanzlei-Sekretär von der Seite hämiſch an und

ſprach: Ich weiß nicht, was der Herr will, der Herr kam geſtern ins Weinhaus mit dem Goldſchmidt Leonhard, eben als ich mich erquickte mit einem Glaſe Wein nach mühſeligem Geſchäft, das bis beinahe Mitternacht gedauert. Der Herr trank über den Durſt, konnte nicht auf den Füßen ſtehn und taumelte hinaus auf die Straße.

Siehſt Du wohl, rief der Commiſſionsrath, ſiehſt Du wohl, Geheimer, ich hab' es gleich gedacht. Das kommt von dem abſcheulichen Saufen, das Du laſſen mußt ganz und gar, wenn Du meine Tochter heirathеſt.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, ganz vernichtet von dem unverdienten Vorwurf, ſank athemlos in den Lehnſeſſel, ſchloß die Augen und quäckte auf unverſtändliche Weiſe.

Da haben wirs, ſprach der Commiſſionsrath, erſt die Nacht durchſchwärmt und dann matt und elend.

Aller Proteſtationen ungeachtet mußte Tusmann es leiden, daß der Commiſſionsrath ein weißes Tuch um ſein Haupt band

und ihn in eine herbeigerufene Droſchke packte, in der er fortrollte nach der Spandauer Straße.

Was bringen Sie neues, Manaſſe, fragte der Commiſſionsrath nun den Alten.

Manaſſe ſchmunzelte freundlich und meinte, daß der Commiſſionsrath wohl nicht ahnen werde, welches Glück er ihm zu verkünden gekommen.

Als der Commiſſionsrath eifrig weiter forſchte, eröffnete ihm Manaſſe, daß ſein Neffe Benjamin Dümmerl, der ſchöne junge Mann, der Beſitzer von beinahe einer Million, den man ſeiner unglaublichen Verdienſte halber in Wien baroniſirt, der nicht längſt aus Italien zurückgekehrt — ja! daß dieſer Neffe ſich plötzlich in die Demoiſelle Albertine ſterblich verliebt habe und ſie zur Frau begehre.

Den jungen Baron Dümmerl ſieht man häufig im Theater, wo er ſich in einer Loge des erſten Rangs brüſtet, noch häufiger in allen nur möglichen Konzerten; jeder weiß daher, daß er lang und mager iſt wie eine

Bohnenſtange, daß er im ſchwarzgelben Geſicht von pechſchwarzen krauſen Haaren und Backenbart beſchattet, im ganzen Weſen den ausgeſprochenſten Charakter des Volks aus dem Orient trägt, daß er nach der letzten bizarrſten Mode der engliſchen Stutzer gekleidet geht, verſchiedene Sprachen in gleichem Dialekt unſerer Leute ſpricht, die Violine kratzt, auch wohl das Piano hämmert, miſerable Verſe zuſammenſtoppelt, ohne Kenntniß und Geſchmack den äſthetiſchen Kunſtrichter ſpielt und den litterariſchen Mäzen gern ſpielen möchte, ohne Geiſt witzig und ohne Witz geiſtreich ſeyn will, dummdreiſt, vorlaut, zudringlich, kurz, nach dem derben Ausdruck derjenigen verſtändigen Leute, denen er gar zu gern ſich annähern möchte — ein unausſtehlicher Bengel iſt. Kommt nun noch hinzu, daß trotz ſeines vielen Geldes aus Allem was er beginnt, Geldſucht und eine ſchmutzige Kleinlichkeit hervorblickt, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daß ſelbſt niedere Seelen, die ſonſt vor dem Mammon ſich beugen, ihn bald einſam ſtehen laſſen.

Dem Commiſſionsrath fuhr nun freilich in dem Augenblick, wo Manaſſe ihm die Abſicht ſeines liebenswürdigen Neffen kund that, ſehr lebhaft der Gedanke an die halbe Million, die Benſchchen wirklich beſaß, durch den Kopf, aber auch zugleich kam ihm das Hinderniß ein, welches ſeiner Meinung nach die Sache ganz unmöglich machen müßte.

Lieber Manaſſe, begann er, Sie bedenken nicht, daß Ihr werther Herr Neveu von altem Glauben iſt und — Ei, unterbrach ihn Manaſſe, ei Herr Commiſſionsrath, was thut das? — Mein Neffe iſt nun einmal verliebt in Ihre Demoiſelle Tochter und will ſie glücklich machen, auf ein paar Tropfen Waſſer wird es ihm daher wohl nicht ankommen, er bleibt ja doch derſelbe. Ueberlegen ſie ſich die Sache, Herr Commiſſionsrath, in ein paar Tagen komm ich wieder mit meinem kleinen Baron und hole mir Beſcheid.

Damit ging Manaſſe von dannen.

Der Commiſſionsrath fing ſofort an zu überlegen. Trotz ſeiner gränzenloſen Hab-

ſucht, ſeiner Charakter- und Gewiſſenloſig-
keit, empörte ſich doch ſein Inneres, wenn
er ſich lebhaft Albertinens Verbindung mit
dem widerwärtigen Bensch vorſtellte. In
einem Anfall von Rechtlichkeit beschloß er
dem alten Schulkameraden Wort zu halten.

Viertes Kapitel.

Handelt von Porträts, grünen Geſichtern, ſpringenden Mäuſen und jüdiſchen Flüchen.

Bald, nachdem ſie bei dem Hofjäger mit Edmund Lehſen bekannt geworden, fand Albertine, daß des Vaters großes, in Oel gemaltes Bildniß, welches in ihrem Zimmer hing, durchaus unähnlich und auf unausſtehliche Weiſe geklext ſey. Sie bewies dem Commiſſionsrath, daß, ungeachtet mehrere Jahre darüber vergangen, als er gemalt worden, er doch noch in dieſem Augenblicke viel jünger und hübſcher ausſehe, als ihn der Maler damals aufgefaßt, und tadelte vorzüglich den finſtern, mürriſchen Blick des

Bildes, ſo wie die altfränkiſche Tracht und das unnatürliche Roſenbouquet, welches der Commiſſionsrath auf dem Bilde ſehr zierlich zwiſchen zwei Fingern hielt, an denen ſtattliche Brillantringe prangten.

Albertine ſprach ſo viel und ſo lange über das Bild, daß der Commiſſionsrath zuletzt ſelbſt fand, das Gemälde ſei abſcheulich und nicht begreifen konnte, wie der ungeſchickte Maler ſeine liebenswürdige Perſon in ſolch' ein häßliches Zerrbild habe umwandeln können. Und je länger er das Porträt anblickte, deſto mehr ereiferte er ſich über die fatale Sudelei; er beſchloß das Bild herunter zu nehmen und in die Polterkammer zu werfen.

Da meinte nun Albertine, das ſchlechte Bild verdiene dies wohl, indeſſen habe ſie ſich ſo daran gewöhnt, Väterchens Bildniß in ihrem Zimmer zu haben, daß die leere Wand ſie gänzlich ſtören würde in all' ihrem Thun. Kein anderer Rath ſey vorhanden, Väterchen müſſe ſich noch einmal malen laſſen von einem geſchickten, im genauen Tref-

ſen glücklichen Künſtler und dieſer dürfe kein anderer ſeyn, als der junge Edmund Lehſen, der ſchon die ſchönſten, wohlgetroffenſten Bildniſſe gemalt.

Tochter, fuhr der Commiſſionsrath auf, Tochter, was verlangſt du! Die jungen Künſtler kennen ſich nicht vor Stolz und Uebermuth, wiſſen gar nicht, was ſie für ihre geringen Arbeiten an Geld fordern ſollen, ſprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, ſind mit dem ſchönſten Courant, ſollten es ſogar neue Thalerſtücke ſeyn, nicht zufrieden!

Albertine verſicherte dagegen, daß Lehſen, da er die Malerei mehr aus Neigung als aus Bedürfniß treibe, gewiß ſich ſehr billig finden laſſen würde, und mahnte den Commiſſionsrath ſo lange, bis er ſich entſchloß, zu Lehſen hinzugehen, und mit ihm über das Gemälde zu ſprechen.

Man kann denken, mit welcher Freude Edmund ſich bereit erklärte, den Commiſſionsrath zu malen, und zum hohen Entzücken ſtieg dieſe Freude, als er vernahm, daß Al-

bertine den Commiſſionsrath auf den Gedanken gebracht, ſich von ihm malen zu laſſen. Er ahnte richtig, daß Albertine auf dieſe Weiſe ihm die Annäherung an ſie verſtatten wollen. Ganz natürlich war es auch, daß Edmund, als der Commiſſionsrath etwas ängſtlich von dem zu bezahlenden Preiſe des Gemäldes ſprach, verſicherte, daß er durchaus gar kein Honorar nehmen werde, ſondern ſich glücklich ſchätze, durch ſeine Kunſt Eingang zu finden in das Haus eines ſo vortrefflichen Mannes als der Commiſſionsrath ſey.

Gott! begann der Commiſſionsrath im tiefſten Erſtaunen, was höre ich? — beſter Herr Lehſen — gar kein Geld, gar keine Friedrichsd'ore für Ihr Bemühen? — nicht einmal eine Entſchädigung für verbrauchte Leinwand und Farben in gutem Courant?

Edmund meinte lächelnd, dieſe Auslage ſey zu unbedeutend, als daß davon nur im mindeſten die Rede ſeyn könne.

Aber, fiel der Commiſſionsrath kleinlaut ein, aber Sie wiſſen vielleicht nicht, daß hier

von einem Knieſtück in Lebensgröße — Das ſey alles gleich, erwiederte Lehſen.

Da drückte ihn der Commiſſionsrath ſtürmiſch an die Bruſt und rief, indem ihm die Thränen vor inniger Rührung in die Augen traten: O Gott im Himmel! — giebt es denn auf dieſer im Argen liegenden Welt noch ſolche erhabene uneigennützige Menſchenſeelen! — Erſt die Zigarren, dann das Gemälde! — Sie ſind ein vortrefflicher Mann oder Jüngling, vielmehr, beſter Herr Lehſen, in Ihnen wohnt deutſche Tugend und Biederkeit, von der, wie ſie zu unſerer Zeit aufgeblüht ſeyn ſoll, in mehreren Schriften viel angenehmes zu leſen. Doch glauben Sie mir, ungeachtet ich Commiſſionsrath bin und mich durchaus franzöſiſch kleide, dennoch hege ich gleichen Sinn, weiß Ihren Edelmuth zu ſchätzen, und bin uneigennützig und gaſtfrei wie einer. —

Die ſchlaue Albertine hatte die Art, wie ſich Edmund bei des Commiſſionsrathes Antrag nehmen würde, vorausgeſehen. Ihre Abſicht war erreicht. Der Commiſſionsrath

ſtrömte

ſtrömte über vom Lobe des vortrefflichen Jünglings, der entfernt ſey von jeder gehäſſigen Habſucht, und ſchloß damit, daß, da junge Leute, vorzüglich Maler, immer etwas fantaſtiſches, romanhaftes in ſich trügen, viel auf verwelkte Blumen, Bänder, die an ein hübſches Mädchen geheftet geweſen, hielten, über irgend ein von ſchönen Händen verfertigtes Fabrikat aber ganz außer ſich gerathen könnten, Albertine dem Edmund ja ein Geldbeutelchen häkeln möchte, und, ſey es ihr nicht unangenehm, ſogar eine Locke von ihrem ſchönen kaſtanienbraunen Haar hinein thun, ſo aber jede etwanige Verpflichtung gegen Lehſen quitt machen könne. Er erlaube das ausdrücklich und wolle es ſchon bei dem Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann verantworten.

Albertine, noch immer nicht von des Commiſſionsraths Abſichten und Plänen unterrichtet, verſtand nicht, was er mit dem Tusmann wollte, und fragte auch weiter nicht darnach.

Noch denſelben Abend ließ Edmund ſeine Malergeräthſchaften ins Haus des Commiſſionsrathes tragen, und am andern Morgen fand er ſich ein zur erſten Sitzung.

Er bat den Commiſſionsrath, ſich im Geiſt in den heiterſten, frohſten Moment ſeines Lebens zu verſetzen, etwa wie ihm ſeine verſtorbene Gattin zum erſtenmal ihre Liebe verſichert, oder wie ihm Albertine geboren, oder wie er vielleicht einen verloren geglaubten Freund unvermuthet wieder geſehen. —

Halt, rief der Commiſſionsrath, halt Herr Lehſen, vor ungefähr drei Monaten erhielt ich den Aviſo aus Hamburg, daß ich in der dortigen Lotterie einen bedeutenden Gewinnſt gemacht. — Mit dem offnen Briefe in der Hand lief ich zu meiner Tochter! — Einen froheren Augenblick habe ich in meinem Leben nicht gehabt; wählen wir alſo denſelben, und damit mir und Ihnen alles beſſer vor Augen komme, will ich den Brief holen und ihn wie damals offen in der Hand halten.

Edmund mußte den Commiſſionsrath wirklich in dieſer Stellung malen, auf den

offnen Brief aber ganz deutlich und leſerlich deſſen Inhalt hinſchreiben:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre zu avertiren u. ſ. w.

Auf einem kleinen Tiſch daneben mußte (ſo wollt' es der Commiſſionsrath) das geöffnete Couvert liegen, ſo daß man die Aufſchrift:

Des Herrn Commiſſionsraths, Stadtverordneten und Feuerherrn Melchior Voßwinkel, Wohlgeboren
zu
Berlin

deutlich leſen konnte und auch das Poſtzeichen: Hamburg, durfte Edmund nicht vergeſſen nach dem Leben zu copiren. Edmund malte übrigens einen ſehr hübſchen, freundlichen, ſtattlich gekleideten Mann, der in der That einige entfernte Züge von dem Commiſſionsrath im Geſichte trug, ſo daß jeder, der jenes Brief-Couvert las, unmöglich in der Perſon irren konnte, welche das Bild vorſtellen ſollte.

Der Commiſſionsrath war ganz entzückt über das Bild. Da ſehe man, ſprach er, wie ein geſchickter Maler die anmuthigen Züge eines hübſchen Mannes, ſey er auch ſchon etwas in die Jahre gekommen, aufzufaſſen wiſſe, und nun erſt merke er, was der Profeſſor gemeint, den er einmal in der Humanitäts-Geſellſchaft behaupten gehört, daß ein gutes Portrait zugleich ein tüchtiges hiſtoriſches Bild ſeyn müſſe. Blicke er nämlich ſein Bildniß an, ſo falle ihm jedesmal die angenehme Hiſtorie von dem gewonnenen Lotterieloos ein und er verſtehe das liebenswürdige Lächeln ſeines Ichs, das ſich auf ſeinem eigenen Geſicht dann abſpiegle.

Noch ehe Albertine ausführen konnte, was weiter in ihrem Plane lag, kam der Commiſſionsrath ihren Wünſchen zuvor, indem er Edmund bat, nun auch ſeine Tochter zu malen.

Edmund begann ſogleich das Werk. Indeſſen ſchien es mit Albertinens Bildniß gar nicht ſo leicht, ſo glücklich von Statten ge-

hen zu wollen, als es bei des Commiſſions-raths Portrait der Fall geweſen.

Er zeichnete, löſchte aus, zeichnete wieder, fing an zu malen, verwarf das Ganze, begann von neuem, veränderte die Stellung, bald war es ihm zu hell im Zimmer, bald zu dunkel ꝛc., bis der Commiſſionsrath, der ſo lange den Sitzungen beigewohnt, die Geduld verlor und davon blieb.

Edmund kam nun Vormittags und Nachmittags und rückte auch das Bild auf der Staffelei nicht ſonderlich vor, ſo geſchah dies doch mit dem innigen Liebesverſtändniß, das ſich zwiſchen Edmund und Albertinen immer feſter und feſter knüpfte.

Du wirſt es, vielgeneigter Leſer! ganz gewiß ſelbſt erfahren haben, daß, iſt man verliebt, es oftmals durchaus nöthig wird, um allen Betheurungen, allen ſüßen, ſchmachtenden Worten und Redensarten, allen ſehnſüchtigen Wünſchen die gehörige Kraft zu geben, ſo daß ſie eindringen mit unwiderſtehlicher Gewalt ins tiefſte Herz, die Hand der Geliebten zu faſſen, zu drücken, zu küſſen,

und daß dann im Liebkoſen, wie vermöge eines elektriſchen Prinzips, unvermuthet Lipp' an Lippe ſchlägt und dies Prinzip ſich entladet im glühenden Feuerſtrom des ſüßeſten Kuſſes. Nicht allein, daß Edmund deshalb oft das Malen ganz laſſen mußte, er wurde auch oft ſogar gezwungen, von der Staffelei aufzuſtehen.

So kam es denn, daß er an einem Vormittage mit Albertinen an dem mit weißen Gardinen verzogenen Fenſter ſtand und um, wie geſagt, ſeinen Betheurungen mehr Kraft zu geben, Albertinen umfaßt hielt und ihre Hand unaufhörlich an den Mund drückte.

Zu ſelbiger Stunde und zu ſelbigem Augenblick ging der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann mit der politiſchen Klugheit und andern pergamentnen Büchern, worin das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, in der Taſche, vor dem Hauſe des Commiſſionsrathes vorüber. Ungeachtet er ſcharf zuſprang, da gerade die Uhr auf dem Punkt ſtand die Stunde zu ſchlagen, mit der er in das Büreau einzutreten gewohnt war,

hielt er doch einen Augenblick an und warf den ſchmunzelnden Blick hinauf nach dem Fenſter ſeiner vermeintlichen Braut.

Da gewahrte er wie im Nebel Albertinen mit Edmund, und ungeachtet er durchaus nichts deutlich zu erkennen vermochte, ſchlug ihm doch das Herz, er wußte ſelbſt nicht warum. Eine ſeltſame Angſt trieb ihn an, das Unerhörte zu beginnen, nämlich zu ganz ungewöhnlicher Stunde hinauf und geradezu nach Albertinens Zimmer zu ſteigen.

Als er hineintrat, ſprach Albertine ſo eben ſehr vernehmlich: Ja Edmund! ewig, ewig werd' ich dich lieben! Und damit drückte ſie Edmund an ſeine Bruſt und ein ganzes Feuerwerk von elektriſchen Schlägen, wie ſie oben beſchrieben, begann zu rauſchen und zu kniſtern.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchritt unwillkührlich vor und blieb dann ſtarr, ſprachlos, wie von der Katalepſie befallen, in der Mitte des Zimmers ſtehen.

Im Taumel des höchſten Entzückens hatten die Liebenden den eiſenſchweren Tritt

der Stiefelſchuhe des Geheimen Kanzlei-Sekretärs nicht vernommen, nicht gehört, wie er die Thür öffnete, wie er ins Zimmer trat, bis in deſſen Mitte vorſchritt.

Nun quäkte er plötzlich im höchſten Falſett: aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel! —

Erſchrocken fuhren die Liebenden auseinander, Edmund an die Staffelei, Albertine auf den Stuhl, wo ſie Behufs des Malens ſitzen ſollte.

Aber, begann der Geheime Kanzlei-Sekretär nach einer kleinen Pauſe, in der er Athem geſchöpft, aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie? Erſt walzen Sie mit dem jungen Herrn da, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, auf dem Rathhauſe in tiefer Mitternacht, daß mir armen Geheimen Kanzlei-Sekretär und geſchlagenen Bräutigam Hören und Sehen vergeht, und nun am hellen lichten Tage hier am Fenſter hinter den Gardienen — o Gerechter! — Iſt das ein ziemliches, ſittiges Betragen für eine Demoiſelle Braut? „Wer iſt Braut, fuhr Albertine

auf, „wer iſt Braut? — von wem ſpre-chen Sie, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, reden Sie!“

O du mein Schöpfer im Himmelsthrone, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, Sie fragen noch, wertheſte Demoiſelle, wer Braut iſt, von wem ich ſpreche? — Von wem anders kann ich denn hier jetzt reden als von Ihnen. Sind Sie denn nicht meine verehrte, im Stillen angebetete Braut? Hat nicht Ihr wertheſter Herr Papa mir Ihr liebe, weiße, küſſenswürdige Hand zugeſagt ſchon ſeit langer Zeit?

Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, rief Albertine ganz außer ſich, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, entweder ſind ſie ſchon am Vormittage in die Weinſtube gerathen, die Sie, wie mein Vater ſagt, jetzt zu häufig beſuchen ſollen, oder von einem ſeltſamen Wahnſinn heimgeſucht. Mein Vater hat, kann nicht daran gedacht haben, Ihnen meine Hand zuzuſagen.

Allerliebſte Demoiſelle Voßwinkel, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär ein, bedenken

Sie doch nur! — Sie kennen mich ja ſchon ſeit ſo vielen Jahren, bin ich denn nicht jederzeit ein mäßiger, beſonnener Mann geweſen und ſoll jetzt auf einmal mich dem ſchnöden Weintrinken und ungeziemlicher Verrücktheit hingeben? Beſte Demoiſelle, ein Auge will ich zudrücken, ſchweigen ſoll mein Mund darüber, was hier ſo eben geſchehen! — Alles vergeben und vergeſſen! — Aber beſinnen Sie ſich doch', angebetete Braut, daß Sie mir ja ſchon Ihr Jawort gaben, aus dem Fenſter des Rathhausthurms zur mitternächtlichen Stunde, und wenn Sie daher auch im Brautſchmuck mit dieſem jungen Herrn da ſtark walzten, ſo —

Sehn Sie wohl, unterbrach Albertine den Geheimen Kanzlei-Sekretär, ſehn Sie wohl, merken Sie wohl, daß Sie unſinniges Zeug durch einander ſchwatzen, wie ein der Charité Entſprungener? — Gehen Sie — es wird mir bange in Ihrer Gegenwart — gehen Sie, ſag' ich, verlaſſen Sie mich!

Die Thränen ſtürzten dem armen Tusmann aus den Augen. O Gerechter, ſchluchzte

er, ſolche ſchnöde Behandlung von der verehrteſten Demoiſelle Braut! — Nein, ich gehe nicht, ich bleibe ſo lange, bis Sie, wertheſte Demoiſelle Voßwinkel, was meine geringe Perſon betrifft, zu beſſerer Ueberzeugung gekommen ſind.

Gehen Sie! ſprach Albertine mit halb erſtickter Stimme, indem ſie das Schnupftuch vor die Augen gedrückt in eine Ecke des Zimmers flüchtete.

Nein, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, nein, wertheſte Demoiſelle Braut, nach Thomaſii politiſch klugem Rath muß ich bleiben, ich gehe nun durchaus nicht eher bis — Er machte Miene Albertinen zu verfolgen.

Edmund hatte kochend vor Wuth indeſſen an dem dunkelgrünen Hintergrunde des Gemäldes hin und her geſtrichen. Nun konnte er ſich nicht länger halten. „Verrückter, überläſtiger Satan!" — So ſchrie er ganz außer ſich, ſprang los auf Tusmann, fuhr ihm mit dem dicken, in jene dunkelgrüne Farbe getunkten Pinſel drei,

viermal übers Geſicht, faßte ihn, gab ihm, nachdem er die Thür geöffnet, ſolch einen derben Stoß, daß er hinausflog wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Entſetzt prallte der Commiſſionsrath, der eben aus der Thür gegenüber heraustreten wollte, zurück, als der grüne Schulkamerad in ſeine Arme ſtürzte.

Geheimer, rief er aus, Geheimer, um des Himmels willen, wie ſiehſt Du aus?

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, beinahe von Sinnen über alles, was ſich eben zugetragen, erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie Albertine ihn behandelt, was er von Edmund erlitten.

Der Commiſſionsrath, ganz Aerger und Zorn, nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm zurück in Albertinens Zimmer, fuhr los auf das Mädchen: Was muß ich hören, was muß ich vernehmen? Führt man ſich ſo auf, behandelt man ſo den Bräutigam?

Bräutigam? ſchrie Albertine auf im jähſten Schreck.

Nun ja, ſprach der Commiſſionsrath, Bräutigam freilich. Ich weiß gar nicht, was Du dich alterirſt über eine Sache, die ja längſt beſchloſſen. Mein lieber Geheimer iſt dein Bräutigam und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit.

Nimmermehr, rief Albertine, nimmermehr heirathe ich den Geheimen Kanzlei-Sekretär. Wie ſollt' ich ihn denn lieben können den alten Mann — nein —

Was lieben, was alter Mann, fiel der Commiſſionsrath ins Wort, von Lieben iſt gar nicht die Rede, ſondern von Heirathen. Freilich iſt mein lieber Geheimer kein leichtſinniger Jüngling mehr, aber ſo wie ich, eben in den Jahren, die man mit Recht die beſten nennt, und dabei ein rechtſchaffener, geſcheuter, beleſener, liebenswürdiger Mann und mein Schulkamerad.

Nein, ſprach Albertine in der heftigſten Bewegung, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, nein, ich kann ihn nicht leiden, er iſt mir unausſtehlich, ich haſſe, ich verabſcheue ihn! — O mein Edmund —

Und damit fiel das Mädchen ganz außer ſich, beinahe ohnmächtig dem Edmund in die Arme, der ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückte.

Der Commiſſionsrath, ganz erſtarrt, riß die Augen weit auf, als ſäh' er Geſpenſter, dann brach er los: Was iſt das, was gewahre ich —

Ja, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär mit kläglicher Stimme ein, ja die Demoiſelle Albertine ſcheinen ganz und gar nichts von mir wiſſen zu wollen, ſcheinen eine ungemeine Inklination zu dem jungen Herrn Maler zu hegen, da ſie ihn ohne Scheu küſſen, mir ärmſten aber kaum die liebe Hand reichen wollen, da ich doch bald den Trauring an Dero angenehmen Goldfinger zu ſtecken gedenke.

„Heda — Heda, aus einander ſage ich, ſchrie der Commiſſionsrath und riß Albertinen aus Edmunds Armen. Der rief aber, daß er Albertinen nicht laſſen werde und ſolle es ihm das Leben koſten. — So? ſprach der Commiſſionsrath mit ſpottendem Ton, ſeht

doch, eine ſaubere Liebesgeſchichte hinter mei⸗nem Rücken! — Schön, herrlich, mein jün⸗ger Herr Lehſen, darum Ihre Uneigennützig⸗keit, darum die Zigarren und die Bilder. — Sich in mein Haus einzuſchleichen, mit lo⸗ſen Künſten meine Tochter zu verführen. Feiner Gedanke, daß ich meine Tochter an den Hals hängen ſoll einem dürftigen, arm⸗ſeligen, nichtswürdigen Farbenkleckſer! —

Außer ſich vor Wuth über des Commiſ⸗ſionsraths Schimpfreden, ergriff Edmund den Malerſtock, hob ihn in die Höhe; da rief mit donnernder Stimme der zur Thüre her⸗einbrechende Leonhard: Halt Edmund! Keine Uebereilung, Voßwinkel iſt ein alberner Narr und wird ſich beſinnen.

Der Commiſſionsrath, erſchrocken über Leonhards unvermuthete Erſcheinung, rief aus dem Winkel, in den er zurückgeprallt: Ich weiß gar nicht, Herr Leonhard, wie Sie ſich unterfangen können —

Aber der Geheime Kanzlei⸗Sekretär war ſchnurſtracks hinter den Sopha geflüchtet, ſo wie er den Goldſchmidt erblickt, hatte ſich

tief niedergeduckt und quäkte mit ängſtlicher, weinerlicher Stimme: O du Gott im Himmel! — Commiſſionsrath ſieh Dich vor — ſchweige — halt das Maul, geliebter Schulkamerad. — O du Gott im Himmel, das ſind ja der Herr Profeſſor — der grauſame Ball-Entrepreneur aus der Spandauer Straße —

Kommt nur hervor, ſprach der Goldſchmidt lachend, kommt nur hervor, Tusmann, fürchtet Euch nicht, Euch ſoll nichts mehr angethan werden, Ihr ſeyd ja ſchon beſtraft genug für Eure alberne Heirathsluſt, da Ihr nun Euer Lebelang ein grünes Geſicht behaltet.

„O Gott" ſchrie der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, „o Gott, ein grünes Geſicht immerdar! — Was werden die Leute, was wird Sr. Excellenz der Herr Miniſter ſagen? Werden Sr. Excellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, ſchnöder, weltlicher Eitelkeit das Geſicht grün gefärbt? — Ich bin ein geſchlagener Mann, ich komme um meinen Dienſt, denn nicht dulden

kann

kann der Staat Geheime Kanzlei-Sekretärs mit grünen Geſichtern — O ich Aermſter —

Nun, nun, unterbrach der Goldſchmidt Tusmanns Klagen, nun, nun, Tusmann, lamentirt nur nicht ſo ſehr, es kann doch wohl noch Rath geben für Euch, wenn Ihr geſcheut ſeyd und dem tollen Gedanken, Albertinen zu heirathen, entſagt.

Das kann ich nicht — das ſoll er nicht, ſo riefen beide durcheinander, der Commiſſionsrath und der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Der Goldſchmidt ſah beide an mit funkelndem, durchbohrendem Blick; doch eben als er losbrechen wollte, öffnete ſich die Thür und hinein trat der alte Manaſſe mit ſeinem Neffen, dem Baron Benjamin Dümmerl aus Wien. — Benſch ging gerade los auf Albertinen, die ihn zum erſtenmal in ihrem Leben ſah und ſprach in ſchnarrendem Ton, indem er ihre Hand faßte: Ha, beſtes Mädchen, da bin ich nun ſelbſt, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. — Verſtehen Sie! das iſt nur ſolch' eine Redensart, der Baron Dümmerl wirft ſich niemanden zu

Füßen, auch nicht Sr. Majeſtät dem Kaiſer. Ich meine, Sie ſollen mir einen Kuß geben. — Damit trat er noch näher an Albertinen heran und beugte ſich nieder, doch in demſelben Moment geſchah etwas, worüber ſich alle, den Goldſchmidt ausgenommen, tief entſetzten.

Benſch's anſehnliche Naſe ſchoß plötzlich zu einer ſolchen Länge hervor, daß ſie dicht bei Albertinens Geſicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anſtieß an die gegenüber ſtehende Wand. Benſch prallte einige Schritte zurück, ſogleich zog ſich die Naſe wieder ein. Er näherte ſich Albertinen, daſſelbe Ereigniß; kurz hinaus, hinein ſchob ſich die Naſe wie eine Baßpoſaune.

Verruchter Schwarzkünſtler, brüllte Manaſſe, und indem er einen verſchlungenen Strick aus der Taſche zog und ihn dem Commiſſionsrath zuwarf, rief er: Ohne Umſtände, werfen Sie dem Kerl die Schlinge über den Hals, dem Goldſchmidt, mein ich, dann ziehen wir ihn ohne Widerſtand zur Thür hinaus und alles iſt in Ordnung. —

Der Commiſſionsrath ergriff den Strick, ſtatt aber dem Goldſchmidt, warf er dem alten Juden den Strick über den Hals, und ſo-gleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab, und ſo immerfort herauf und herab, während Benſch ſein Naſen-Conzert fortſetzte und Tusmann wie wahnſinnig lachte und plapperte, bis der Commiſſionsrath ohnmächtig, ganz er-ſchöpft in den Lehnſeſſel niederſank.

Nun iſts Zeit, nun iſts Zeit, ſchrie Manaſſe, ſchlug an die Taſche und mit ei-nem Satze ſprang eine übergroße abſcheuliche Maus hervor und gerade los auf den Gold-ſchmidt. Aber noch im Sprunge durchſtach ſie der Goldſchmidt mit einer ſpitzen, gold-nen Nadel, worauf ſie mit einem gellenden Schrei verſchwand, man wußte nicht wohin.

Da ballte Manaſſe die Fäuſte gegen den ohnmächtigen Commiſſionsrath und rief, indem Zorn und Wuth aus ſeinen feuerro-then Augen ſprühten: Ha, Melchior Voß-winkel, du haſt dich gegen mich verſchworen, du biſt im Bunde mit dem verruchten

Schwarzkünſtler, den du in dein Haus gelockt; aber verflucht, verflucht ſollſt du ſeyn, du und dein ganzes Geſchlecht hinweggenommen wie die hülfloſe Brut eines Vogels. Gras ſoll vor deiner Thür wachſen und alles, was du unternimmſt, ſoll gleichen dem Thun des Hungernden, der ſich im Traum erſättigen will an erdichteten Speiſen und der Dales ſoll ſich einlagern in dein Haus und wegzehren deine Habe, und du ſollſt betteln in zerriſſenen Kleidern vor den Thüren des verachteten Volks Gottes, das dich verſtößt wie einen räudigen Hund. Und du ſollſt ſeyn wie ein verachteter Zweig zur Erde geworfen und ſtatt des Klanges der Harfen Motten deine Geſellſchaft! — Verflucht, verflucht, verflucht du Commiſſionsrath Melchior Voßwinkel! — Damit faßte der wüthende Manaſſe den Neffen und ſtürmte mit ihm zur Thüre hinaus.

Albertine hatte im Grauſen und Entſetzen ihr Geſicht verborgen an Edmunds Bruſt, der ſie umſchlungen hielt mit Mühe Faſſung erringend.

Der Goldſchmidt trat nun hin zu dem Paar und ſprach lächelnd mit ſanfter Stimme: Laßt Euch nur durch alle dieſe Narrenſtreiche nicht irren. Es wird alles gut werden, ich ſtehe Euch dafür. Aber nun iſt es nöthig, daß Ihr Euch trennt, ehe Voßwinkel und Tusmann aus ihrer Schreckenserſtarrung erwachen.

Darauf verließ er mit Edmund Voßwinkels Haus.

Fünftes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer erfährt, wer der Dales iſt, auf welche Weiſe aber der Goldſchmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom ſchmachvollen Tode und den verzweifelnden Commiſſionsrath tröſtet.

Der Commiſſionsrath war durch und durch erſchüttert von Manaſſes Fluch mehr, als von dem tollen Spuk, den, wie er wohl einſah, der Goldſchmidt getrieben. Jener Fluch war auch in der That gräßlich genug, da er dem Commiſſionsrath den Dales über den Hals geſchickt.

Ich weiß nicht, ob Du ſehr geneigter Leſer die Bewandniß kennſt, die es mit dieſem Dales der Juden hat?

Das Weib eines armen Juden (ſo erzählt ein Talmudiſt) fand, als ſie eines Tages auf den Boden ihres kleinen Hauſes ſtieg, daſelbſt einen dürren, ganz ausgemergelten, nackten Menſchen, der ſie bat, ihm Obdach zu gönnen, ihn zu nähren mit Speiſ' und Trank. Erſchrocken lief das Weib herab und ſprach wehklagend zu ihrem Mann: Ein nackter, ausgehungerter Menſch iſt in unſer Haus gekommen und verlangt von uns Obdach und Nahrung. Wie ſollen wir aber den Fremden nähren, da wir ſelbſt kaum unſer mühſeliges Leben von Tag zu Tag durchfriſten. Ich will, erwiederte der Mann, hinaufſteigen zu dem fremden Menſchen und ſehen wie ich ihn hinausſchaffe aus unſerm Hauſe. Warum, ſprach er dann zu dem fremden Menſchen, warum biſt Du geflüchtet in mein Haus, der ich arm bin und nicht vermag Dich zu ernähren? Hebe Dich fort und gehe in das Haus des Reichthums, wo

die Schlachtthiere längſt gemäſtet und die Gäſte geladen ſind zum Gaſtmahl. Wie kannſt Du, erwiederte der Menſch, mich fort-treiben wollen aus dem Obdach, das ich ge-funden? Du ſiehſt, daß ich nackt bin und bloß, wie kann ich fortziehen in das Haus des Reichthums? Doch laß mir ein Kleid ma-chen, das mir paßt und ich will Dich ver-laſſen. — Beſſer iſt es, dachte der Jude, daß ich mein Letztes daran wende, den Menſchen bald fortzuſchaffen, als daß er bliebe und ver-zehre, was ich mit Noth zu erwerben vermag. Er ſchlachtete ſein letztes Kalb, wovon er mit ſeinem Weibe viele Tage hindurch ſich zu nähren gedachte, verkaufte das Fleiſch und ſchaffte von dem gelöſten Gelde ein gutes Kleid an für den fremden Menſchen. Als er aber hinaufging mit dem Kleide, war der Menſch, der erſt klein und dürr geweſen, groß geworden und ſtark, ſo daß das Kleid ihm überall zu kurz war und zu enge. Dar-über entſetzte ſich der arme Jude gar ſehr, aber der fremde Menſch ſprach: Laß ab von der Thorheit mich fortſchaffen zu wollen aus

Deinem Hauſe, denn wiſſe ich bin der Dales. Da rang der arme Jude die Hände und jammerte und ſchrie: Gott meiner Väter, ſo bin ich gezüchtigt mit der Ruthe des Zorns und elend immerdar, denn biſt du der Dales, ſo wirſt du nicht weichen, ſondern all' unſer Hab und Gut wegzehrend, immer größer und ſtärker werden. Der Dales iſt aber die Armuth, die, wo ſie ſich einmal eingeniſtet, niemals wieder weicht und immer mehr zunimmt. —

Entſetzte ſich nun der Commiſſionsrath darüber, daß ihm Manaſſe in der Wuth die Armuth auf den Hals geflucht, ſo fürchtete er dagegen auch den alten Leonhard, der, die ſeltſamen Zauberkünſte abgerechnet, die ihm zu Gebote ſtanden, auch außerdem in ſeinem ganzen Weſen etwas hatte, was wohl eine ſcheue Ehrfurcht erwecken mußte. Gegen beide, das fühlte er, konnte er nichts ſonderliches ausrichten; ſein ganzer Zorn fiel daher auf Edmund Lehſen, dem er alles Unheil, was ihm widerfahren, in die Schuhe ſchob. Kam noch hinzu, daß Albertine ganz

unverholen und mit entſchiedener Feſtigkeit erklärte, wie ſie Edmund über die Maßen liebe und niemals weder den alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, noch den unausſtehlichen Baron Benſch heirathen werde, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß der Commiſſionsrath ſich über die Gebühr erboßte und den Edmund fort wünſchte, dahin, wo der Pfeffer wächſt. Da er aber dieſen Wunſch nicht ſo verwirklichen konnte, wie es unter der vorigen franzöſiſchen Regierung geſchah, welche Leute, die ſie los ſeyn wollte, in der That fortſchickte nach dem Ort, wo der Pfeffer wächſt, ſo begnügte er ſich damit, dem Edmund ein angenehmes Billet zu ſchreiben, worin er all' ſein Gift, all' ſeine Galle ergoß und damit endete, daß er ſich nicht unterfangen ſolle, jemals die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten.

Man kann denken, daß Edmund über dieſe grauſame Trennung von Albertinen ſofort in die gehörige Verzweiflung gerieth, in welcher ihn denn Leonhard fand, als er ihn

ſeiner Gewohnheit gemäß in der Abenddämmerung beſuchte.

„Was habe ich," rief Edmund dem Goldſchmidt entgegen, „was habe ich nun von euerm Schutz, von euerm Mühen, mir die gehäſſigen Nebenbuhler vom Leibe zu ſchaffen? Durch eure unheimlichen Taſchenſpielerkünſte verwirrt und entſetzt ihr alle, ſelbſt mein holdes Mädchen, und euer Treiben iſt es allein, das mir als ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg tritt. Ich fliehe, ich fliehe den Dolch im Herzen fort nach Rom!"

Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun dann thäteſt du ja wirklich das, was ich recht von Herzen wünſche. Erinnere Dich, daß ich ſchon damals, als Du zum erſtenmale von Deiner Liebe zu Albertinen ſprachſt, Dir verſicherte, daß meiner Meinung nach ein junger Künſtler ſich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heirathen denken müſſe, da dies ganz unerſprießlich ſey. Ich rückte Dir damals halb im Scherz das Beiſpiel des jungen Sternbald vor Augen, aber ganz ernſthaft ſage ich Dir jezt, daß, gedenkſt Du

ein tüchtiger Künſtler zu werden, Du durchaus alle Heirathsgedanken Dir aus dem Kopf ſchlagen mußt. Frei und froh ziehe in das Vaterland der Kunſt, ſtudire in voller Begeiſterung ihr innerſtes Weſen und dann erſt wird Dir die techniſche Fertigkeit, die Du vielleicht auch hier erlangen kannſt, etwas nützen.

Ha, rief Edmund, was für ein Thor war ich, euch meine Liebe anzuvertrauen! Nun ſehe ich es wohl ein, daß gerade Ihr, von dem ich Beiſtand erwarten durfte mit Rath und That, daß gerade Ihr, ſage ich, abſichtlich mir entgegen handelt und meine ſchönſten Hoffnungen mit hämiſcher Schadenfreude zerſtört. —

Hoho, erwiederte der Goldſchmidt, hoho junger Herr! mäßigt Euch in euren Ausdrükken, ſeyd weniger heftig und bedenkt, daß Ihr viel zu unerfahren ſeyd, um mich zu durchſchauen. Aber ich will Euern irren Zorn Eurer wahnſinnigen Verliebtheit zu Gute halten —

Und, fuhr Edmund fort, und was die Kunſt betrifft, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum ich, da es mir dazu, wie Ihr wißt, gar nicht an Mitteln fehlt, der innigen Verbindung mit Albertinen unbeſchadet, nicht nach Rom gehen und dort die Kunſt ſtudiren ſollte. Ja, ich gedachte gerade dann, wenn ich Albertinens Beſitz gewiß ſeyn konnte, nach Italien zu wandern und dort ein ganzes Jahr hindurch zu verweilen, dann aber bereichert mit wahrer Kunſtkenntniß zurückzukehren in die Arme meiner Braut.

Wie, rief der Goldſchmidt, wie Edmund, war das in der That dein wirklicher, ernſthafter Vorſatz?

Allerdings, erwiederte der Jüngling, ſo ſehr mein Inneres entbrannt iſt in Liebe zu der holden Albertine, ſo ſehr erfüllt mich doch die Sehnſucht nach dem Lande, das die Heimath meiner Kunſt iſt.

Könnet, fuhr der Goldſchmidt fort, könnet Ihr euer treues Wort mir darauf geben, daß, wird Albertine Euer, Ihr ſogleich die Reiſe nach Italien antreten wollt?

Warum ſollte ich das nicht, erwiederte der Jüngling, da es mein feſter Entſchluß war und es bleiben würde, ſollte das geſchehen, woran ich verzweifeln muß.

Nun, rief der Goldſchmidt lebhaft, nun Edmund, ſo ſey guten Muthes, dieſe feſte Geſinnung erwirbt Dir die Geliebte. Ich gebe Dir mein Wort, daß in wenigen Tagen Albertine Deine Braut ſeyn ſoll. Daß ich das zu bewirken verſtehen werde, daran magſt Du nicht zweifeln.

Die Freude, das Entzücken ſtrahlte aus Edmunds Augen. Der räthſelhafte Goldſchmidt überließ, ſchnell davon eilend, den Jüngling all' den ſüßen Hoffnungen und Träumen, die er in ſeinem Innern aufgeregt. —

In einem abgelegenen Theil des Thiergartens, unter einem großen Baum, lag, um mit Celia in Wie es Euch gefällt zu reden, wie eine abgefallene Eichel, oder wie ein verwundeter Ritter der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und klagte ſein tiefes Herzeleid den treuloſen Herbſtwinden.

„O Gott gerechter! lamentirte er, unglücklicher, bedauernswürdiger Geheimer Kanzlei-Sekretär, womit haſt Du all' dieſe Schmach verdient, die Dir über den Hals gekommen. Sagt denn nicht Thomaſius, daß der Eheſtand an Erlangung der Weisheit keineswegs hindern ſolle und doch haſt Du ſchon jetzt, da Du nur den Eheſtand zu intendiren begonnen, beinahe Deinen ganzen angenehmen Verſtand verloren. Woher der entſetzliche Widerwille der werthen Demoiſelle Albertine Voßwinkel gegen Deine geringe, aber mit löblichen Eigenſchaften ſattſam ausgeſtattete Perſon? Biſt Du etwa ein Politikus, der keine Frau haben, oder gar ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus ſeine Frau, ſobald ſie unartig, was weniges prügeln ſoll, daß die Schönſte deshalb einige Scheu tragen könnte, Dich zu ehelichen? O Gerechter, welchem Jammer gehſt Du entgegen! — Warum mußt Du, o geliebter Geheimer Kanzlei-Sekretär, in offne Fehde gerathen mit ſchnöden Schwarzkünſtlern und mahleriſchen Wüthrichen, die

Dein zartes Geſicht für ein aufgeſpanntes Pergament halten und mit frechem Pinſel einen wilden Salvator Roſa darauf ſchmeißen, ohne Geſchick, Haltung und Manier! Ja, das iſt das ärgſte! Alle meine Hoffnung hatte ich auf meinen intimen Freund geſetzt, auf den Herrn Streccius, der in der Chemie wohl erfahren iſt und in jedem Malheur zu helfen weiß, aber es iſt alles vergebens. Je mehr ich mich mit dem Waſſer waſche, das er mir angerathen, deſto grüner werde ich, wiewohl das Grün ſich in den verſchiedenſten Nüancen und Schattirungen ändert, ſo daß es bereits Frühling, Sommer und Herbſt auf meinem Antlitz geweſen! — Ja, dieſes Grün iſt es, was mich ins Verderben ſtürzt, und erlange ich nicht den weißen Winter wieder, welcher die ſchicklichſte Jahreszeit für mein Geſicht, ſo gerathe ich in Deſperation, ſtürze mich hier in den ſchnöden Froſchlaich und ſterbe einen grünen Tod! —

Tusmann hatte wohl Recht, ſo bittre Klagen auszuſtoßen, denn in der That war es arg mit der grünen Farbe ſeines Antlitzes,

die gar nicht gewöhnliche Oelfarbe, ſondern irgend eine künſtlich zuſammengeſetzte Tinktur zu ſeyn ſchien, die, in die Haut eingedrungen, durchaus nicht verſchwinden wollte. Zur Tageszeit durfte der arme Geheime Kanzlei-Sekretär gar nicht anders ausgehen, als mit tief in die Augen gedrücktem Hut und vorgehaltenem Schnupftuch, und ſelbſt wenn die Dämmerung eingebrochen, wagte er es nur in geſtrecktem Galopp durch die entlegenen Gaſſen zu rennen. Theils fürchtete er den Hohn der Straßenbuben, theils mußte er ſich ängſtigen, irgend jemanden aus dem Büreau, in dem er arbeitete, zu begegnen, da er ſich krank melden laſſen.

Es geſchieht wohl, daß wir das Ungemach, welches uns getroffen, ſtärker und tödtender fühlen in der ſtillen, ſchwarzen Nacht, als am geräuſchvollen Tage. So kam es auch, daß, ſo wie immer dunkler und dunkler die Wolken heraufzogen, wie ſchwärzer und ſchwärzer die Schatten des Waldes ſich ausbreiteten, wie recht ſchauerlich verhöhnend der rauhe Herbſtwind durch Bäume

und Gebüſche pfiff, Tusmann ſein ganzes Elend bedenkend in vollkommene Troſtloſigkeit gerieth.

Der entſetzliche Gedanke, in den grünen Froſchlaich zu ſpringen und ſo ein verſtörtes Leben zu enden, trat dem Geheimen Kanzlei-Sekretär ſo lebendig in die Seele, daß er ihn für einen entſcheidenden Wink des Schickſals hielt, dem er folgen müſſe.

„Ja," rief er mit gellender Stimme, indem er haſtig aufſprang vom Boden, wo er ſich hingelagert, „ja, Geheimer Kanzlei-Sekretär, mit Dir iſt es aus! — Verzweifle guter Tusmann! — Kein Thomaſius kann Dich retten, fort mit Dir in den grünen Tod! — Leben Sie wohl, grauſame Demoiſelle Albertine Voßwinkel! — Sie ſehen Ihren Bräutigam, den Sie verſchmäht auf ſchnöde Weiſe, niemals wieder! — Er wird ſogleich in den Froſchlaich ſpringen!" —

Wie raſend rannte er fort nach dem nahe gelegenen Baſſin, das in der tiefen Dämmerung anzuſehen war wie ein breiter,

ſchön bewachſener Weg und blieb dicht am Rande ſtehen.

Der Gedanke an den nahen Tod mochte wohl ſeine Sinne zerrütten, denn er ſang mit hoher, durchdringender Stimme das engliſche Volkslied, deſſen Refrain lautet: Grün ſind die Wieſen, grün ſind die Wieſen, warf dann die politiſche Klugheit, das Handbuch für Hof und Staat, ſo wie Hufelands Kunſt das Leben zu verlängern, in das Waſſer und war eben im Begriff, mit einem tüchtigen Anſatz nachzuſpringen, als er ſich von hinten her mit ſtarken Armen umfaßt fühlte.

Zugleich vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des ſchwarzkünſtleriſchen Goldſchmidts: Tusmann, was habt Ihr vor? Ich bitte Euch, ſeyd doch kein Eſel und macht doch nicht tolle Streiche!

Der Geheime Kanzlei-Sekretär bot alle Kraft auf, ſich aus des Goldſchmidts Armen loszuwinden, indem er, kaum der Sprache mehr mächtig, krächzte: Herr Profeſſor, ich bin in der Deſperation und da hören alle Rückſichten auf, Herr Profeſſor, neh-

men Sie es einem deſperaten Geheimen Kanzlei-Sekretär, der ſonſt wohl weiß, was Anſtand und Sitte heiſcht, nicht übel, aber Herr Profeſſor — ich ſag' es unverholen, ich wünſchte, daß Sie der Teufel hole ſammt Ihren Hexenkünſten, ſammt Ihrer Grobheit, ſammt Ihrem verdammten Ihr — Ihr — Ihr und Tusmann! —

Der Goldſchmidt ließ den Geheimen Kanzlei-Sekretär los und alsbald taumelte er erſchöpft nieder in das hohe durch und durch feuchte Gras.

Wähnend, er liege im Baſſin, rief er: O kalter Tod, o grüne Wieſe — Adieu! — Mich ganz gehorſamſt zu empfehlen, wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel — Lebe wohl, wackrer Commiſſionsrath — Der unglückliche Bräutigam liegt bei den Fröſchen, die den Herrn loben zur Sommerszeit! —

Seht Ihr wohl, ſprach der Goldſchmidt mit ſtarker Stimme, ſeht Ihr wohl Tusmann, daß Ihr von Sinnen ſeyd, und matt und elend dazu! — Zum Teufel wollt Ihr

mich ſchicken, wie wenn ich nun ſelbſt der Teufel wäre und Euch den Hals umdrehte hier auf der Stelle, wo Ihr wähnt im Baſſin zu liegen?

Tusmann ächzte, ſtöhnte, ſchüttelte ſich wie im ſtärkſten Fieberfroſt.

Aber, fuhr der Goldſchmidt fort, aber ich mein' es gut mit Euch, Tusmann, und vergebe Eurer Deſperation alles, richtet Euch auf, kommt mit mir.

Der Goldſchmidt half dem armen Geheimen Kanzlei-Sekretär auf die Beine. Ganz vernichtet liſpelte er: Ich bin in Ihrer Gewalt, verehrteſter Herr Profeſſor, machen Sie mit meinem geringen ſterblichen Leichnam was Sie wollen, aber meine unſterbliche Seele bitte ich ganz gehorſamſt gütigſt verſchonen zu wollen.

Schwatzt nicht ſolch aberwitziges Zeug, ſondern kommt raſch fort, rief der Goldſchmidt, faßte den Geheimen Kanzlei-Sekretär unterm Arm und ſchritt mit ihm von dannen. Doch mitten in dem Wege, der quer durch den Thiergarten nach den Zelten

führt, hielt er inne und ſprach: Halt Tus=mann! Ihr ſeyd ganz naß und ſeht abſcheu=lich aus, ich will Euch wenigſtens das Ge=ſicht abtrocknen.

Damit holte der Goldſchmidt ein blen=dend weißes Tuch aus der Taſche, und that, wie er verheißen.

Als nun ſchon die hellen Laternen des Weberſchen Zeltes durch die Gebüſche fun=kelten, rief Tusmann plötzlich ganz erſchrok=ken: um tauſend Gotteswillen, verehrteſter Herr Profeſſor, wo führen Sie mich denn hin? — Nicht nach der Stadt? Nicht nach meiner Wohnung? — Doch nicht etwa in Geſellſchaft? unter Menſchen? — Gerechter! Ich kann mich ja gar nicht blicken laſſen — Ich errege ja Aergerniß — ein Scandalum —

Ich weiß nicht, erwiederte der Gold=ſchmidt, ich weiß nicht Tusmann, was Ihr wollt mit euerm menſchenſcheuen Weſen, ſeyd doch kein Haſe! Ihr müßt durch=aus etwas ſtarkes genießen. — Vielleicht ein Glas warmen Punſch, ſonſt bekommt Ihr das Fieber vor Erkältung. Kommt nur mit! —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär lamentirte, ſprach unaufhörlich von ſeinem grünen Geſicht, von ſeinem ſchnöden Salvator Roſa im Antlitz, der Goldſchmidt achtete aber nicht im mindeſten darauf, ſondern zog ihn fort mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Als ſie nun in den erleuchteten Saal traten, bedeckte Tusmann mit dem Schnupftuch ſein ganzes Geſicht, da noch ein paar Gäſte an der langen Tafel ſpeiſten.

Was habt Ihr denn, ſprach der Goldſchmidt dem Geheimen Sekretär ins Ohr, was habt Ihr denn, Tusmann, daß Ihr euer rechtſchaffenes Antlitz ſo verhüllen wollt und verbergen?

Ach Gott, ſtöhnte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ach Gott, verehrteſter Herr Profeſſor, Sie wiſſen es ja, mein Geſicht, das der jähzornige junge Herr Maler mit grüner Farbe überſtrichen —

Poſſen, rief der Goldſchmidt aus, indem er den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit gewaltiger Fauſt packte und hinſtellte vor den großen Spiegel am Ende des Saals

und hinleuchtete mit der Kerze, die er ergriffen.

Tusmann ſchaute unwillkührlich hinein und konnte ſich eines lauten Ach! nicht erwehren.

Nicht allein, daß die häßliche grüne Farbe gänzlich verſchwunden war, Tusmanns Geſicht hatte überdieß noch ein lebhafteres Colorit erhalten als jemals, ſo daß er in der That um einige Jahre jünger ausſah, als ſonſt. Im Uebermaß des Entzückens ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär mit beiden Füßen zugleich in die Höhe und ſprach dann mit ſüßweinerlicher Stimme: O Gerechter, was ſehe, was erblicke ich! — Wertheſter, ungemein verehrter Herr Profeſſor, das Glück habe ich gewiß Ihnen allein zu verdanken! — Ja! — nun wird die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, um derentwillen ich beinahe hinabgeſprungen in den Abgrund zu den Fröſchen, gewiß keinen Anſtand nehmen, mich zu Ihrem Gemahl zu erkieſen! — Ja, wertheſter Herr Profeſſor, Sie haben mich geborgen aus tiefem Elend! — Ich fühlte ſo-

gleich eine gewiſſe Behaglichkeit, als Sie über mein geringes Antlitz mit Dero ſchneeweißem Schnupftuch zu fahren beliebten. — O ſprechen Sie, gewiß waren Sie mein Wohlthäter? —

Nicht läugnen, erwiederte der Goldſchmidt, nicht läugnen will ich, Tusmann, daß ich es war, der Euch die grüne Farbe wegwuſch und Ihr könnt daraus abnehmen, daß ich gar nicht ſo feindlich wider Euch geſinnt bin, als Ihr es wohl vermeinen möget. Bloß eure alberne Faſelei, daß Ihr Euch von dem Commiſſionsrath überreden laſſet, Ihr könntet Euch noch mit einem blutjungen, hübſchen Mädchen, welche aufſprudelt vor Lebensluſt, verheirathen, bloß dieſe Faſelei, ſage ich, kann ich an Euch gar nicht leiden und möchte Euch, da Ihr ſelbſt jetzt kaum den Schabernack los, den man Euch anthat, wiederum gleich ans Heirathen denkt, den Appetit dazu auf nachdrückliche Weiſe vertreiben, welches ganz und gar in meiner Macht ſteht. Doch will ich das nicht thun, ſondern Euch rathen, ruhig zu ſeyn bis zum

künftigen Sonntag in der Mittagsſtunde, da werdet Ihr denn das Weitere hören. Wagt Ihr es, früher Albertinen zu ſehen, ſo laß ich Euch vor ihren Augen erſt tanzen, daß Euch Sinn und Athem vergeht, verwandle Euch dann in den grünſten Froſch und ſchmeiße Euch hier im Thiergarten in das Baſſin oder gar in die Spree, wo Ihr quaken könnet bis an Euer Lebensende! — Gehabt Euch wohl! Ich habe heute noch etwas vor, das mich nach der Stadt eilen heißt. Ihr würdet meinen Schritten nicht folgen können. Gehabt Euch wohl!

Der Goldſchmidt hatte Recht, daß wohl keiner ſo leicht ihm hätte folgen können, denn als hätte er Schlemihls berühmte Siebenmeilen-Stiefel an den Füßen, war er mit einem einzigen Schritt, den er zur Saalthür hinaus machte, dem beſtürzten Geheimen Kanzlei-Sekretär aus den Augen verſchwunden. —

So mochte es denn auch geſchehen, daß er ſchon in der nächſten Minute wie ein Geſpenſt plötzlich in dem Zimmer des Com-

miſſionsrathes ſtand und ihm mit ziemlich rauher Stimme einen guten Abend bot.

Der Commiſſionsrath erſchrak heftig, faßte ſich jedoch bald zuſammen und fragte den Goldſchmidt ungeſtüm, was er ſo ſpät in der Nacht noch wolle, er möge ſich fortſcheren und ihn in Ruhe laſſen mit den albernen Taſchenſpielerſtückchen, die ihm vorzugaukeln er vielleicht im Sinne habe.

So ſind, erwiederte der Goldſchmidt ſehr gelaſſen, ſo ſind nun die Menſchen und vorzüglich die Commiſſionsräthe. Gerade diejenigen Perſonen, die ſich Ihnen wohlwollend nähern, denen Sie ſich zutrauensvoll in die Arme werfen ſollten, gerade dieſe Perſonen ſtoßen Sie von ſich; — Sie ſind, beſter Commiſſionsrath, ein armer, unglücklicher, bedauernswürdiger Mann, ich komme — renne her noch in tiefer Nacht, um mich mit Ihnen zu berathen, wie vielleicht noch der tödtende Schlag abzuwenden iſt, der Sie eben treffen will und Sie —

O Gott, ſchrie der Commiſſionsrath ganz außer ſich, o Gott, gewiß ſchon wieder

ein Falliment in Hamburg, Bremen oder London, das mich vollends zu ruiniren droht, o ich geſchlagener Commiſſionsrath — das fehlte noch —

Nein, unterbrach der Goldſchmidt Voßwinkels Klagen, nein, es iſt hier noch von etwas anderm die Rede. Sie wollen alſo Albertinens Hand durchaus nicht dem jungen Edmund Lehſen geben?

Wie kommen Sie, rief der Commiſſionsrath, auf dieſen albernen, ärgerlichen Schnack? Ich! meine Tochter dem armſeligen Pinsler!

Nun, ſprach der Goldſchmidt, er hat doch Sie und Albertinen recht wacker gemalt.

Hoho! erwiederte der Commiſſionsrath, das wäre ein ſchöner Kauf, meine Tochter für ein paar bunte Bilder! — Ich habe ihm die Dinger ins Haus zurückgeſchickt.

Edmund, fuhr der Goldſchmidt fort, Edmund wird, verſagen Sie ihm Albertinen, ſich rächen.

Nun, rief der Commiſſionsrath, nun das möcht' ich doch wiſſen, welche Rache der Schlucker, der Kiek in die Welt an den Com-

miſſionsrath Melchior Voßwinkel zu nehmen vermöchte!

Das will, erwiederte der Goldſchmidt, das will ich Ihnen gleich ſagen, mein ſehr wackrer Herr Commiſſionsrath. Edmund iſt eben im Begriff, Ihr liebes Bild auf würdige Weiſe zu retouchiren. Das fröhliche, lächelnde Antlitz verkehrt er in ein bittergrämliches, mit heraufgezogenen Brauen, trüben Augen, herunter hängenden Lippen. Stärker markirt er die Runzeln auf Stirn und Wangen, vergißt nicht die vielen grauen Haare, die der Puder verbergen ſoll, hinlänglich anzudeuten durch gehörige Färbung. Statt der freudigen Botſchaft von dem Lotteriegewinſt ſchreibt er die höchſt betrübte Nachricht in den Brief, die Sie vorgeſtern erhielten, nämlich: daß das Haus Campbell et Compagnie in London fallirt und auf dem Couvert ſteht: An den verfehlten Stadt- und Commiſſionsrath u. ſ. f., denn er weiß, daß Sie vor einem halben Jahre vergebens darnach trachteten, Stadtrath zu werden. Aus den zerriſſenen Weſtentaſchen fallen Dukaten,

Thaler und Treſorſcheine heraus, den Verluſt andeutend, den Sie erlitten. So wird das Bild dann ausgehängt bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerſtraße. —

Der Satan, ſchrie der Commiſſionsrath, der Hallunke, nein, das ſoll er nicht unternehmen! — Polizei, Juſtiz rufe ich zu Hülfe —

Haben, fuhr der Goldſchmidt gelaſſen fort, haben nur funfzig Menſchen eine Viertelſtunde hindurch das Bild geſehen, dann dringt die Kunde davon mit tauſend ſtärkeren Nüancen, die dieſer, jener Witzbold hinzufügt, durch die ganze Stadt. Alles Lächerliche, alles Alberne, das man von Ihnen erzählt hat und noch erzählt, wird aufgefriſcht mit neuen, glänzenden Farben, jeder, dem Sie begegnen, lacht Ihnen ins Geſicht und was das ſchlimmſte iſt, man ſpricht dabei unaufhörlich von dem Verluſt, den Sie durch Campbells Fall erlitten und Ihr Credit iſt hin.

O Gott, rief der Commiſſionsrath, o Gott! — Aber er muß mir das Bild her-

ausgeben, der Böſewicht, ja das muß er morgen mit dem frühſten Tage.

Und, ſprach der Goldſchmidt weiter, und thäte er das wirklich, woran ich ſehr zweifle, was würd' es Ihnen helfen? Er radirt Ihre werthe Perſon, wie ich es erſt beſchrieben, auf eine Kupferplatte, beſorgt viele hundert Abdrücke, illuminirt ſie ſelbſt recht con amore und ſchickt ſie in die ganze Welt, nach Hamburg, Bremen, Lübek, Stettin, ja nach London —

Halten Sie ein, unterbrach der Commiſſionsrath den Goldſchmidt, halten Sie ein! — Gehen Sie hin zu dem entſetzlichen Menſchen, bieten Sie ihm funfzig — ja — bieten Sie ihm hundert Thaler, wenn er die Sache mit meinem Bilde ganz unterläßt —

Ha ha ha! lachte der Goldſchmidt, Sie vergeſſen, daß ſich Lehſen ganz und gar nichts macht aus dem Gelde, daß ſeine Eltern wohlhabend ſind, daß ſeine Großtante, die Demoiſelle Lehſen, die in der breiten Straße wohnt, ihm längſt ihr ganzes Vermögen ver-

macht hat, das nicht weniger als baare achtzig tauſend Thaler beträgt! —

Was, rief der Commiſſionsrath erbleicht vor plötzlichem Erſtaunen, was ſagen Sie — achtzig — Hören Sie, Herr Leonhard, ich glaube, Albertinchen iſt ganz vernarrt in den jungen Lehſen — Ich bin nun einmal ein guter Kerl — ein weichmüthiger Vater — kann keinen Thränen, keinen Bitten widerſtehen — Zudem gefällt mir der junge Menſch. Er iſt ein tüchtiger Künſtler — Sie wiſſen, was die Kunſt betrifft, da bin ich ein rechter Narr mit meiner Vorliebe — Er hat hübſche Eigenſchaften, der liebe, gute Lehſen — Achtzig — Nun, wiſſen Sie was, Leonhard, aus purer Herzensgüte geb' ich ihm meine Tochter, dem artigen Jungen! —

Hm, ſprach der Goldſchmidt, ich muß Ihnen doch etwas Spaßhaftes erzählen. So eben komme ich aus dem Thiergarten. Dicht an dem großen Baſſin fand ich Ihren alten Freund und Schulkameraden, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann, der darüber, daß ihn Albertine verſchmäht, in wilde Ver-

zweiflung gerathen, ſich ins Waſſer ſtürzen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von der Ausführung ſeines ſchrecklichen Entſchluſſes abzuhalten, indem ich ihm vorſtellte, daß Sie, mein wackrer Commiſſionsrath, gewiß Ihr treugegebenes Wort halten und durch väterliche Ermahnungen Albertinen dahin bringen würden, ihm unverweigerlich die Hand zu reichen. Geſchieht dies nun nicht, geben Sie Albertinens Hand dem jungen Lehſen, ſo ſpringt Ihr Geheimer in das Baſſin, das iſt ſo gut wie gewiß. Denken Sie, was dieſer entſetzliche Selbſtmord des ſoliden Mannes für Aufſehn erregen würde? — Jeder klagt Sie — Sie allein als Tusmanns Mörder an und begegnet Ihnen mit tiefer Verachtung. Sie werden nirgends mehr zur Tafel geladen und finden Sie ſich auf irgend einem Kaffehauſe ein, um Neues zu erwiſchen, ſo wirft man Sie zur Thür hinaus — die Treppe hinunter. Aber noch mehr! — Der Geheime Kanzlei-Sekretär iſt hochgeachtet von allen ſeinen Vorgeſetzten,

ſein

ſein Ruf als tüchtiger Geſchäftsmann hat alle Büreaus durchdrungen. Haben Sie nun durch Ihren Wankelmuth, durch Ihre Falſchheit den Aermſten zum Selbſtmorde gebracht, ſo iſt gar nicht daran zu denken, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben noch einen Geheimen Legations-, einen Geheimen Ober-Finanz-Rath zu Hauſe finden ſollten, die Wirklichen am allerwenigſten. Keine Behörde, deren Geneigtheit Ihr Geſchäft bedarf, nimmt ſich hinfort Ihrer mehr im mindeſten an. Von ſimplen Commerzien-Räthen werden Sie verhöhnt, Expedienten verfolgen Sie mit Mordwaffen und Kanzleiboten drücken, Ihnen begegnend, die Hüte feſter auf den Kopf. Man nimmt Ihnen den Titel als Commiſſionsrath, Stoß erfolgt auf Stoß, Ihr Credit iſt hin, Ihr Vermögen geräth in Verfall, ſchlechter und ſchlechter gehts, bis Sie zuletzt in Verachtung, Armuth und Elend —

Hören Sie auf, ſchrie der Commiſſionsrath, Sie martern mich! — Wer hätte denken ſollen, daß der Geheime noch in ſeinen Jahren ſolch ein verliebter Affe ſeyn würde!

— Aber Sie haben Recht. — Mag es nun gehen, wie es in der Welt will, ich muß dem Geheimen Wort halten, ſonſt bin ich ein ruinirter Mann. — Ja, es iſt beſchloſſen, der Geheime erhält Albertinens Hand. —

Sie vergeſſen, ſprach der Goldſchmidt, die Bewerbung des Barons Dümmerl. Sie vergeſſen den fürchterlichen Fluch des alten Manaſſe! — An dieſem haben Sie, wird Benſch verſchmäht, den fürchterlichſten Feind. In allen Ihren Spekulationen tritt Ihnen Manaſſe entgegen. Er ſcheut kein Mittel, Ihren Credit zu ſchmälern, er benutzt jede Gelegenheit Ihnen zu ſchaden, er ruht nicht, bis er Sie in Schimpf und Schande heruntergebracht hat, bis der Dales, den er Ihnen auf den Hals geflucht hat, wirklich eingekehrt iſt in Ihr Haus. — Genug, Sie mögen nun Albertinens Hand dieſem oder jenem der drei Freier geben, immer gerathen Sie in Noth und eben deshalb nannte ich Sie vorhin einen armen, bedauernswürdigen Mann.

Der Commiſſionsrath rannte wie unſin-nig im Zimmer auf und ab, rief einmal über das andere: Ich bin verloren — ein un-glücklicher Menſch, ein ruinirter Commiſ-ſionsrath — Hätt' ich nur das Mädchen gar nicht auf dem Halſe. Möge ſie alle der Satan davon führen, den Lehſen, den Benſch und — meinen Geheimen dazu —

Nun, nun, begann der Goldſchmidt, noch giebt es wohl ein Mittel, Sie aus al-ler Verlegenheit zu reißen.

Welches, ſprach der Commiſſionsrath, indem er plötzlich ſtill ſtand und den Gold-ſchmidt ſtarr anblickte, welches? Ich gehe alles ein.

Haben Sie, fragte der Goldſchmidt, ha-ben Sie in dem Theater den Kaufmann von Venedig geſehen?

Das iſt, erwiederte der Commiſſionsrath, das iſt das Stück, in welchem Herr De-vrient einen mordſüchtigen Juden ſpielt, Na-mens Shylock, dem es gelüſtet nach friſchem Negozianten-Fleiſch. — Allerdings habe ich

dies Stück geſehen, aber was ſollen jetzt die Poſſen?

Kennen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, den Kaufmann von Venedig, ſo werden Sie ſich erinnern, daß darin ein gewiſſes reiches Fräulein Porzia vorkommt, deren Vater vermöge teſtamentlicher Verfügung die Hand ſeiner Tochter zum Gewinnſt in einer Art von Lotterie gemacht hatte. Drei Käſtchen werden hingeſtellt, unter denen die Bewerber eins wählen und öffnen müſſen. Derjenige von den Bewerbern erhält Porzia's Hand, der in dem Käſtchen, das er gewählt, ihr Porträt eingeſchloſſen findet. Machen Sie es, Commiſſionsrath, als lebendiger Vater wie Porzia's verſtorbener. Sagen Sie den drei Freiern, daß, da Ihnen einer ſo lieb wäre als der andere, Sie die Entſcheidung dem Zufall überlaſſen wollten. Drei verſchloſſene Käſtchen werden hingeſtellt den Freiern zur Wahl und der, der Albertinens Bildniß gefunden, erhält ihre Hand.

Welch ein abenteuerlicher Vorſchlag, rief der Commiſſionsrath. Und ginge ich wirk-

lich darauf ein, glauben Sie denn, werther Herr Leonhard, daß mir das im mindeſten etwas helfen, daß ich mir nicht, hat auch der Zufall entſchieden, den Zorn und Haß derjenigen auf den Hals laden würde, die das Porträt nicht getroffen, hinfolglich ab⸗ziehen müſſen? —

Halt, ſprach der Goldſchmidt, das iſt eben der wichtigſte Punkt! — Sehn Sie Commiſſionsrath, ich verſpreche Ihnen hier⸗mit feierlichſt, die Sache mit den Käſtchen ſo einzurichten, daß ſich alles glücklich und friedlich enden ſoll. Die beiden, welche fehl⸗gegriffen, werden in ihren Käſtchen keines⸗weges, wie die Prinzen von Marocco und Arragon, eine ſchnöde Abfertigung finden, vielmehr etwas erhalten, welches ſie derma⸗ßen befriedigt, daß ſie an die Heirath mit Albertinen gar nicht mehr denken, und noch dazu, Sie, Commiſſionsrath, für den Schöp⸗fer eines gar nicht geahnten Glücks halten.

Wäre das möglich! rief der Commiſ⸗ſionsrath.

Nicht allein möglich, erwiederte der Gold≈ſchmidt, es wird, es muß ſo kommen, wie ich es Ihnen ſage, mein feſtes Wort darauf.

Nun nahm der Commiſſionsrath keinen Anſtand mehr einzugehen in des Goldſchmidts Plan und beide kamen darin überein, daß in der Mittagsſtunde des nächſten Sonntags die Wahl vor ſich gehen ſolle.

Die drei Käſtchen verſprach der Gold≈ſchmidt herbeizuſchaffen.

Sechstes Kapitel.

Worin von der Art, wie die Brautwahl vor ſich ging, gehandelt, dann aber die Geſchichte geſchloſſen wird.

Man kann denken, daß Albertine ganz und gar in Verzweiflung gerieth, als der Commiſſionsrath ſie mit der unglückſeligen Lotterie, in der ihre Hand gewonnen werden ſollte, bekannt machte, als alles Bitten, al≈les Flehen, alles troſtloſe Weinen nicht ver≈mochte, ihn von dem einmal gefaßten Ent≈

ſchluß abzubringen. Dazu kam, daß Lehſen ihr ſo gleichgültig, ſo indolent ſchien, wie es keiner ſeyn kann, der wirklich liebt, da er nicht das mindeſte verſuchte, ſie heimlich zu ſehen, oder ihr wenigſtens eine Liebesbotſchaft zuzuſtecken. Am Sonnabend vor dem verhängnißvollen Sonntage, der ihr Schickſal entſcheiden ſollte, ſaß, als ſchon tiefe Abenddämmerung eingebrochen, Albertine einſam in ihrem Zimmer. Ganz erfüllt von dem Gedanken an das Unglück, von dem ſie bedroht, kam es ihr ein, ob es nicht beſſer ſey, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, ſchnell aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, als das fürchterlichſte abzuwarten, zur Heirath gezwungen zu werden mit dem alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, oder gar mit dem ekelhaften Baron Benſch. Da kam ihr aber auch plötzlich der räthſelhafte Goldſchmidt in den Sinn und die ſeltſame zauberiſche Art, wie er den zudringlichen Benſch ihr vom Leibe gehalten. Es war ihr nur zu gewiß, daß er dem Lehſen beigeſtanden und ſo dämmerte in ihr die Hoffnung auf, daß

es eben der Goldſchmidt ſeyn müſſe, von dem Hülfe zu hoffen in dem kritiſchen Moment. Sie empfand den lebhaften Wunſch, den Goldſchmidt zu ſprechen und war im Innern überzeugt, daß ſie ſich nicht im mindeſten entſetzen würde, ſollte der Goldſchmidt ſich ihr auch im Augenblick offenbaren auf geſpenſtige Weiſe.

Es geſchah auch wirklich, daß Albertine nicht im mindeſten erſchrak, als ſie gewahrte, daß das, was ſie für den Ofen gehalten, eigentlich der Goldſchmidt Leonhard war, der ſich ihr näherte und mit ſanfter, ſonorer Stimme folgendermaßen begann:

„Laß, mein liebes Kind! all' Deine Traurigkeit, all' Dein Herzeleid fahren. Wiſſe, daß Edmund Lehſen, den Du wenigſtens jetzt zu lieben vermeinſt, wiſſe, daß er mein Schützling iſt, dem ich mit aller Macht beiſtehe. Wiſſe ferner, daß ich es bin, der Deinen Vater auf den Gedanken der Lotterie gebracht, daß ich es bin, der die verhängnißvollen Käſtchen beſorgt hat und nun kannſt Du es Dir doch wohl denken, daß niemand

anders Dein Bild finden wird, als eben Edmund.“ — Albertine wollte aufjauchzen vor Entzücken; der Goldſchmidt fuhr fort:

„Edmund Deine Hand zu verſchaffen, wäre mir auch auf andere Weiſe gelungen; es war mir aber daran gelegen, zu gleicher Zeit die Mitbewerber, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann und den Baron Benſch ganz und gar zufrieden zu ſtellen. Auch das wird geſchehen, und ihr beide, Du und Dein Vater, werdet vor jeder Anfechtung der verſchmähten Freier ſicher ſeyn.“

Albertine ſtrömte über in heißen Dank. Sie wäre dem alten Goldſchmidt beinahe zu Füßen geſunken, ſie drückte ſeine Hand an ihre Bruſt, ſie verſicherte, daß ſie troß aller Zauberkünſte, die er treibe, ja ſelbſt bei der geſpenſtigen Art, wie er auch heute Abend plötzlich in ihrem Zimmer erſchienen, durchaus nichts unheimliches in ſeiner Nähe fühle und ſchloß mit der naiven Frage, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm habe, wer er denn eigentlich ſey?

Ei, mein liebes Kind, begann der Goldſchmidt lächelnd, ſehr ſchwer wird es mir zu ſagen, wer ich eigentlich bin. Mir geht es ſo wie Vielen, die weit beſſer wiſſen, wofür ſie die Leute halten, als was ſie eigentlich ſind! — Erfahre alſo, mein liebes Kind, daß manche mich für niemand anders halten, als für jenen Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer, der in den funfzehnhundert und achtziger Jahren am Hofe des Churfürſten Johann George in ſolch großem Anſehen ſtand, und der, als Neid und Bosheit ihn zu verderben trachteten, verſchwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Geben mich nun ſolche Leute, die man Romantiker oder Fantaſten zu nennen pflegt, für jenen Turnhäuſer, mithin für einen geſpenſtiſchen Mann aus, ſo kannſt Du Dir denken, welchen Verdruß ich von den ſoliden, aufgeklärten Leuten, die als tüchtige Bürger und Geſchäftsmänner den Teufel was nach Romantik und Poeſie fragen, auszuſtehen habe. Ja ſelbſt handfeſte Aeſthetiker wollen mir zu Leibe, verfolgen mich wie die Doktoren und Schriftgelehrten zu Johann Georgs

Zeiten, und ſuchen mir das Bischen Exiſtenz, das ich mir anmaße, zu verbittern und zu verkümmern, wie ſie nur können.

Ach, mein liebes Kind, ich merk es ſchon, ungeachtet ich mich des jungen Edmund Lehſen und Deiner ſo ſorglich annehme und überall wie ein ächter Deus ex machina erſcheine; ſo werden doch viele, die mit jenen Aeſthetikern gleichen Sinnes ſind, mich in der Geſchichte gar nicht leiden wollen, da ſie an meine wirkliche Exiſtenz nun einmal durchaus nicht glauben können! — Um mich nur einigermaßen ſicher zu ſtellen, habe ich niemals geradehin zugeſtehen mögen, daß ich der ſchweizeriſche Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer aus dem ſechzehnten Jahrhundert bin. Jenen Leuten bleibt es daher vergönnt anzunehmen, ich ſey ein geſchickter Taſchenſpieler und die Erklärung aller Spukereien, wie ſie vorgekommen, in Wieglebs natürlicher Magie oder ſonſt aufzuſuchen. Freilich habe ich in dieſem Augenblick noch ein Kunſtſtück vor, das mir kein Philidor, kein Philadelphia, kein Caglioſtro nachmacht, und das als durchaus uner-

klärlich jenen Leuten ein ewiger Anſtoß bleiben wird; indeſſen kann ich davon deshalb keinesweges abſtehen, da es zur Vollendung der Berliniſchen Geſchichte, welche von der Brautwahl dreier bekannten Perſonen, die ſich um die Hand der hübſchen Demoiſelle Albertine Voßwinkel bewerben, handelt, unumgänglich nöthig iſt. — Nun alſo Muth gefaßt, mein liebes Kind, ſtehe morgen fein früh auf, ziehe das Kleid an, das Du am liebſten trägſt, weil es Dir am beſten ſteht, flechte Dein Haar auf in den zierlichſten Zöpfen und erwarte das übrige, wie es ſich dann begeben mag, ruhig und in beſcheidener Geduld. —

Hierauf verſchwand der Goldſchmidt wie er gekommen.

Sonntags um die beſtimmte Stunde, d. h. Punkt eilf Uhr, fanden ſich ein der alte Manaſſe mit ſeinem hoffnungsvollen Neffen, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und Edmund Lehſen mit dem Goldſchmidt. Die Freier, den Baron Benſch nicht ausgenommen, erſchraken beinahe, als ſie Albertinen erblickten, denn noch niemals war ſie ihnen ſo

überaus ſchön und anmuthig vorgekommen. Jedem Mädchen, jeder Dame, die etwas hält auf geſchmackvollen Anzug und zierlichen Schmuck, (und wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht thäte) kann ich aber auch verſichern, daß die Garnitur des Kleides, welches Albertine trug, von ausnehmender Eleganz, das Kleid aber gerade kurz genug war, um den niedlichen, weiß beſchuhten Fuß zu zeigen, daß die kurzen Aermel, ſo wie der Buſenſtreif aus den koſtbarſten Spizzen beſtanden, daß die weißen franzöſiſchen Glaçé-Handſchuhe nur was weniges über die Ellbogen heraufgeſtreift, den ſchönſten Oberarm ſehen ließen, daß der Kopfpuz in nichts weiter, als in einem zierlichen, goldenen, mit Steinen beſetzten Kamm beſtand, kurz, daß zu dem bräutlichen Schmuck nichts weiter fehlte, als die Myrthenkrone in den dunkeln Flechten. Warum aber Albertine eigentlich viel reizender ausſah als ſonſt, kam wohl daher, daß Liebe und Hoffnung in den Augen ſtrahlten, auf den Wangen blühten.

In einem Anfall von Gaſtlichkeit hatte

der Commiſſionsrath ein Gabelfrühſtück be- reiten laſſen. Mit hämiſchen, ſcheelen Blik- ken betrachtete der alte Manaſſe den gedeck- ten Tiſch, und da der Commiſſionsrath ihn einlud, zuzulangen, las man auf ſeinem Ant- litz jene Antwort Shylocks: „Ja, um Schin- ken zu riechen, von der Behauſung zu eſſen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teu- fel hineinbeſchwor. Ich will mit Euch han- deln und wandeln, mit Euch ſtehen und ge- hen und was dergleichen mehr iſt; aber ich will nicht mit Euch eſſen, mit Euch trinken, noch mit Euch beten!“ —

Baron Benſch war weniger gewiſſenhaft, denn er aß viel mehr Beefſtakes als ziemlich, und ſchwatzte dabei ſehr läppiſches Zeug wie es in ſeiner Art lag.

Der Commiſſionsrath verläugnete in der verhängnißvollen Stunde ganz und gar ſeine Natur; denn außerdem, daß er rückſichtlos Madera und Portwein einſchenkte, ja ſogar verrieth, daß er hundertjährigen Malaga im Keller habe, machte er auch, nachdem das Frühſtück beendet, den Freiern die Art, wie

über die Hand ſeiner Tochter entſchieden werden ſollte, in einer ſolchen wohlgeſetzten Rede bekannt, wie man es ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Die Freier mußten es ſich einprägen, daß nur der Albertinens Beſitz errungen, der das Käſtchen, worin ihr Bild befindlich, gewählt.

Mit dem Glockenſchlage zwölf ging die Thüre des Saals auf und man erblickte in der Mitte deſſelben einen mit einem reichen Teppich behängten Tiſch, auf welchem drei kleine Käſtchen ſtanden.

Das eine von gleißendem Gold hatte auf dem Deckel einen Kranz von funkelnden Dukaten, in deſſen Mitte die Worte ſtanden:

Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art!

Das zweite Käſtchen war ſehr zierlich in Silber gearbeitet. Auf dem Deckel ſtanden zwiſchen mancherlei Schriftzügen fremder Sprachen die Worte:

Wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft!

Das dritte Käſtchen, ſauber aus Elfenbein geſchnitzt, trug die Aufſchrift:

Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit!

Albertine nahm Platz auf einem Lehnſeſſel hinter dem Tiſch, ihr zur Seite ſtellte ſich der Commiſſionsrath; Manaſſe und der Goldſchmidt zogen ſich zurück in den Hintergrund des Zimmers.

Als das Loos entſchieden, daß der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann zuerſt wählen ſollte, mußten Benſch und Lehſen abtreten ins Nebenzimmer.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär trat bedächtig an den Tiſch, betrachtete mit Sorgfalt die Käſtchen, las einmal über das andere die Inſchriften. Bald fühlte er ſich aber durch die ſchönen verſchlungenen Schriftzüge, die auf dem ſilbernen Käſtchen befindlich, unwiderſtehlich angezogen. „Gerechter,“ rief er begeiſtert aus, welch' ſchöne Schrift, wie angenehm paart ſich hier das Arabiſche mit römiſcher Fraktur!“ Und „wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft. —

Habe

Habe ich denn noch gehofft, daß Demoiſelle Albertine Voßwinkel mich mit ihrer werthen Hand jemals beglücken werde? Bin ich nicht vielmehr in totale Verzweiflung gerathen? Habe ich mich nicht — im Baſſin — Nun! hier iſt Troſt, hier iſt mein Glück! — Commiſſionsrath! — Demoiſelle Albertine — ich wähle das ſilberne Käſtchen! —

Albertine ſtand auf und reichte dem Geheimen Kanzlei-Sekretär einen kleinen Schlüſſel, mit dem er ſofort das Käſtchen öffnete. Doch wie erſchrak er, als er keinesweges Albertinens Bild, wohl aber ein kleines, in Pergament gebundenes Buch vorfand, das, als er es aufſchlug, nur leere, weiße Blätter enthielt.

Dabei lag ein Zettel mit den Worten:

War Dein Treiben auch verkehrt,
Großes Heil Dir widerfährt.
Was Du findeſt, iſt bewährt,
Ignorantiam machts gelehrt,
Sapientiam Dirs beſcheert!

Gerechter, ſtammelte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ein Buch — nein kein Buch

— gebundenes Papier ſtatt des Bildes — alle Hoffnung zerſtört. — O geſchlagener Geheimer Kanzlei-Sekretär! mit Dir iſt es aus, rein aus! — fort in den Froſchteich! —

Tusmann wollte davon, da vertrat ihm aber der Goldſchmidt den Weg und ſprach: Tusmann, Ihr ſeyd nicht geſcheut, kein Schatz kann Euch erſprießlicher ſeyn, als der, den Ihr gefunden! Die Verſe hätten Euch ſchon darauf aufmerkſam machen ſollen. Thut mir den Gefallen und ſteckt das Buch, das Ihr aus dem Käſtchen nahmt, in die Taſche. — Tusmann that es.

Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, nun denkt Euch ein Buch, das Ihr gern in dieſem Augenblick bei Euch tragen möchtet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär verdutzt, o Gott, unbeſonnener, unchriſtlicher Weiſe warf ich Thomaſii kurzen Entwurf der politiſchen Klugheit in den Froſchteich! —

Faßt in die Taſche, zieht das Buch hervor, rief der Goldſchmidt.

Tusmann that, wie ihm geheißen und ſiehe — das Buch war eben kein anderes, als Thomaſii Entwurf.

Ha, was iſt das, rief der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, o Gott, mein lieber Thomaſius gerettet vor den feindlichen Rachen ſchnöder Frösche, die doch nimmermehr daraus Conduite gelernt!

Still, unterbrach ihn der Goldſchmidt, ſteckt das Buch wieder in die Taſche. — Tusmann that es.

Denkt, fuhr der Goldſchmidt fort, denkt Euch jetzt irgend ein seltnes Werk, dem ihr vielleicht lange vergebens nachgetrachtet, das Ihr aus keiner Bibliothek erhalten konntet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär beinahe wehmüthig, o Gott, da ich nun auch zu meiner Erheiterung bisweilen die Oper zu beſuchen geſonnen, wollte ich mich vorher etwas in der edlen Musica feſtſtellen und trachtete bis jetzt vergebens, ein kleines Büchlein zu erhalten, das allegoriſcher Weiſe die ganze Kunſt des Komponiſten und Virtuoſen darlegt. Ich meine nichts

anders, als Johannes Beers muſikaliſchen Krieg oder die Beſchreibung des Haupttreffens zwiſchen beiden Heroinen, als der Compoſition und Harmonie, wie dieſe gegen einander zu Felde gezogen, geſcharmutziret und endlich nach blutigem Treffen wieder verglichen worden. —

Faßt in die Taſche, rief der Goldſchmidt, und vor Freude jauchzte der Geheime Kanzlei-Sekretär laut auf, als er das Buch aufſchlug, das nun eben wieder Johannes Beers muſikaliſchen Krieg enthielt.

Seht Ihr wohl, ſprach nun der Goldſchmidt, mittelſt des Buchs, das Ihr in dem Kästchen gefunden, habt Ihr die reichſte, vollſtändigſte Bibliothek erlangt, die jemals einer beſeſſen und die ihr noch dazu beſtändig bei Euch tragen könnt. Denn habt Ihr dieſes merkwürdige Buch in der Taſche, ſo wird es, zieht Ihr es hervor, jedesmal das Werk ſeyn, das Ihr eben zu leſen wünſcht.

Ohne auf Albertine, ohne auf den Commiſſionsrath zu achten, ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchnell in die Ecke des Zim-

mers, warf ſich in einen Lehnſeſſel, ſteckte das Buch in die Taſche, zog es wieder hervor, und man ſah an dem Entzücken, das in ſeinen Augen strahlte, wie herrlich eintraf, was der Goldſchmidt verheißen.

Nun kam die Reihe der Wahl an den Baron Benſch. Er trat hinein, ſchritt nach ſeiner läppiſchen tölpelhaften Manier geradezu los auf den Tiſch, beſchaute mit der Lorgnette die Käſtchen und murmelte die Inſchriften her. Aber bald feſſelte ihn ein natürlicher unwiderſtehlicher Inſtinkt an das goldene Käſtchen mit den blinkenden Dukaten auf dem Deckel. „Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art — Nun ja Dukaten, die ſind nach meinem Sinn, und Albertine, die iſt auch nach meinem Sinn, was iſt da lange zu wählen und zu überlegen!“ So ſprach Benſch, griff nach dem goldenen Käſtchen, empfing von Albertinen den Schlüſſel, öffnete und fand — eine kleine ſaubere engliſche Feile! Dabei lag ein Zettel mit den Verſen:

Haſt gewonnen was Dein Herz
Wünſchen konnt' mit wehem Schmerz.
Alles andre iſt nur Scherz,
Immer vor, niemals rückwärts
Geht ein blühendes Commerz.

He, rief er erboßt, was thu' ich mit der Feile? — iſt die Feile ein Portrait, iſt die Feile Albertinens Portrait? Ich nehm' das Käſtchen und ſchenk es Albertinen als Brautgabe — Kommen Sie, mein Mädchen —

Damit wollt er los auf Albertinen, aber der Goldſchmidt hielt ihn bei den Schultern zurück, indem er ſprach: Halt mein Herr, das iſt wider die Abrede. Sie müſſen mit der Feile zufrieden ſeyn und werden es unbezweifelt ſeyn, ſobald Sie den Werth, den unſchätzbaren Werth des köſtlichen Kleinods, das ſie erhalten, erkannt haben, den ſchon die Verſe andeuten. — Haben Sie einen ſchönen rändigen Dukaten in der Taſche? —

Nun ja, erwiederte Benſch verdrießlich, nun ja, was ſolls?

Nehmen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, einen ſolchen Dukaten aus der Taſche und feilen Sie den Rand ab. —

Benſch that es mit einer Geſchicklichkeit, die von langer Uebung zeugte. Und ſiehe — noch ſchöner kam der Rand des Dukatens zum Vorſchein und ſo ging es mit dem zweiten, dritten Dukaten, je mehr Benſch feilte, deſto rändiger wurden ſie.

Manaſſe hatte bis jetzt ruhig alles, was ſich begeben, mit angeſehen, doch jetzt ſprang er mit wildfunkelnden Augen los auf den Neffen und ſchrie mit hohler entſetzlicher Stimme: Gott meiner Väter — was iſt das — mir her die Feile — mir her die Feile — es iſt das Zauberſtück, für das ich meine Seele verkauft vor mehr als dreihundert Jahren. — Gott meiner Väter — her mit der Feile.

Damit wollte er die Feile dem Benſch entreißen, der ſtieß ihn aber zurück und ſchrie: Weg von mir alter Narr, ich habe die Feile gefunden, nicht du —

Darauf Manaſſe in voller Wuth: Natter — wurmſtichige Frucht meines Stammes, her mit der Feile! — Alle Teufel über Dich, verfluchter Dieb! —

Unter einem Strom hebräiſcher Schimpfwörter krallte ſich Manaſſe nun feſt an den Baron und ſtrengte knirſchend und ſchäumend alle ſeine Kraft an, ihm die Feile zu entwinden. Benſch vertheidigte aber das Kleinod wie die Löwin ihr Junges, bis zuletzt Manaſſe ſchwach ward. Da packte der Neffe den lieben Onkel mit derben Fäuſten, warf ihn zur Thüre hinaus, das ihm die Glieder knackten, kehrte pfeilſchnell zurück, ſchob einen kleinen Tiſch in die Ecke des Zimmers dem Geheimen Kanzlei-Sekretär gegenüber, ſchüttete eine ganze Handvoll Dukaten aus und fing mit Eifer an zu feilen.

„Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun ſind wir den entſetzlichen Menſchen, den alten Manaſſe auf immer los. Man will behaupten, er ſey ein zweiter Ahasverus, und ſpuke ſeit dem Jahre Eintauſend fünf hundert und zwei und ſiebzig umher. Damals wurde er

unter dem Namen des Münzjuden Lippolt wegen teufliſcher Zauberei hingerichtet. — Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis ſeiner unſterblichen Seele. Viele Leute, die ſich auf ſo etwas verſtehen, haben ihn hier in Berlin unter verſchiedenen Geſtalten bemerkt, woher denn die Sage entſteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, ſondern viele, viele Lippolts gäbe. — Nun! — ich habe ihm, da ich auch einige Erfahrung in geheimnißvollen Dingen beſitze, den Garaus gemacht! —

Es würde dich, ſehr geliebter Leſer, ungemein langweilen müſſen, wenn ich nun noch weitläuftig erzählen wollte, was Du, da es ſich von ſelbſt verſteht, ſchon längſt weißt. Ich meine, daß Edmund Lehſen das elfenbeinerne Käſtchen mit der Aufſchrift:

„Wer mich erwählt, dem wird geträumte
Seeligkeit,“

wählte und darin Albertinens wohlgetroffenes Miniaturbild mit den Verſen fand:

Ja Du trafſt es, lies Dein Glück
In der Schönſten Liebesblick.

Was da war, kommt nie zurück,
So wills irdiſches Geſchick.
Was Dein Traum Dir ſchaffen muß
Lehrt Dich der Geliebten Kuß.

Daß ferner Edmund dem Baſſanio gleich der Anweiſung der letzten Worte folgte, und die in glühendem Purpur erröthende Geliebte an ſein Herz drückte — küßte und daß der Commiſſionsrath ganz vergnügt war und glücklich über den fröhlichen Ausgang der verwickeltſten aller Heiraths-Angelegenheiten.

Der Baron Benſch hatte eben ſo emſig fortgefeilt als der Geheime Kanzlei-Sekretär fortgeleſen. Beide nahmen von dem, was ſich eben begeben, nicht eher Notiz, als bis der Commiſſionsrath laut verkündete, daß Edmund Lehſen das Käſtchen, worin Albertinens Portrait befindlich, gewählt, folglich ihre Hand erhalte. Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien darüber außer ſich vor Freuden, indem er nach der Art, wie er ſein Vergnügen zu äußern pflegte, ſich die Hände rieb, zwei, drei Mal etwas weniges in die Höhe ſprang und eine feine Lache aufſchlug.

Den Baron Benſch ſchien die Heirath gar nicht weiter zu intereſſiren; dafür umarmte er aber den Commiſſionsrath, nannte ihn einen vortrefflichen Gentleman, der ihn durch das ſolide Geſchenk der Feile ganz und gar glücklich gemacht habe und verſicherte, daß er in jedem Geſchäft auf ihn rechnen könne. Dann entfernte er ſich ſchnell.

Eben ſo dankte der Geheime Kanzlei-Sekretär dem Commiſſionsrath unter vielen Thränen der innigſten Rührung, daß er ihn durch das ſeltenſte aller Bücher, welches er ihm aus ſeiner Bibliothek verehrt habe, zum glücklichſten aller Menſchen gemacht und folgte, nachdem er ſich noch in galanter Höflichkeit gegen Albertine, Edmund und den alten Goldſchmidt erſchöpft, dem Baron eiligſt nach.

Benſch quälte von nun an nicht mehr die literariſche Welt mit äſthetiſchen Mißgeburten wie er ſonſt gethan, ſondern verwandte lieber die Zeit Dukaten abzufeilen. Tusmann fiel dagegen nicht mehr den Bibliothekaren zur Laſt, die ihm ſonſt Tage lang

alte längſt vergeſſene Bücher herbeiſchaffen mußten.

Nach einigen Wochen des Entzückens und der Freude ging in des Commiſſionsraths Hauſe aber ſchreckliches Herzeleid los. Der Goldſchmidt hatte nehmlich den jungen Edmund dringend ermahnt ſeiner Kunſt, ſich ſelbſt zur Ehre, ſein gegebenes Wort zu halten und nach Italien zu gehen.

Edmund, ſo ſchmerzlich ihm die Trennung von der Geliebten werden mußte, fühlte doch den dringenden Trieb zu wallfahrten nach dem Lande der Kunſt und auch Albertine dachte, während ſie die bitterſten Thränen vergoß, daran, wie intereſſant es ſeyn würde, in dieſem, jenem Thee, Briefe, die ſie aus Rom erhalten, aus dem Strickkörbchen hervorzuziehen.

Edmund iſt nun ſchon länger als ein Jahr in Rom und man will behaupten, daß der Briefwechſel mit Albertinen immer ſeltener und kälter werde. Wer weiß, ob am Ende einmal gar aus der Heirath der beiden jungen Leute etwas wird. Ledig bleibt

Albertine auf keinen Fall, dazu iſt ſie viel zu hübſch, viel zu reich. Ueberdies bemerkt man auch, daß der Referendarius Glorin, ein hübſcher junger Mann, mit ſchmaler eng-eingeſchnürter Taille, zwei Weſten und auf engliſche Art geknüpftem Halstuch, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, mit der er den Winter hindurch auf den Bällen die angenehmſten Françoiſen getanzt, häufig nach dem Thiergarten führt und daß der Commiſſionsrath dem Pärchen nachtrippelt mit der Miene des zufriedenen Vaters. Zudem hat der Referendarius Glorin ſchon das zweite Examen bei dem Kammergericht gemacht und iſt nach der Ausſage der Examinatoren, die ihn in der frühſten Morgenſtunde ſattſam gequält, oder wie man zu ſagen pflegt, auf den Zahn gefühlt haben, welches weh thut, vorzüglich wenn der Zahn hohl, vortrefflich beſtanden. Eben aus dieſem Examen ſoll ſich denn auch ergeben haben, daß der Referendarius offenbar Heirathsgedanken im Kopfe hat, da er in der Lehre von gewagten Geſchäften ganz vorzüglich bewandert.

Vielleicht heirathet Albertine gar den artigen Referendarius, wenn er einen guten Poſten erſchwungen. — Nun! man muß abwarten, was geſchieht! —

Das iſt, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, das iſt ein wunderlich tolles Ding, was Du da aufgeſchrieben haſt. Mir will Deine ſogenannte Geſchichte mit den unwahrſcheinlichen Abentheuern vorkommen, wie eine aus allerlei bunten Steinen willkührlich zuſammengefügte Moſaik, die das Auge verwirrt, ſo daß es keine beſtimmte Figur zu erfaſſen vermag. Was mich betrifft, nahm Theodor das Wort, ſo läugne ich nicht, daß ich manches in Lothars Erzählung ergötzlich genug finde und es iſt ſogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut gerathen können, wenn Lothar nicht unvorſichtiger Weiſe den Hafftitz las. Die beiden ſpukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldſchmidt und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts und nun erſchei-

nen die beiden unglückſeeligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weiſe einwirken in die Handlung. Es iſt gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, ſonſt würdeſt Du ſchlecht wegkommen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Kritik.

Könnte, ſprach Lothar nach ſeiner ſkurilen Art lächelnd, könnte meine angenehme Geſchichte von den ſeltſamen Drangſalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann nicht wenigſtens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlaſſen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir ſo den Beifall, wenigſtens des literariſch-äſthetiſchen Theaterpublikums erwerben *). Doch nun im

*) Dieſe Aeußerung Lothars zeigt, was er ſchon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl erſchien nehmlich in der That abgedruckt in dem Berliner Taſchenbuch für das Jahr 1820, und es ſind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunſtwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiſet der Umſtand, daß die Redaktion jenes Taſchenbuchs den Verfaſſer dringend bat, ſich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten. D. H.

Ernſte geſprochen, Leute! Habt Ihr nicht, während ich las, manchmal recht herzlich gelacht und ſollte das nicht die Strenge eurer Kritik beugen? — Vergleichſt du, Ottmar, meine Geſchichte mit einer bunten willkührlich zuſammengefügten Moſaik, ſo ſey wenigſtens nachgiebig genug, dem Dinge, das Du wunderlich toll nennſt, eine kaleidoscopiſche Natur einzuräumen, nach welcher die heterogenſten Stoffe willkührlich durcheinander geſchüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Wenigſtens für artig ſollt Ihr nemlich manche Figur in meiner Brautwahl erkennen und an der Spitze dieſer artigen Perſonen ſtelle ich den liebenswürdigen Baron Benſch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entſproſſen ſeyn muß. — Doch ſchon viel zu viel von meinem Machwerk, das Euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen ſollte. Uebrigens gewahrt Ihr, daß ich meinem Hange das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu verſetzen, wiederum treulich gefolgt bin.

Und

Und dieſen Hang, begann Theodor, nehme ich gar ſehr in Schutz. Sonſt war es üblich, ja Regel, alles was nur Mährchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Mährchen der Dſchehezerade zum Muſter zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, ſchuf man ſich eine Welt, die haltlos in den Lüften ſchwebte und vor unſern Augen verſchwamm. Deshalb geriethen aber jene Mährchen meiſtens froſtig, gleichgültig und vermochten nicht den innern Geiſt zu entzünden und die Fantaſie aufzuregen. Ich meine, daß die Baſis der Himmelsleiter, auf der man hinaufſteigen will in höhere Regionen, befeſtigt ſeyn müſſe im Leben, ſo daß jeder nachzuſteigen vermag. Befindet er ſich dann immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantaſtiſchen Zauberreich, ſo wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in ſein Leben hinein, und ſey eigentlich der wunderbar herrlichſte Theil deſſelben. Es iſt ihm der ſchöne prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu ſeinem hohen Ergötzen luſtwandeln kann,

hat er ſich nur entſchloſſen, die düſtern Mauern der Stadt zu verlaſſen.

Vergiß, ſprach Ottmar, vergiß aber nicht, Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter beſteigen mag, weil das Klettern einem verſtändigen geſetzten Manne nicht ziemt, mancher ſchon auf der dritten Sproſſe ſchwindligt wird, mancher aber auch wohl die auf der breiten Straße des Lebens befeſtigte Leiter, bei der er täglich, ja ſtündlich vorübergeht, gar nicht bemerkt! — Was aber die Mährchen der Tauſend und Einen Nacht betrifft, ſo iſt es ſeltſam genug, daß die mehrſten Nachahmer gerade das überſehen, was ihnen Leben und Wahrheit giebt und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All' die Schuſter, Schneider, Laſtträger, Derwiſche, Kaufleute ꝛc., wie ſie in jenen Mährchen vorkommen, ſind Geſtalten, wie man ſie täglich auf den Straßen ſah und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, ſondern in der tieferen Bedingung ewig daſſelbe bleibt und bleiben muß, ſo kommt es, daß wir glauben, jene

Leute, denen ſich mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarſte Zauber erſchloß, wandelten noch unter uns. So groß iſt die Macht der Darſtellung in jenem ewigen Buch. —

Der Abend wurde kühler und kühler. Des kaum geneſenen Theodors halber fanden es daher die Freunde gerathen in den Gartenſaal zu treten und ſtatt jedes ſtarken nervenreizenden Getränks in aller Demuth und Milde Thee zu genießen.

Als die Theemaſchine auf dem Tiſche ſtand und wie gewöhnlich ihr Liedchen ziſchte und ſummte, ſprach Ottmar: Wahrhaftig, keinen beſſern Anlaß hätte ich finden können, Euch eine Erzählung vorzuleſen, die ich ſchon vor langer Zeit aufſchrieb und die gerade mit einem Thee beginnt. Zum Voraus bemerke ich, daß ſie in Cyprians Manier abgefaßt iſt.

Ottmar las:

Der unheimliche Gaſt.

Der Sturm brauſte durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und

trieb die ſchwarzen Wolken vor ſich her, die ziſchende, praſſelnde Ströme von Regen und Hagel hinabſchleuderten.

„Wir werden, ſprach, als die Wanduhr ſieben ſchlug, die Obriſtin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, wir werden heute allein bleiben, das böſe Wetter verſcheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte." In dem Augenblick trat der Rittmeiſter Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch ſeinen geiſtreichen, unerſchöpflichen Humor den Zirkel belebte, der ſich jeden Donnerſtag im Hauſe des Obriſten zu verſammeln pflegte, und ſo war, wie Angelika bemerkte, ein einheimiſcher Kreis beiſammen, der die größere Geſellſchaft gern vermiſſen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obriſtin ließ Feuer im Kamin anſchüren und den Theetiſch hinanrücken: „Euch beiden Männern, ſprach ſie nun, Euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuthen, daß ihr vorlieb nehmen

ſollt mit unſerm nüchternen, weichlichen Thee, darum ſoll Euch Mademoiſelle Marguerite das gute nordiſche Getränk bereiten, das allem böſen Wetter widerſteht.

Marguerite, Franzöſin, der Sprache, anderer weiblicher Kunſtfertigkeiten halber, Geſellſchafterin des Fräuleins Angelika, dem ſie an Jahren kaum überlegen, erſchien und that, wie ihr geheißen.

Der Punſch dampfte, das Feuer kniſterte im Kamin, man ſetzte ſich enge beiſammen an den kleinen Tiſch. Da fröſtelten und ſchauerten alle, und ſo munter und laut man erſt im Saal auf und niedergehend geſprochen, entſtand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgeſtört hatte, recht vernehmbar pfiffen und heulten.

Es iſt, fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, es iſt nun einmal ausgemacht, daß Herbſt, Sturmwind, Kaminfeuer und Punſch ganz eigentlich zuſammen gehören, um die heimlichſten Schauer in unſerm Innern aufzuregen. — Die aber gar

angenehm ſind, fiel ihm Angelika in die Rede. Ich meines Theils kenne keine hübſchere Empfindung, als das leiſe Fröſteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offnen Augen einen jähen Blick in die ſeltſamſte Traumwelt hineinwirft: „Ganz recht, fuhr Dagobert fort, ganz recht“. Dieſes angenehme Fröſteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkührlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig ſtille. Wohl uns, daß das vorüber iſt, und daß wir ſobald aus der Traumwelt zurück gekehrt ſind in die ſchöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet! Damit ſtand er auf und leerte, ſich anmuthig gegen die Obriſten verneigend, das vor ihm ſtehende Glas. „Ey, ſprach nun Moritz, ey, wenn Du, ſo wie das Fräulein, ſo wie ich ſelbſt, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumeriſchen Zuſtandes empfindeſt, warum nicht gerne darin verweilen? — Erlaube, nahm Dagobert das Wort, erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener

Träumerei, in welcher der Geiſt ſich in wunderlichem wirrem Spiel ſelbſt erluſtigt, gar nicht die Rede iſt. Die ächten Sturmwind-Kamin- und Punſchſchauer ſind nichts anders, als der erſte Anfall jenes unbegreiflichen geheimnißvollen Zuſtandes, der tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, gegen den der Geiſt ſich vergebens auflehnt, und vor dem man ſich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Geſpenſterfurcht. Wir wiſſen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeiſter nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei böſem Unwetter der dunklen Heimath entſteigt und ſeine irre Wanderung beginnt; billig iſt's daher, daß wir zu ſolcher Zeit irgend eines grauenhaften Beſuchs gewärtig ſind. Sie ſcherzen, ſprach die Obriſtin, Sie ſcherzen Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das kindiſche Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unſerer Natur begründet ſeyn ſollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmährchen und tollen Spukgeſchich-

ten zu, mit denen uns in der früheſten Jugend unſere Wärterinnen überſchütteten.

Nein, rief Dagobert lebhaft, nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geſchichten, die uns als Kinder doch die allerliebſten waren, ſo tief und ewig in unſerer Seele wiederhallen, wenn nicht die wiedertönenden Saiten in unſerm eignen Innern lägen. Nicht wegzuläugnen iſt die geheimnißvolle Geiſterwelt, die uns umgiebt, und die oft in ſeltſamen Klängen, ja in wunderbaren Viſionen ſich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entſetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdiſchen Organismus. Es iſt das Weh des eingekerkerten Geiſtes, das ſich darin ausſpricht. „Sie ſind, ſprach die Obriſten, ein Geiſterſeher wie alle Menſchen von reger Phantaſie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geiſterwelt erlaubt ſey, in vernehmbaren Tönen, ja in Viſionen uns zu offenbaren, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vaſallen jenes geheimnißvollen Reichs ſo feindſe-

lig uns gegenüber geſtellt haben ſollte, daß ſie nur Grauen, zerſtörendes Entſetzen über uns zu bringen vermögen.“ Vielleicht, fuhr Dagobert fort, vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unſer Geſchlecht noch im innigſten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entſetzen uns verſtörte, eben weil es in dem tiefſten Frieden, in der ſeligſten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen könnte. Ich ſprach von ſeltſamen Geiſterſtimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Urſprung wir genau anzugeben wiſſen, uns wie der ſchneidendſte Jammer tönen und unſere Bruſt mit dem tiefſten Entſetzen erfüllen? — Der merkwürdigſte jener Naturtöne iſt die Luftmuſik oder ſogenannte Teufelsſtimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in ſeinen Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft gedenkt. Dieſe Naturſtimme läßt ſich in ſtillen hei-

tern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menſchenſtimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherſchwebend, bald ganz in der Nähe ſchallend, vernehmen. Sie äußert eine ſolche tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth, daß die ruhigſten, verſtändigſten Beobachter ſich eben des tiefſten Entſetzens nicht erwehren können. „So iſt es, unterbrach hier Moritz den Freund, ſo iſt es in der That. Nie war ich auf Ceylon, noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entſetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie ſie Dagobert beſchrieben.“ So wirſt Du, erwiederte Dagobert, mich recht erfreuen und am beſten die Frau Obriſtin überzeugen, wenn Du erzählſt, wie ſich alles begeben.

Sie wiſſen, begann Moritz, daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzoſen focht. Mit einer Abtheilung ſpaniſcher und engliſcher Kavallerie bivouacquirte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marſch

am geſtrigen Tage, bis zum Tode ermüdet, feſt eingeſchlafen, da weckte mich ein ſchneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß ſich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, deſſen Todesſeufzer ich vernommen, doch ſchnarchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ ſich weiter hören. Die erſten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finſterniß, ich ſtand auf und ſchritt über die Schläfer wegſteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine ſtille Nacht, nur leiſe, leiſe fing ſich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu ſchütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als ſchwängen ſich die Geiſter der Erſchlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entſetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Bruſt erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloſes Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menſchlicher Kehle ertönen ge-

hört, gegen dieſen herzſchneidenden Laut! Die Cameraden rappelten ſich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte ſtärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erſtarrten im tiefſten Entſetzen, ſelbſt die Pferde wurden unruhig und ſchnaubten und ſtampften. Mehrere von den Spaniern ſanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein engliſcher Offizier verſicherte, daß er dies Phänomen, das ſich in der Athmoſphäre erzeuge, und elektriſchen Urſprungs ſey, ſchon öfters in ſüdlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrſcheinlich die Witterung ſich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geiſterſtimmen überirdiſcher Weſen, die das Ungeheure verkündeten, das ſich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben beſtätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all' ihren Schrecken daher donnerte.

Dürfen wir, ſprach Dagobert, dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klagetöne der

Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwinds, das Gepraſſel des herabſtürzenden Hagels, das Aechzen und Krächzen der Windfahnen nicht eben ſo gut, wie jener Ton mit tiefem Grauſen erfüllen? — Ey! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Muſik, die hundert abſcheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was weniges auf das geſpenſtiſche Liedlein, das eben jetzt die Theemaſchine zu ſingen beginnt!

O herrlich! rief die Obriſtin, o überaus herrlich! — Sogar in die Theemaſchine bannt unſer Dagobert Geſpenſter, die ſich uns in grauſigen Klagelauten offenbaren ſollen! Ganz unrecht, nahm Angelika das Wort, ganz unrecht, liebe Mutter, hat unſer Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Ziſchen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Theemaſchine ſo tiefklagend abſingt, iſt mir ſo unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöſchen will, damit es ſchnell ende.

Angelika ſtand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte ſich ſchnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den ſeelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihn ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte ſie mit Inbrunſt an die Lippen.

In demſelben Augenblicke zitterte Marguerite, wie berührt von einem elektriſchen Schlag, heftig zuſammen, und ließ das Glas Punſch, das ſie ſo eben eingeſchenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tauſend Stücke zerklirrte. Laut ſchluchzend warf ſie ſich der Obriſtin zu Füßen, nannte ſich ein dummes ungeſchicktes Ding, und bat ſie, zu vergönnen, daß ſie ſich in ihr Zimmer entferne. Alles was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet ſie es keinesweges ganz verſtanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angſt hier am Kamin ſey unbeſchreiblich, ſie fühle ſich krank, ſie wolle ſich ins Bett legen — Und dabei küßte ſie der Obriſtin die Hände, und benetzte ſie mit den heißen Thränen, die ihr aus den Augen ſtürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Nothwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er ſtürzte plötzlich der Obriſtin zu Füßen und flehte mit der weinerlichſten Stimme, die ihm nur zu Gebote ſtand, um Gnade für die Verbrecherin, die ſich unterfangen, das köſtlichſte Getränk zu verſchütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genetzt und ſein froſtiges Herz erwärmt. Was den Punſchfleck auf dem gebohnten Fußboden betreffe, ſo ſchwöre er morgenden Tages ſich Wachsbürſten unter die Füße zu ſchrauben und in den göttlichſten Touren, die jemals in eines Hoftanzmeiſters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutſchen.

Die Obriſtin, die erſt ſehr finſter Marguerite angeblickt, erheiterte ſich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und ſprach: Steht auf, und trocknet Eure Thränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem ſtrengen Richterſtuhl! — Du, Marguerite, haſt es allein Deinem

geſchickten Anwald und ſeiner heroiſchen Aufopferung Rückſichts des Punſchflecks zu verdanken, daß ich Dein ungeheures Verbrechen nicht ſchwer ahnde. Aber ganz erlaſſen kann ich Dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß Du ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibeſt, unſern Gäſten fleißiger als bisher Punſch einſchenkeſt, vor allen Dingen aber Deinem Retter zum Zeichen der innigſten Dankbarkeit einen Kuß giebſt!

So bleibt die Tugend nicht unbelohnt, rief Dagobert mit komiſchem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. Glauben Sie, ſprach er dann, glauben Sie nur, Holde! daß es noch auf der Erde heroiſche Jurisconſulten giebt, die ſich rückſichtslos aufopfern für Unſchuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unſerer ſtrengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urtheil, von dem keine Appellation möglich. Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen, und führte ſie ſehr feierlich auf den Platz zurück, den ſie vorher eingenommen. Marguerite über und über roth, lachte laut

auf,

auf, indem ihr noch die hellen Thränen in den Augen ſtanden. „Alberne Thörin, rief ſie auf franzöſiſch, alberne Thörin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles thun, was die Frau Obriſtin befiehlt? Ich werde ruhig ſeyn, ich werde Punſch einſchenken und von Geſpenſtern ſprechen hören, ohne mich zu fürchten. „Bravo, nahm Dagobert das Wort, bravo engliſches Kind, mein Heroismus hat Dich begeiſtert, und mich die Süßigkeit Deiner holden Lippen! — Meine Phantaſie iſt neu beſchwingt und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichſte aus dem regno di pianto aufzutiſchen zu unſerer Ergötzlichkeit. Ich dächte, ſprach die Obriſtin, ich dächte, wir ſchwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge. Bitte, fiel ihr Angelika ins Wort, bitte, liebe Mutter, laſſen Sie unſern Freund Dagobert gewähren. Geſtehen will ich's nur, daß ich recht kindiſch bin, daß ich nichts lieber hören mag, als hübſche Spukgeſchichten, die ſo recht durch alle Glieder fröſteln. O wie mich das freut, rief Dagobert, o wie mich das freut! Nichts iſt liebenswürdiger

bei jungen Mädchen, als wenn ſie recht grau-
lich ſind, und ich möchte um Alles in der
Welt keine Frau heirathen, die ſich nicht vor
Geſpenſtern recht tüchtig ängſtigt. Du behaup-
teteſt, ſprach Moritz, Du behaupteteſt, lie-
ber Freund Dagobert, vorhin, daß man ſich
vor jedem träumeriſchen Schauer, als dem
erſten Anfall der Geſpenſterfurcht, wohl hü-
ten müſſe, und biſt uns die nähere Erklä-
rung weshalb? noch ſchuldig. Es bleibt,
erwiederte Dagobert, ſind nur die Um-
ſtände darnach, niemals bei jenen ange-
nehmen träumeriſchen Schauern, die der erſte
Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todes-
angſt, haarſträubendes Entſetzen und ſo ſcheint
jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung
zu ſeyn, mit der uns die unheimliche Gei-
ſterwelt beſtrickt. Wir ſprachen erſt von uns
erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen
Wirkung auf unſere Sinne. Zuweilen ver-
nehmen wir aber ſeltſamere Laute, deren Ur-
ſache uns durchaus unerforſchlich iſt, und die
in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle be-
ſchwichtigende Gedanken, daß irgend ein ver-

ſtecktes Thier, die Zugluft oder ſonſt etwas jenen Ton auf ganz natürliche Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinſte Geräuſch, was in abgemeſſenen Pauſen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt, und die innerliche Angſt ſteigert und ſteigert bis zur Verſtörtheit aller Sinne. — Vor einiger Zeit ſtieg ich auf der Reiſe in einem Gaſthof ab, deſſen Wirth mir ein hohes, freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf ſeine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenſter, ſo daß ich alle Möbeln, auch den kleinſten Gegenſtand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiele in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! — In abgemeſſenen Pauſen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der ſich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und ſchnupperte winſelnd und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie

Eisſtröme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erſt laut, ſprang dann aus dem Bette und ſchritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfe dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Uebermannt von dem tiefſten Entſetzen taumelte ich nach dem Bett, und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemeſſenen Pauſen zurückkehrende Ton leiſer und immer leiſer hallend in den Lüften verſchwebe. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erſt am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte ſich dicht an mich geſchmiegt, und ſprang erſt, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette luſtig blaffend, als ſey auch ihm jetzt erſt alle Angſt entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Urſache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben ſeyn könne, und ich erzählte dem Wirth mein wichtiges Abentheuer, deſſen Grauſen

ſich in allen Gliedern fühlte. Er werde, ſchloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe Unrecht gethan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirth erblaßte, und bat mich um des Himmelswillen, doch nieman⸗den mitzutheilen, was ſich in jenem Zimmer begeben, da er ſonſt Gefahr laufe, ſeine Nah⸗rung zu verlieren. Mehrere Reiſende, er⸗zählte er, hätten ſchon vormals über jenen Ton, den ſie in mondhellen Nächten ver⸗nommen, geklagt. Er habe alles auf das Genaueſte unterſucht, ja ſelbſt die Dielen in dieſem Zimmer und den anſtoßenden Zim⸗mern aufreiſſen laſſen, ſo wie in der Nach⸗barſchaft emſig nachgeforſcht, ohne auch im Mindeſten der Urſache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon ſeit beinahe Jahresfriſt ſey es ſtill geblieben, und er habe geglaubt, von dem böſen Spuk befreit zu ſeyn, der nun, wie er zu ſeinem großen Schrecken vernehmen müſſe, ſein unheimliches Weſen aufs Neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gaſt in jenem verrufenen Zimmer beherbergen! —

Ach, ſprach Angelika, indem ſie ſich wie im Fieberfroſt ſchüttelte, das iſt ſchauerlich, das iſt ſehr ſchauerlich, nein ich wäre geſtorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft iſt es mir aber ſchon geſchehen, daß ich aus dem Schlaf plötzlich erwachend eine unbeſchreibliche innere Angſt empfand, als habe ich irgend etwas Entſetzliches erfahren. Und doch hatte ich auch nicht die leiſeſte Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtloſen todtähnlichen Zuſtande.

Dieſe Erſcheinung kenne ich wohl, fuhr Dagobert fort. Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder pſychiſcher Einflüſſe, denen wir uns willkührlos hingeben müſſen. So wie die Somnambule ſich durchaus nicht ihres ſomnambulen Zuſtandes erinnert und deſſen, was ſich in demſelben mit ihr begeben, ſo kann vielleicht jene grauenhafte Angſt, deren Urſache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers ſeyn, der uns uns ſelbſt entrückte.

Ich erinnere mich, ſprach Angelika, noch ſehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her ſeyn, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem ſolchen Zuſtande erwachte, deſſen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach, mich auf den Traum zu beſinnen, der mich ſo entſetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen ſchrecklichen Traum dieſem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf ſeinen Inhalt beſinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich. Dieſes wunderbare pſychiſche Phänomen, erwiederte Dagobert, hängt genau mit dem magnetiſchen Prinzip zuſammen. Immer ärger, rief die Obriſtin, immer ärger wird es mit unſerm Geſpräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich iſt. Ich fordere Sie auf, Moritz, ſogleich etwas recht Luſtiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeſchichten einmal ende.

Wie gern, ſprach Moritz, wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obriſtin, fügen, wenn es mir erlaubt iſt, nur noch einer einzigen ſchauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebt. Sie erfüllt in dieſem Augenblick mein Inneres ſo ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen ſeyn würde, von andern heitern Dingen zu ſprechen.

So entladen Sie ſich denn, erwiederte die Obriſtin, alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit Euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthuſiasmus von ſchönen Pferden ſprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das ſpukhafte Zeug verſetzt, wie ich nicht läugnen mag.

In dem letzten Feldzuge, begann Moritz, machte ich die Bekanntſchaft eines ruſſiſchen Obriſtlieutenants, Liefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hin-

durch vereint dem Feinde gegenüber ſtanden, ſehr bald zur engſten Freundſchaft wurde. Bogislav, ſo war der Obriſtlieutenant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenſchaften, um ſich überall die höchſte Achtung, die innigſte Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Geſtalt, geiſtreichem, männlich ſchönem Antlitz, ſeltner Ausbildung, die Gutmüthigkeit ſelbſt, und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flaſche ſehr heiter ſeyn, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entſetzliches, das ihm begegnet ſeyn mußte, und das die Spuren des tiefſten Grams auf ſeinem Geſicht zurück gelaſſen hatte. Er wurde dann ſtill, verließ die Geſellſchaft und ſtreifte einſam umher. Im Felde pflegte er Nachts raſtlos von Vorpoſten zu Vorpoſten zu reiten, nur nach der erſchöpfendſten Anſtrengung überließ er ſich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Noth ſich der drohendſten Gefahr ausſetzte, und den Tod in der Schlacht zu ſuchen ſchien, der ihn floh, da im härtſten Handgemenge

ihn keine Kugel, kein Schwerdſtreich traf, ſo war es wohl gewiß, daß irgend ein unerſetzlicher Verluſt, ja wohl gar eine raſche That ſein Leben verſtört hatte.

Wir nahmen auf franzöſiſchem Gebiet ein befeſtigtes Schloß mit Sturm, und harrten dort ein paar Tage, um den erſchöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen ſich Bogislav einquartirt hatte, lagen nur ein paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leiſes Pochen an meine Stubenthüre. Ich forſchte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, ſtand auf und öffnete. Da ſtand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entſtellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern — keines Wortes mächtig! — Um des Himmelswillen — was iſt geſchehen — was iſt Dir, mein theuerſter Bogislav! So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnſtuhl, ſchenkte ihm zwei — drei — Gläſer von dem ſtarken Wein ein, der gerade auf dem Tiſche ſtand,

hielt ſeine Hand in der meinigen feſt, ſprach tröſtende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Urſache ſeines entſetzlichen Zuſtandes zu wiſſen.

Bogislav erholte ſich nach und nach, ſeufzte tief auf und begann mit leiſer, hohler Stimme. Nein! — Nein! — Ich werde wahnſinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich ſehnend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moritz, vertraue ich mein entſetzliches Geheimniß. — Ich ſagte Dir ſchon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort ſah ich die Tochter eines der angeſehenſten Häuſer und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab ſich mir ganz hin, und von den Eltern begünſtigt wurde der Bund geſchloſſen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeittag beſtimmt, da erſchien ein ſizilianiſcher Graf, und drängte ſich zwiſchen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich ſtellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir ſchlugen uns, ich ſtieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte

ich zu meiner Braut. Ich fand ſie in Thränen gebadet, ſie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, ſtieß mich von ſich mit allen Zeichen des Abſcheus, ſchrie auf in troſtloſem Jammer, ſank ohnmächtig nieder wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer ſchildert mein Entſetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte ſie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater verſteckte mich in ſeinem Pallaſt, und ſorgte mit großmüthigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlaſſen konnte. Von allen Furien gepeitſcht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimniß iſt es, das mein Leben verſtört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entſetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es iſt die Stimme des getödteten Grafen, die mein In-

nerſtes mit dem tiefſten Grauſen durchbebt. Durch den ſtärkſten Kanonendonner, durch das praßelnde Muskketenfeuer der Bataillone, vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wuth, alle Verzweiflung des Wahnſinns erwacht in meinem Buſen! — Eben in dieſer Nacht — Bogislav hielt inne und mich, wie ihn, faßte das Entſetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzerſchneidender Jammerton ließ ſich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raſſe ſich jemand ächzend und ſtöhnend mühſam vom Boden empor, und nahe ſich ſchweren, unſichern Trittes. Da erhob ſich Bogislav plötzlich von aller Kraft beſeelt vom Lehnſtuhl und rief, wilde Gluth in den Augen, mit donnernder Stimme: Erſcheine mir, Verruchter! wenn Du es vermagſt — ich nehm' es auf mit Dir und mit allen Geiſtern der Hölle, die Dir zu Gebote ſtehn — Nun geſchah ein gewaltiger Schlag. —

In dem Augenblick ſprang die Thüre des Saals auf mit dröhnendem Geraſſel.

— So wie Ottmar dieſe Worte las,

ſprang auch die Thüre des Gartenſaals wirklich dröhnend auf und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Geſtalt, die ſich langſam mit unhörbaren Geiſterſchritten nahte. Alle ſtarrten etwas entſetzt hin, jedem ſtockte der Athem.

„Iſt es recht, ſchrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Geſtalt ins Geſicht fiel und den Freund Cyprianus erkennen ließ, iſt es recht, ehrbare Leute foppen zu wollen mit ſchnöder Geiſterſpielerei? — Doch ich weiß es, Cyprian, du begnügſt Dich nicht mit Geiſtern und allerlei ſeltſamen Viſionen und tollem Spuk zu handthieren, Du möchteſt ſelbſt gern manchmal ein Spuk, ein Geſpenſt ſeyn. Aber ſage, wo kamſt Du ſo plötzlich her, wie haſt Du uns hier auffinden können? Ja! das ſage, das ſage! wiederholten Ottmar und Lothar.

Ich komme, begann Cyprian, heute von meiner Reiſe zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Ottmar, keinen treffe ich an! In vollem Unmuth renne ich heraus ins Freie und der Zufall will, daß ich, nach der

Stadt zurückkehrend, den Weg einſchlage, der bei dem Gartenhauſe dicht vorbeiführt. Es iſt mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenſter und erblicke meine würdigen Serapionsbrüder und höre meinen Ottmar den unheimlichen Gaſt vorleſen.

Wie, unterbrach Ottmar den Freund, wie Du kennſt ſchon meine Geſchichte?

Du vergiſſeſt, fuhr Cyprian fort, daß Du die Ingredienzien zu dieſer Erzählung von mir ſelbſt empfingeſt. Ich bin es, der Dich mit der Teufelsſtimme, mit der Luftmuſik bekannt machte, der Dir ſogar die Idee der Erſcheinung des unheimlichen Gaſtes gab, und ich bin begierig, wie Du mein Thema ausgeführt haſt. Uebrigens werdet Ihr finden, daß als Ottmar die Thüre des Saals aufſpringen ließ, ich nothwendig ein Gleiches thun und Euch erſcheinen mußte.

Doch, nahm Theodor das Wort, doch gewiß nicht als unheimlicher Gaſt, ſondern als treuer Serapionsbruder, der, unerachtet er mich, wie ich gern geſtehen will, nicht

wenig erſchreckt hat, mir tauſendmal will- kommen ſeyn ſoll.

Und wenn, ſprach Ottmar, er durchaus heute ein Geiſt ſeyn will, ſo ſoll er wenig- ſtens nicht zu den unruhigen Geiſtern gehö- ren, ſondern ſich niederlaſſen Thee trinkend, ohne zu ſehr mit der Taſſe zu klappern, dem Freunde Ottmar zuhorchen, auf deſſen Ge- ſchichte ich um ſo begieriger bin, da er diesmal ein ihm gegebenes fremdes Thema bearbeitet hat.

Auf Theodor, der von ſeiner Krankheit her noch ſehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der That mehr gewirkt als dien- lich. Er war todtenbleich und man gewahrte, daß er ſich einige Gewalt anthun mußte, um heiter zu ſcheinen.

Cyprian bemerkte dies und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. In der That, ſprach er, ich dachte nicht dar- an, daß mein theurer Freund kaum von einer böſen Krankheit erſtanden. Ich han- delte gegen meinen eignen Grundſatz, wel- cher total verbietet, dergleichen Scherz zu

trei-

treiben, da es ſich oft ſchon begeben, daß der fürchterliche Ernſt der Geiſterwelt eingriff in dieſen Scherz und das Entſetzliche gebahr. Ich erinnere mich zum Beiſpiel —

Halt, halt, rief Lothar, ich leide durchaus keine längere Unterbrechung. Cyprian ſteht im Begriff, uns nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe zu entführen in ſeinem einheimiſchen ſchwarzen Zauberwald. Ich bitte Dich, Ottmar, fahre fort.

Ottmar las weiter: Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernſten, feſten Blickes. Er nahte ſich mit dem edelſten Anſtande der vornehmen Welt der Obriſtin, und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er früher geladen, ſo ſpät komme, ein Beſuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu ſeinem Verdruß aufgehalten. — Die Obriſtin, nicht fähig, ſich von dem jähen Schreck zu erholen, ſtammelte einige unvernehmliche Worte, die ungefähr andeuten ſollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obriſtin, Angelika ge-

genüber, hin, ſetzte ſich, ließ ſeinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müſſe er ſich entſchuldigen, einmal daß er in ſo ſpäter Stunde, und dann daß er mit ſo vielem Ungeſtüm eingetreten ſey. Nicht ſeine Schuld ſey aber auch das letzte, da nicht er, ſondern der Diener, den er auf den Vorſaal getroffen, die Thüre ſo heftig aufgeſtoßen. Die Obriſtin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem ſie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen ſie bei ſich zu ſehen das Vergnügen habe. Der Fremde ſchien die Frage zu überhören auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Weſen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte, und immerfort kichernd auf franzöſiſch erzählte, daß man ſich eben in den ſchönſten Spukgeſchichten erluſtigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeiſters eben ein böſes Geſpenſt erſcheinen ſollen, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obriſtin, das Unſchickliche fühlend, den Fremden,

der ſich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von ſeiner Gegenwart beängſtigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anſtand verletzte. Der Fremde machte Margueritens Geſchwätz ein Ende, indem er ſich zur Obriſtin, dann zu den übrigen wendend von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu ſprechen begann, die ſich gerade am Orte zugetragen. Die Obriſtin antwortete, Dagobert verſuchte ſich ins Geſpräch zu miſchen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühſam fortſchlich. Und dazwiſchen trillerte Marguerite einzelne Couplets franzöſiſcher Chanſons und figurirte, als beſönne ſie ſich auf die neueſten Touren einer Gavotte, während die andern ſich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte ſeine Bruſt beengt, jeden drückte wie eine Gewitterſchwüle die Gegenwart des Fremden, Jedem erſtarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todtbleiche Antlitz des unheimlichen Gaſtes ſchaute. Und doch hatte dieſer in Ton und Gebehrde durch-

aus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte ſein ganzes Betragen den vielerfahrnen gebildeten Weltmann. Der fremde ſcharfe Accent, mit dem er deutſch und franzöſiſch ſprach, ließ mit Recht ſchließen, daß er weder ein Deutſcher, noch ein Franzoſe ſeyn konnte.

Auf athmete die Obriſtin, als endlich Reuter vor dem Hauſe hielten, und die Stimme des Obriſten ſich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obriſt in den Saal. So wie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: Herzlich willkommen in meinem Hauſe, lieber Graf! — Auf das Herzlichſte willkommen. Dann ſich zur Obriſtin wendend. Graf S—i, ein theurer, treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb, und im Süden wiederfand.

Die Obriſtin, der nun erſt alle Bangigkeit entnommen, verſicherte dem Grafen mit anmuthigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlaſſen, ſie auf ſeinen Beſuch vorzubereiten, habe er es beizumeſſen, wenn er vielleicht etwas ſeltſam und gar nicht

auf die Weiſe, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden: Dann erzählte ſie dem Obriſten, wie den ganzen Abend über von nichts anderm, als von Spukereien und unheimlichem Weſen die Rede geweſen ſey, wie Moritz eine ſchauerliche Geſchichte erzählt, die ihm und einem ſeiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moritz geſprochen: Nun geſchah ein entſetzlicher Schlag, die Thüre des Saals aufgeſprungen und der Graf eingetreten ſey.

Allerliebſt! rief der Obriſt laut lachend, allerliebſt, man hat Sie, lieber Graf, für ein Geſpenſt gehalten! In der That mir ſcheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Geſicht trüge, als wenn der Rittmeiſter ſich noch nicht ganz von den Schauern ſeiner Geſchichte erholen könnte, ja als wenn ſogar Dagobert ſeine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! iſt es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen ſchnöden Revenant zu nehmen?

Sollte ich, erwiederte der Graf mit ſeltſamen Blick, ſollte ich vielleicht etwas Ge-

ſpenſtiſches an mir tragen? — Man ſpricht ja jetzt viel von Menſchen, die auf Andere vermöge eines beſondern pſychiſchen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zu Muthe werden ſoll. Vielleicht bin ich gar ſolchen Zaubers mächtig.

Sie ſcherzen, lieber Graf, nahm die Obriſtin das Wort, aber wahr iſt es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderlichſten Geheimniſſe.

So wie, erwiederte der Graf, ſo wie man überhaupt wieder an Ammenmährchen und wunderlichen Einbildungen kränkelt. Ein Jeder hüte ſich vor dieſer ſonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeiſter bei dem ſpannendſten Punkt ſeiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von ſeinen Zuhörern den Schluß — die Auflöſung gern miſſen würde, fortzufahren.

Dem Rittmeiſter war der fremde Graf nicht nur unheimlich, ſondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in ſeinen Worten zumal, da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiederte mit flam-

mendem Blick und ſcharfem Ton, daß er befürchten müſſe, durch ſein Ammenmährchen die Heiterkeit, die der Graf in den düſter geſtimmten Zirkel gebracht, zu verſtören, er wolle daher lieber ſchweigen.

Der Graf ſchien nicht ſonderlich des Rittmeiſters Worte zu beachten. Mit der goldenen Doſe, die er zur Hand genommen, ſpielend, wandte er ſich an den Obriſten mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Franzöſin ſey?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obriſt trat an ſie heran und fragte halblaut, ob ſie wahnſinnig geworden? Marguerite ſchlich erſchrocken an den Theetiſch, und ſetzte ſich ſtill hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weiſe von dieſem, jenem, was ſich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz ſtand da über und über roth, mit blitzenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika ſchien ganz

in die weibliche Arbeit vertieft, die ſie begonnen, ſie ſchlug kein Auge auf! — Man ſchied in vollem Mißmuth auseinander.

Du biſt ein glücklicher Menſch, rief Dagobert, als er ſich mit Moritz allein befand, zweifle nicht länger, daß Angelika Dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erſchaut, daß ſie ganz und gar in Liebe iſt zu Dir. Aber der Teufel iſt immer geſchäftig und ſäet ſein giftiges Unkraut unter den ſchön blühenden Weizen. Marguerite iſt entbrannt in toller Leidenſchaft. Sie liebt Dich mit allem wüthenden Schmerz, wie er nur ein brünſtiges Gemüth zerreißen kann. Ihr heutiges wahnſinniges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der raſendſten Eiferſucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als Du es ihr reichteſt, als Du ihre Hand küßteſt, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran biſt Du Schuld. Du bemühteſt Dich ſonſt mit aller möglichen Galanterie um die bildhübſche Franzöſin. Ich weiß, daß Du immer nur Angelika meinteſt, daß alle Hul-

digungen, die Du an Margueriten verſchwendeteſt, nur ihr galten, aber die falſch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun iſt das Unheil da und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden ſoll ohne ſchrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr! —

Geh doch nur, erwiederte der Rittmeiſter, geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — ſo bin ich glücklich und ſelig, und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mit ſammt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht iſt in mein Gemüth gekommen! Dieſer fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düſtres Geheimniß eintrat, der uns alle verſtörte, ſcheint er nicht ſich recht feindlich zwiſchen uns zu ſtellen? — Es iſt mir, als träte aus dem tiefſten Hintergrunde eine Erinnerung — faſt möcht' ich ſagen — ein Traum hervor, der mir dieſen Grafen darſtellt unter grauenvollen Umſtänden! Es iſt mir, als müſſe da, wo er ſich hinwendet, irgend ein entſetzliches Unheil von ihm beſchworen aus dunkler Nacht

vernichtend hervorblitzen. — Haſt Du wohl bemerkt, wie oft ſein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Roth ſeine bleichen Wangen färbte, und ſchnell wieder verſchwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgeſehen, darum klangen die Worte, die er an mich richtete, ſo höhnend, aber ich ſtelle mich ihm entgegen auf den Tod!

Dagobert nannte den Grafen einen geſpenſtiſchen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müſſe, doch vielleicht ſey auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube und alles unheimliche Gefühl nur der beſondern Spannung zuzuſchreiben, in der man ſich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns, ſo ſchloß Dagobert, allem verſtörenden Weſen mit feſtem Gemüth, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finſtere Macht wird das Haupt beugen, was ſich kräftig und mit heiterm Muth emporhebt! —“

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte ſich, immer öfter und öfter das Haus des Obriſtin beſuchend, beinahe unentbehrlich

gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Weſens auf die zurückfalle, die ihm dieſen Vorwurf gemacht. „Konnte, ſprach die Obriſtin, konnte der Graf nicht mit Recht uns ſelbſt mit unſern blaſſen Geſichtern, mit unſerm ſeltſamen Betragen unheimliche Leute nennen?“ — Der Graf entwickelte in jedem Geſpräch einen Schatz der reichhaltigſten Kenntniſſe, und ſprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Accent, ſo war er doch des geübteſten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen riſſen in lebendigem Feuer unwiderſtehlich hin, ſo daß ſelbſt Moritz und Dagobert, ſo feindlich ſie gegen den Fremden geſinnt, wenn er ſprach und über ſein blaſſes, aber ſchön geformtes ausdrucksvolles Geſicht ein anmuthiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen, und wie Angelika, wie alle übrige, an ſeinen Lippen hingen.

Des Obriſten Freundſchaft mit dem Grafen war auf eine Weiſe entſtanden, die dieſen als den edelmüthigſten Mann darſtellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall

zuſammen, und hier half der Graf den Obri-ſten auf die uneigennützigſte Weiſe aus ei-ner Verlegenheit, die was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre be-trifft, die verdrüßlichſten Folgen hätte ha-ben können. Der Obriſt, tief fühlend was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

Es iſt, ſprach der Obriſt eines Tages zu der Obriſtin, als ſie ſich eben allein be-fanden, es iſt nun an der Zeit, daß ich Dir ſage, was es mit dem Hierſein des Grafen für eine tiefere Bewandniß hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger an einander geſchloſſen, ſo daß wir zuletzt zuſammen in an einander ſto-ßenden Zimmern wohnten. Da geſchah es, daß der Graf mich einſt an einem frühen Morgen beſuchte, und auf meinem Schreib-tiſch das kleine Miniatur-Bild Angelikas gewahrte, das ich mitgenommen. So' wie er es ſchärfer anblickte, gerieth er auf ſelt-ſame Weiſe außer aller Faſſung. Nicht ver-

mögend, mir zu antworten, ſtarrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeiſtert aus: Nie habe er ein ſchöneres, herrliches Weib geſehen, nie habe er gefühlt, was Liebe ſey, die erſt jetzt tief in ſeinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich ſcherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünſchte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigſtens keine Turandot ſey. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß in ſeinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich dieſe romantiſche Art, ſich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun ſchwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenſchaftlichen Wahnſinns, wie er ſeiner Nation eigen, daß er Angelika unausſprechlich liebe und daß ich, ſolle er nicht in den tiefſten Abgrund der Verzweiflung ſtürzen, ihm erlauben müſſe, ſich um Angelikas Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb iſt nun

der Graf hieher und in unſer Haus gekom-
men. Er glaubt der Zuneigung Angelikas
gewiß zu ſeyn, und hat geſtern ſeine Bewer-
bung förmlich bei mir angebracht. Was
hältſt Du von der Sache?

Die Obriſtin wußte ſelbſt nicht, warum
des Obriſten letzte Worte ſie wie ein jäher
Schreck durchbebten. Um des Himmels wil-
len, rief ſie, der fremde Graf unſere An-
gelika?

Fremd, erwiederte der Obriſte mit ver-
düſterter Stirn, der Graf fremd, dem ich
Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben ſelbſt
verdanke? — Ich geſtehe ein, daß er im ho-
hen Mannesalter, vielleicht Rückſichts der
Jahre, nicht ganz für unſer blutjunges Täub-
chen paßt, aber er iſt ein edler Menſch, und
dabei reich — ſehr reich —

Und ohne Angelika zu fragen? fiel ihm
die Obriſtin ins Wort, und ohne Angelika
zu fragen, die vielleicht gar nicht ſolche Nei-
gung zu ihm hegt, als er ſich in verliebter
Thorheit einbildet.

Habe ich, rief der Obriſt, indem er vom Stuhle aufſprang, und ſich mit glühenden Augen vor die Obriſtin hinſtellte, habe ich Dir jemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyranniſcher Vater, mein liebes Kind auf ſchnöde Weiſe verkuppeln könnte? — Aber mit Euren romanhaften Empfindeleien und Euren Zartheiten bleibt mir vom Halſe. Es iſt gar nichts Ueberſchwengliches, das tauſend phantaſtiſche Dinge vorausſetzt, wenn ſich ein Paar heirathet! — Angelika iſt ganz Ohr, wenn der Graf ſpricht, ſie blickt ihn an mit der freundlichſten Güte, ſie erröthet, wenn er die Hand, die ſie gern in der ſeinigen läßt, an die Lippen drückt. So ſpricht ſich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesker Liebe, die manchmal auf recht verſtörende Weiſe in Euren Köpfen ſpukt!

Ich glaube, nahm die Obriſtin das Wort, ich glaube, daß Angelikas Herz nicht mehr ſo frei iſt, als ſie vielleicht noch ſelbſt wähnen mag.

Was? — rief der Obriſt erzürnt, und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thüre auf, und Angelika trat ein mit dem holdſeligſten Himmelslächeln der unbefangenſten Unſchuld.

Der Obriſt, plötzlich von allem Unmuth, von allem Zorn verlaſſen, ging auf ſie zu, küßte ſie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte ſie in den Seſſel, ſetzte ſich traulich hin dicht neben das liebe ſüße Kind. Nun ſprach er von dem Grafen, rühmte ſeine edle Geſtalt, ſeinen Verſtand, ſeine Sinnesart, und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiederte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erſchienen ſey, daß ſie dieß Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern ſähe! —

Nun, rief der Obriſt voller Freude, nun, dem Himmel ſey es gedankt, ſo mußt' es kommen zu meinem Troſt, zu meinem Heil! — Graf S—i, der edle Mann liebt Dich, mein holdes Kind, aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele, er bewirbt ſich um

Deine

Deine Hand, Du wirſt ſie ihm nicht ver⸗weigern — kaum ſprach aber der Obriſt dieſe Worte, als Angelika mit einem tiefen Seuf⸗zer wie ohnmächtig zurückſank. Die Obri⸗ſtin faßte ſie in ihre Arme, indem ſie einen bedeutenden Blick auf den Obriſten warf, der verſtummt das arme todtbleiche Kind an⸗ſtarrte. — Angelika erholte ſich, ein Thrä⸗nenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie rief mit herzzerſchneidender Stimme: der Graf — der ſchreckliche Graf! — Nein, nein — nim⸗mermehr! —

Mit aller Sanftmuth fragte der Obriſt einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr ſo ſchrecklich ſey? Da geſtand Angelika, in dem Augenblick, als der Obriſt es ausgeſprochen, daß der Graf ſie liebe, ſey ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den ſie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Ge⸗burtstages geträumt und aus dem ſie in ent⸗ſetzlicher Todesangſt erwacht, ohne ſich auf ſeine Bilder auch nur im Mindeſten beſin⸗nen zu können. „Es war mir, ſprach An⸗

gelika, als durchwandle ich einen ſehr anmuthigen Garten, in dem fremdartige Büſche und Blumen ſtanden. Plötzlich ſtand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, ſeltſam duftenden Blüten beinahe dem Hollunder ähnlich. Der rauſchte mit ſeinen Zweigen ſo lieblich, und winkte mir zu, wie mich einladend in ſeine Schatten. Von unſichtbarer Kraft unwiderſtehlich hingezogen, ſank ich hin auf die Raſen unter dem Baume. Da war es, als gingen ſeltſame Klagelaute durch die Lüfte und berührten, wie Windeshauch, den Baum, der in bangen Seufzern aufſtöhnte. Mich befing ein unbeſchreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte ſich in meiner Bruſt, ſelbſt wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerſpaltend! — Der Schrei, den ich ausſtoßen wollte, konnte ſich nicht der, mit namenloſer Angſt belaſteten Bruſt entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menſchlichen Augenpaars, das

mich aus dem dunklen Gebüſch anſtarrte. In dem Augenblick ſtanden die Augen dicht vor mir, und eine ſchneeweiße Hand wurde ſichtbar, die Kreiſe um mich her beſchrieb Und immer enger und enger wurden die Kreiſe und umſpannen mich mit Feuerfaden, daß ich zuletzt in dem dichten Geſpinnſt mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfaſſe nun der furchtbare Blick der entſetzlichen Augen mein innerſtes Weſen und bemächtige ſich meines ganzen Seyns; der Gedanke, an dem es nur noch, wie an einer ſchwachen Faſer, hing, war mir marternde Todesangſt. Der Baum neigte ſeine Blüten tief zu mir herab und aus ihnen ſprach die liebliche Stimme eines Jünglings: Angelika, ich rette Dich — ich rette Dich! — Aber —

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeiſter von P., der den Obriſten in Geſchäften ſprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeiſters Namen nennen hörte, rief ſie, indem ihr aufs Neue die Thränen aus den Augen ſtrömten, mit dem

Ausdruck des ſchneidendſten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefſten Liebesſchmerz wunden Bruſt ſtöhnt; Moritz — ach Moritz! —

Der Rittmeiſter hatte eintretend dieſe Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Thränen gebadet, die Arme nach ihm ausſtrekkend. Wie außer ſich ſtieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden fiel, ſtürzte Angelika zu Füßen, faßte ſie, als ſie von Wonne und Schmerz übermannt niederſank, in ſeine Arme, drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. — Der Obriſt betrachtete ſprachlos vor Erſtaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet, liſpelte die Obriſtin leiſe, ich habe es geahnet, daß ſie ſich lieben, aber ich wußte kein Wort davon.“

Rittmeiſter von R., fuhr nun der Obriſt zornig heraus, was haben Sie mit meiner Tochter?

Moritz, ſchnell zu ſich ſelbſt kommend, ließ die halbtodte Angelika ſanft in den Lehnſtuhl nieder, dann raffte er das Kaskett vom Boden auf, trat gluthroth im Antlitz mit

niedergeſenktem Blick vor den Obriſten hin, und verſicherte auf Ehre, daß er Angelika unausſprechlich, aus der Tiefe ſeines Herzens liebe, daß aber auch bis zu dieſem Augenblick nicht das leiſeſte Wort, das einem Geſtändniſſe ſeines Gefühls gleiche, über ſeine Lippen gekommen ſey. Nur zu ſehr habe er gezweifelt, daß Angelika ſein Gefühl erwiedern könne. Erſt dieſer Moment, deſſen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erſchloſſen, und er hoffe nicht von dem edelmüthigſten Mann, von dem zärtlichſten Vater zurückgeſtoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu ſegnen, den die reinſte, innigſte Liebe geſchloſſen.

Der Obriſt maß den Rittmeiſter, maß Angelika mit finſtern Blicken, dann ſchritt er, die Arme über einander geſchlagen, im Zimmer ſchweigend auf und ab, wie einer, der ringt, irgend einen Entſchluß zu faſſen. Er blieb ſtehen vor der Obriſtin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröſtend zuredete: „Was für einen Bezug, ſprach er dumpf

mit zurückgehaltenem Zorn, was für einen Bezug hat Dein alberner Traum auf den Grafen?"

Da warf ſich Angelika ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit Thränen, ſprach mit halberſtickter Stimme: Ach mein Vater! — mein geliebteſter Vater, jene entſetzlichen Augen, die mein Innerſtes erfaßten, es waren die Augen des Grafen, ſeine geſpenſtiſche Hand umwob mich mit dem Feuergeſpinnſt! — Aber die tröſtende Jünglingsſtimme, die mir zurief aus den duftenden Blüten des wunderbaren Baums — das war Moritz — mein Moritz!

Dein Moritz? rief der Obriſt, indem er ſich raſch umwandte, ſo daß Angelika beinahe zu Boden geſtürzt. Dann ſprach er dumpf vor ſich hin: Alſo kindiſchen Einbildungen, verſtohlner Liebe wird der weiſe Beſchluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert! — Wie zuvor ſchritt er nun ſchweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: Rittmeiſter von R., Sie wiſſen, wie hoch ich Sie achte, keinen liebern Eidam, als eben

Sie, hätte ich mir gewünſcht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S—i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Menſch ſeyn kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigenſinnigen tyranniſchen Vater ſpielen werde. Ich eile hin zum Grafen, ich entdecke ihm Alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben koſten, doch es ſey nun einmal ſo – ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft! —

Der Rittmeiſter verſicherte mit Begeiſterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen, als dulden werde, daß der Obriſt ſich auch nur der mindeſten Gefahr ausſetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obriſt von dannen.

Kaum hatte der Obriſt das Zimmer verlaſſen, als die Liebenden im Uebermaaß des Entzückens ſich in die Arme fielen, und ſich ewige unwandelbare Treue ſchworen. Dann verſicherte Angelika, erſt in dem Augenblick, als der Obriſt ſie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe ſie es in der tiefſten Seele gefühlt, wie unausſprechlich ſie Moritz liebe, und daß ſie lieber ſterben, als

eines andern Gattin werden könne. Es sey ihr geweſen, als wiſſe ſie ja längſt, daß auch Moritz ſie eben ſo ſehr liebe. Nun erinnerten ſich beide jedes Augenblicks, in dem ſie ihre Liebe verrathen, und waren entzückt, alles Widerſpruchs, alles Zorns des Obriſten vergeſſend, und jauchzten wie frohe ſelige Kinder. Die Obriſtin, die die aufkeimende Liebe längſt bemerkt und mit vollem Herzen Angelikas Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrer Seits Alles aufzubieten, daß der Obriſt abſtehe von einer Verbindung, die ſie, ſelbſt wiſſe ſie nicht warum, verabſcheue.

Es mochte eine Stunde vergangen ſeyn, als die Thüre aufging, und zum Erſtaunen aller, der Graf S—i eintrat. Ihm folgte der Obriſt mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte ſich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte ſie mit bitterm ſchmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zuſammen und murmelte kaum hörbar einer Ohnmacht nahe: Ach — dieſe Augen! —

Sie verblaſſen, begann nun der Graf, Sie verblaſſen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erſtenmal in dieſen Kreis trat. — Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Geſpenſt? — Nein! — entſetzen Sie ſich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmloſen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunſt des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verſchenkt, der thörigt genug war, ſich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — ſelbſt das Wort des Vaters giebt mir nicht das kleinſte Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu ſpenden vermögen. Sie ſind frei, mein Fräulein! — Selbſt mein Anblick ſoll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen ſchon kehre ich zurück in mein Vaterland! — Moritz — mein Moritz, rief Angelika im Jubel der höchſten Wonne, und warf ſich dem Geliebten an die Bruſt. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, ſeine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, ſeine Lippen bebten, er ſtieß einen leiſen un-

artikulirten Laut aus. Sich ſchnell zur Obriſtin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, ſein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obriſt rief einmal über das andere: Welch ein Edelmuth! — welch hoher Sinn! wer gleicht dieſem herrlichen Mann! — meinem Herzensfreunde immerdar! — Dann drückte er den Rittmeiſter, Angelika, die Obriſtin an ſein Herz, und verſicherte lachend, er wolle nun von dem garſtigen Complott, das ſie im Augenblick gegen ihn geſchmiedet, nichts weiter wiſſen, und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von geſpenſtiſchen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obriſt lud den Rittmeiſter, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man ſchickte hin nach Dagobert, der ſich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einſtellte.

Als man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und erklärt habe, ſie fühle ſich krank und ſey unfähig in der

Geſellſchaft zu erſcheinen. „Ich weiß nicht, ſprach die Obriſtin, was ſich mit Margueriten ſeit einiger Zeit begiebt, ſie iſt voll der eigenſinnigſten Launen, ſie weint und lacht ohne Urſache, ja toller ſeltſamer Einbildung kann ſie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ Dein Glück, lispelte Dagobert dem Rittmeiſter leiſe ins Ohr, Dein Glück iſt Margueritens Tod! „Geiſterſeher, erwiederte der Rittmeiſter eben ſo leiſe, Geiſterſeher, ſtöre mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obriſt froher geweſen, nie hatte auch die Obriſtin, manchmal wohl um ihr liebes Kind beſorgt und nun dieſer Sorge entnommen, ſich ſo in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit ſchwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geſchlagenen Wunde vergeſſend, das vollſte Leben ſeines vielgewandten Geiſtes herausſtrahlen ließ, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle ſich um das ſelige Paar ſchloſſen, wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelſte Wein perlte in den Gläſern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaars. Da ging die Thüre des Vorſaals leiſe auf und hinein ſchwankte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entſtellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche, rief der Obriſt, doch ohne auf ihn zu achten, ſchritt Marguerite langſam gerade los auf den Rittmeiſter, legte ihre eiskalte Hand auf ſeine Bruſt, drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Stirne, murmelte dumpf und hohl: Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam! und ſank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil, ſprach Dagobert leiſe zu dem Grafen, die Thörin iſt verliebt in den Rittmeiſter.“ „Ich weiß es, erwiederte der Graf, wahrſcheinlich hat ſie die Narrheit ſo weit getrieben, Gift zu nehmen.“ „Um Gotteswillen! ſchrie Dagobert entſetzt, ſprang auf und eilte hin zu dem Lehnſeſſel, in dem man die Arme hineinge-

tragen. Angelika und die Obriſtin waren um ſie beſchäftigt, ſie beſprengend, ihr die Stirn reibend mit geiſtigen Waſſern. Als Dagobert hinzutrat, ſchlug ſie gerade die Augen auf. Die Obriſtin ſprach: Ruhig, mein liebes Kind, Du biſt krank, es wird vorüber gehen! Da erwiederte Marguerite mit dumpfer hohler Stimme: Ja! bald iſt es vorüber — ich habe Gift! — Angelika, die Obriſtin ſchrien laut auf, der Obriſt rief wild: Tauſend Teufel, die Wahnſinnige! — Man renne nach dem Arzt — fort! den erſten beſten, der aufzutreiben iſt, hergebracht zur Stelle! — Die Bedienten, Dagobert ſelbſt wollten forteilen. — Halt! — rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war, und mit Behaglichkeit den mit ſeinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuſer, gefüllten Pokal geleert hatte, halt! — Hat Marguerite Gift genommen, ſo bedarf es keines Arztes, denn ich bin in dieſem Fall der beſte, den es geben kann. Man laſſe mich gewähren." Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte ſich über ſie hin, man

bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Taſche zog, etwas heraus und zwiſchen die Finger nahm, und leiſe hinſtrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann ſprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch iſt ſie zu retten durch beſondere Mittel, die mir zu Gebote ſtehen.“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer heraufgebracht, er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obriſtin hatte indeſſen in Margueritens Gemach das Fläſchchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obriſtin vor einiger Zeit verſchrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

Der Graf, ſprach Dagobert mit etwas ironiſchem Ton, der Graf iſt wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles errathen. Wie er Margueriten nur erſchaute, wußte er gleich, daß ſie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe.

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und verſicherte, daß alle Gefahr

für Margueritens Leben vorüber ſey. Mit einem Seitenblick auf Moritz ſetzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Uebels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünſche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er ſelbſt werde die Nacht über in dem anſtoßenden Zimmer bleiben, um ſo bei jedem Zufall, der ſich noch etwa ereignen ſollte, gleich bei der Hand ſeyn zu können. Zu dieſer ärztlichen Hülfe wünſchte er ſich aber noch durch ein paar Gläſer edlen Weins zu ſtärken.

Damit ſetzte er ſich zu den Männern an den Tiſch, während Angelika und die Obriſtin im Innerſten ergriffen von dem Vorgang ſich entfernten.

Der Obriſt ärgerte ſich über den verfluchten Narrenſtreich, wie er Margueritens Beginnen nannte, Moritz, Dagobert fühlten ſich auf unheimliche Weiſe verſtört. Je verſtimmter aber dieſe waren, deſto mehr ließ der Graf eine Luſtigkeit ausſtrömen, die man ſonſt gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der That etwas Grauenhaftes in ſich trug.

Dieſer Graf, ſprach Dagobert zu ſeinem Freunde, als ſie nach Hauſe gingen, bleibt mir unheimlich auf ſeltſame Weiſe. Es iſt, als wenn es irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß mit ihm habe.

Ach! erwiederte Moritz, zentnerſchwer liegt es mir auf der Bruſt — die finſtre Ahnung irgend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Junres! —

Noch in derſelben Nacht wurde der Obriſt durch einen Courier aus der Reſidenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obriſtin: Wir werden, ſprach er mit erzwungener Ruhe, wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! — Der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von Neuem. In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich iſt, vielleicht ſchon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment. Die Obriſtin erſchrak heftig, ſie brach in Thränen aus. Der Obriſt ſprach tröſtend, daß er überzeugt ſey, wie dieſer Feldzug eben ſo glorreich enden werde, als der frühere, daß der frohe Muth im Herzen ihn an kein Unheil denken

ken laſſe, das ihm wiederfahren könne. Du magſt, ſetzte er dann hinzu, Du magſt indeſſen, bis wir den Feind aufs Neue gedemüthigt und der Friede geſchloſſen, mit Angelika auf unſere Güter gehen. Ich gebe Euch einen Begleiter mit, der Euch alle Einſamkeit, alle Abgeſchiedenheit Eures Aufenthalts vergeſſen laſſen wird. Der Graf S—i geht mit Euch! — Wie, rief die Obriſtin, um des Himmels willen! Der Graf ſoll mit uns gehen? Der verſchmähte Bräutigam? — der ränkeſüchtige Italiener, der tief im Innerſten ſeinen Groll zu verſchließen weiß, um ihn bei der beſten Gelegenheit mit aller Macht ausſtrömen zu laſſen? Dieſer Graf, der mir in ſeinem ganzen Weſen, ſelbſt weiß ich nicht warum, ſeit geſtern wieder aufs Neue widerwärtiger geworden iſt, als jemals! — Nein, fiel der Obriſt ihr ins Wort, nein, es iſt nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von feſtem Sinn! — Der Graf iſt die ganze Nacht, ſo wie er ſich vorgeſetzt, in dem Ne-

benzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erſte, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland iſt nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entſchloß er ſich dazu und gab mir ſein Ehrenwort, Alles aufzubieten, Euch zu beſchirmen, Euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in ſeiner Macht ſtehe. Du weißt, was ich dem Grafen ſchuldig, meine Güter ſind ihm jetzt eine Freiſtatt, darf ich die verſagen? — Die Obriſtin konnte — durfte hierauf nichts mehr erwiedern. — Der Obriſt hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblaſen, und aller namenloſe Schmerz und herzzerſchneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig geneſen, reiſte die Obriſtin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerſchaft.

Mit der ſchonendſten Zartheit ließ ſich der Graf in der erſten Zeit nur bei den Frauen ſehen, wenn ſie es ausdrücklich wünſchten, ſonſt blieb er in ſeinem Zimmer, oder machte einſame Spaziergänge.

Der Feldzug ſchien erſt dem Feinde günſtig zu ſeyn, bald wurden aber glorreiche Siege erfochten. Da war nun der Graf immer der erſte, der die Siegesbotſchaften erhielt, ja der die genaueſten Nachrichten über die Schickſale des Regiments hatte, das der Obriſt führte. In den blutigſten Kämpfen hatte weder den Obriſten, noch den Rittmeiſter eine Kugel, ein Schwerdtſtreich getroffen; die ſicherſten Briefe aus dem Hauptquartier beſtätigten das.

So erſchien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß ſein ganzes Betragen die innigſte reinſte Zuneigung ausſprach, die er für Angelika hegte, daß er ſich wie der zärtlichſte, um ihr Glück beſorgteſte Vater zeigte. Beide, die Obriſtin und Angelika, mußten ſich geſtehen, daß der Obriſt

wohl den bewährten Freund richtig beurtheilt hatte, und daß jenes Vorurtheil gegen ihn die lächerlichſte Einbildung geweſen. Auch Marguerite ſchien von ihrer thörigten Leidenſchaft geheilt, ſie war wieder ganz die muntere geſprächige Franzöſin.

Ein Brief des Obriſten an die Obriſtin, dem ein Brief vom Rittmeiſter an Angelika beilag, verſcheuchte den letzten Reſt der Beſorgniß. Die Hauptſtadt des Feindes war genommen, der Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Angelika ſchwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffenthaten des braven Moritz, von dem Glück ſprach, das der holden Braut entgegen blühe. Dann ergriff er Angelikas Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt und fragte, ob er ihr denn noch ſo verhaßt ſey, als ehemals? Vor Scham hoch erröthend, Thränen im Auge verſicherte Angelika, ſie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu ſehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um ſich nicht vor jeder an-

dern Bewerbung zu entſetzen. Sehr ernſt und feierlich ſprach dann der Graf: Sieh mich an, Angelika, für Deinen treuen väterlichen Freund, und hauchte einen leiſen Kuß auf ihre Stirne, welches ſie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als ſey es ihr Vater ſelbſt, der ſie auf dieſe Weiſe zu küſſen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obriſt werde wenigſtens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichſte enthielt. Der Rittmeiſter war, als er mit ſeinem Reitknecht ein Dorf paſſirte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reuters, dem es gelang ſich durchzuſchlagen, niederſchoſſen und fortſchleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus beſeelte, plötzlich in Entſetzen, in tiefes Leid, in troſtloſen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obriſten war in geräuſchvoller Bewegung. Trepp auf Trepp

ab liefen die in reicher Staats-Liverei geputzten Diener, raſſelnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gäſten, die der Obriſt, die neuen Ehrenzeichen auf der Bruſt, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einſamen Zimmer ſaß Angelika bräutlich geſchmückt in der vollendetſten Schönheit üppiger Jugendblüthe prangend, neben ihr die Obriſtin.

Du haſt, ſprach die Obriſtin, Du haſt mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu Deinem Gatten gewählt. So ſehr ehemals Dein Vater dieſe Verbindung wünſchte, ſo wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf beſtanden. Ja, es iſt mir jetzt, als theile er mit mir daſſelbe ſchmerzliche Gefühl, das ich Dir nicht verhehlen darf. — Es bleibt mir unbegreiflich, daß Du ſo bald Deinen Moritz vergeſſen konnteſt. — Die entſcheidendſte Stunde naht — Du giebſt Deine Hand dem Grafen — prüfe wohl Dein Herz — noch iſt es Zeit! — Möge nie das Anden-

ken an den Vergeſſenen wie ein finſtrer Schatten Dein heitres Leben vertrüben!

Niemals! rief Angelika, indem Thränen wie Thautropfen in ihren Augen perlten, niemals werde ich meinen Moritz vergeſſen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes ſeyn! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigſte Zuneigung ſo ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es iſt mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geiſterſtimme ſagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anſchließen muß, daß ſonſt es kein Leben mehr hienieden für mich giebt — Ich folge dieſer Stimme, die ich für die geheimnißvolle Sprache der Vorſehung halte —

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die ſeit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärt-

ner ſo eben ein kleines Briefchen an die Obriſtin gebracht, das er von Margueriten erhalten mit der Anweiſung, es abzugeben, wenn er ſeine Geſchäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schloſſe getragen.

In dem Billet, daß die Obriſtin öffnete, ſtand:

Sie werden mich nie wiederſehen. — Ein düſtres Verhängniß treibt mich fort aus Ihrem Hauſe. Ich flehe Sie an, Sie, die mir ſonſt eine theure Mutter waren, laſſen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Verſuch, mir den Tod zu geben, würde beſſer gelingen als der erſte. — Möge Angelika das Glück genießen, in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig — Vergeſſen Sie die unglückliche

Marguerite.

Was iſt das, rief die Obriſtin heftig, was iſt das? Hat es die Wahnſinnige darauf abgeſehen, unſere Ruhe zu verſtören? — Tritt ſie immer feindſelig dazwiſchen, wenn Du

die Hand reichen willſt dem geliebten Gatten? — Möge ſie hinziehen, die undankbare Thörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge ſie hinziehen, nie werd' ich mich um ſie kümmern.

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorne Schweſter, die Obriſtin bat ſie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnſinnige in dieſen wichtigen entſcheidenden Stunden. — Die Geſellſchaft war im Saal verſammelt, um, da eben die beſtimmte Stunde ſchlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholiſcher Geiſtlicher das Paar trauen ſollte. Der Obriſt führte die Braut herein, alles erſtaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete den Grafen. Eine Viertelſtunde verging nach der andern, er ließ ſich nicht blicken. Der Obriſt begab ſich nach ſeinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe ſich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem

Park gemacht, um ſich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbſt wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen ſo ſchwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entſetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein ſagen, der Graf würde in weniger Zeit erſcheinen und den berühmten Arzt, der ſich in der Geſellſchaft befand, insgeheim herausrufen. Mit dieſem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzuſuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen ſie nach einem von dichtem Gebüſch umgebenen Platz, der, wie ſich der Obriſt erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da ſaß der Graf ganz ſchwarz gekleidet, den funkelnden Ordensſtern auf der Bruſt, mit gefalteten Händen auf einer Raſenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Hollunderbaums gelehnt, und ſtarrte ſie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düſter funkelnde Augen

ſchienen ohne Sehkraft, „Graf S—i! — was iſt geſchehen!“ rief der Obriſt, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiſer Athemzug! — Da ſprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weſte auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne — Er wandte ſich zum Obriſten mit den dumpfen Worten: „hier iſt menſchliche Hülfe nutzlos — er iſt todt — der Nervenſchlag hat ihn getroffen in dieſem Augenblick“ — der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obriſt, mit aller Manneskraft ſein tiefes Entſetzen niederkämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir tödten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorſicht handeln.“ So ſprach der Obriſt, packte die Leiche an, trug ſie auf einſamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, deſſen Schlüſſel er bei ſich hatte, ließ ſie dort unter Acht des Kammerdieners, begab ſich mit dem Arzt nach dem Schloſſe zurück. Von Entſchluß zu Entſchluß wankend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entſetzliche, was geſchehen, verſchweigen, ob er es wagen ſollte, ihr Alles mit ruhiger Faſſung zu ſagen.

Als er in den Saal trat, fand er Alles in größter Angſt und Beſtürzung. Mitten im heitern Geſpräch hatte Angelika plötzlich die Augen geſchloſſen, und war in tiefer Ohnmacht niedergeſunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha. — Nicht bleich — nicht entſtellt, nein höher, friſcher als je blühten die Roſen ihrer Wangen, eine unbeſchreibliche Anmuth, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Geſicht verbreitet. Sie ſchien von der höchſten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er ſie lange mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtet, verſicherte, es ſey hier nicht die mindeſte Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde ſich, freilich auf eine unbegreifliche Weiſe, in einem magnetiſchen Zuſtande. Sie gewaltſam zu erwecken, getraue er ſich nicht, ſie werde bald von ſelbſt erwachen.

Indeſſen entſtand unter den Gäſten ein geheimnißvolles Flüſtern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weiſe bekannt geworden ſeyn. Alle entfernten ſich nach

und nach ſtill und düſter, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obriſtin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Athemzüge auf. Es war, als liſpele ſie leiſe Worte, die niemanden verſtändlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man ſie auch nur von den Handſchuhen befreie, jede Berührung könne ihr ſchädlich ſeyn.

Plötzlich ſchlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, ſprang mit dem gellenden Ruf: Er iſt da — er iſt da! — vom Sopha, rannte in voller Furie zur Thüre heraus — durch den Vorſaal — die Stiegen herab — „Sie iſt wahnſinnig, ſchrie die Obriſtin entſetzt, o Herr des Himmels, ſie iſt wahnſinnig! — „Nein, nein, tröſtete der Arzt, das iſt nicht Wahnſinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag ſich begeben!“ Und damit ſtürzte er dem Fräulein nach! —

Er ſah wie Angelika durch das Thor des Schloſſes auf dem breiten Landweg mit hoch empor geſtreckten Armen pfeilſchnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften

flatterte und das Haar ſich losneſtelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reuter ſprengte ihr entgegen, warf ſich herab vom Pferde, als er ſie erreicht, ſchloß ſie in ſeine Arme. Zwei andere Reuter folgten, hielten und ſtiegen ab.

Der Obriſt, der in voller Haſt dem Arzte gefolgt, ſtand in ſprachloſem Erſtaunen vor der Gruppe, rieb ſich die Stirne, als mühe er ſich die Gedanken feſtzuhalten!

Moritz war es, der Angelika feſt gedrückt hielt an ſeiner Bruſt; bei ihm ſtanden Dagobert und ein junger ſchöner Mann in reicher ruſſiſcher Generalsuniform.

„Nein, rief Angelika einmal über das andere, indem ſie den Geliebten umklammerte, nein! niemals war ich Dir untreu, mein geliebter, theurer Moritz!“ Und Moritz: Ach ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat Dich verlockt durch ſataniſche Künſte! —

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schloſſe, während die andern ſchweigend folgten. Erſt im Thor des

Schloſſes ſeufzte der Obriſt tief auf, als gewänne er nun erſt ſeine Beſinnung wieder, und rief ſich mit fragenden Blicken umſchauend. Was für Erſcheinungen, was für Wunder! —

Alles wird ſich aufklären, ſprach Dagobert und ſtellte dem Obriſten den Fremden vor als den ruſſiſchen General Bogislav von S—en, des Rittmeiſters vertrauteſten innigſten Freund.

In den Zimmern des Schloſſes angekommen, fragte Moritz, ohne der Obriſtin ſchreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: Wo iſt der Graf S—i? „Bei den Todten! erwiederte der Obriſt dumpf, vor einer Stunde traf ihn der Nervenſchlag! — Angelika bebte zuſammen. Ja, ſprach ſie, ich weiß es, in demſelben Augenblick, als er ſtarb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Cryſtall klingend zuſammen — ich fiel in einen ſonderbaren Zuſtand — ich mag wohl jenen entſetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder beſann, hatten die furchtbaren Augen keine

Macht mehr über mich, das Feuergeſpinnſt zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsſeligkeit umfing mich — ich ſah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!" — Und damit umklammerte ſie den Geliebten, als fürchte ſie, ihn aufs Neue zu verlieren.

„Gelobt ſey Gott, ſprach die Obriſtin mit zum Himmel gerichteten Blick, nun iſt mir die Laſt vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unausſprechlichen Angſt, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unſeligen Grafen reichen ſollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht."

Der General von S—en verlangte die Leiche zu ſehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog und der General das zum Tode erſtarrte Antlitz des Grafen ſchaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: Er iſt es! — Bei Gott im Himmel, er iſt es! — In des Rittmeiſters Arme war Angelika in ſanftem

Schlaf

Schlaf geſunken. Man brachte ſie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über ſie kommen könne, als dieſer Schlaf, der die bis zur Ueberſpannung gereizten Lebensgeiſter wieder beruhige. So entgehe ſie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gäſten war mehr im Schloſſe. Nun iſt es, rief der Obriſt, nun iſt es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimniſſe zu löſen. Sage, Moritz, welch' ein Engel des Himmels rief Dich wieder ins Leben.

Sie wiſſen, begann Moritz, auf welche meuchelmörderiſche Weiſe ich, als ſchon der Waffenſtillſtand geſchloſſen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, ſank ich entſeelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im erſten Erwachen des dunklen Bewußtſeyns hatte ich die Empfindung des Fahrens. Es war finſtre Nacht. Mehrere Stimmen flüſterten leiſe um mich her. Es war franzöſiſch, was ſie ſprachen. Alſo ſchwer verwundet und in der

Gewalt des Feindes! — Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich verſank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zuſtand, der mir nur einzelne Momente des heftigſten Kopfſchmerzes als Erinnerung zurückgelaſſen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellſten Bewußtſeyn. Ich befand mich in einem ſaubern, beinahe prächtigen Bette mit ſeidenen Gardinen und großen Quaſten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit ſeidenen Tapeten und ſchwer vergoldeten Tiſchen und Stühlen auf altfränkiſche Weiſe ausſtaffirt. Ein fremder Menſch ſchaute mir, ganz hingebeugt, ins Geſicht und ſprang dann an eine Klingelſchnur, die er ſtark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hinein traten, von denen der bejahrtere ein altmodiſch geſticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und ſprach zu dem ältern auf franzöſiſch: Alle Gefahr iſt vorüber — er iſt gerettet!

Nun kündigte ſich mir der Aeltere als

den Chevalier von T. an, in deſſen Schloß ich mich befände. Auf einer Reiſe begriffen, ſo erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderiſchen Bauern mich niedergeſtreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff ſtanden. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach ſeinem Schloß, das weit entfernt aus aller Communikation mit den Militairſtraßen lag, bringen. Hier unterzog ſich ſein geſchickter Haus-Chirurgus mit Erfolg der ſchwierigen Cur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beſchloß er, meine Nation, die ihm einſt in der verworrenen bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freue ſich, daß er mir nützlich ſeyn könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Troſt gereichen könne, ſtehe mir in ſeinem Schloß zu Dienſten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlaſſe, als bis alle Gefahr, die meine Wunde ſowohl, als die fortdauernde Unſicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber ſey.

Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zur Zeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Wittwer, ſeine Söhne abweſend, ſo daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerſchaft das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeſchickten Chirurgus immer mehr und mehr geſundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einſiedleriſche Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geiſtreicher und ſein Blick tiefer, als man es ſonſt bei ſeiner Nation findet. Er ſprach über Kunſt und Wiſſenſchaft, vermied aber ſo wie es nur möglich war, ſich über die neuen Ereigniſſe auszulaſſen. Darf ichs denn verſichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, ſie in Schmerz verſunken zu wiſſen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu beſorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er

für die Richtigkeit der Beſorgung nicht einſtehen könne, zumal der neue Feldzug ſo gut als gewiß ſey. Er vertröſtete mich, daß er, ſo wie ich nur ganz geneſen, dafür ſorgen werde, mich, geſchehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus ſeinen Aeußerungen mußt' ich beinahe ſchließen, daß der Krieg wirklich aufs Neue begonnen und zwar zum Nachtheil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verſchwiege.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die ſeltſamen Vermuthungen zu rechtfertigen, die Dagobert in ſich trägt.

Beinahe Fieberfrei war ich ſchon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumeriſchen Zuſtand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich ſah Angelika, aber es war, als verginge die Geſtalt in zitternden Schimmer, und vergebens rang ich darnach ſie feſtzuhalten. Ein anderes Weſen drängte ſich dazwiſchen und legte ſich

an meine Bruſt, und erfaßte in meinem Innerſten mein Herz, und in der glühendſten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl. — Andern Morgens fiel mein erſter Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erſchrak bis in tiefſter Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren ſchwarzen, lebendigen Augen anſtrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorſtelle? Er verſicherte, es ſey des Chevaliers Nichte, die Marquiſe von T. und das Bild habe immer da gehangen, nur ſey es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erſt geſtern vom Staube gereinigt. Der Chevalier beſtätigte dies. So wie ich nun Angelika, wachend, träumend erſchauen wollte, ſtand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich ſchien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Seyn, und in dem tiefen Entſetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht laſſen. Nie vergeſſe ich die Qual dieſes grauenhaften Zuſtandes.

Eines Morgens liege ich im Fenſter, mich erlabend in den ſüßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erſchallen in der Ferne Trompetenklänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marſch ruſſiſcher Reuterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Luſt, es iſt, als wenn auf den Tönen freundliche Geiſter zu mir wallen und zu mir ſprechen mit lieblichen tröſtenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verſchloſſen! — Mit Blitzesſchnelle ſprengen einzelne Reuter daher — auf den Schloßhof! — Ich ſchaue herab — Bogislav! — mein Bogislav! ſchrie ich auf im Uebermaaß des höchſten Entzükkens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verſtört — von unverhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe ſtammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, ſtürze ich herab und liege meinem Bogislav in den Armen! —

Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich uun, daß der Friede ſchon längſt geſchloſſen und der größte Theil der Truppen in vollem Rück-

marſch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verſchwiegen und mich auf dem Schloſſe wie ſeinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav konnten irgend ein Motiv dieſer Handlungsweiſe ahnen, aber Jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel ſeyn müſſe. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derſelbe, bis zur Unart mürriſch, langweilte er uns mit Eigenſinn und Kleinigkeitskrämerei, ja, als ich im reinſten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthuſiasmus davon ſprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämiſch dazwiſchen und gebehrdete ſich, wie ein launiſcher Grillenfänger.

Nach acht und vierzigſtündiger Raſt brach Bogislav auf, ich ſchloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväteriſche Burg, die mir nun vorkam, wie ein düſtres unheimliches Gefängniß, im Rücken hatten. — Aber nun fahre Du fort, Dagobert, denn recht eigentlich iſt nun an Dir die Reihe, die ſeltſamen Ereigniſſe, die uns betroffen, fortzuſpinnen.

Wie mag, begann Dagobert, wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menſchlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geiſt, der in Träumen verſtändlich aus dem Innern zu uns ſpricht, ſagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnißvollſten Bande ihn irgendwo umſtrickt hielten. Angelikas Verbindung mit dem Grafen zerſchnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich geſtehe es, ein inneres Entſetzen erregte, weil ich, wie in einem magiſchen Spiegel, ein fürchterliches Geheimniß zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entſchluß, das fremde Land ſo lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich ſchon in A. auf deutſchem Grund und Boden meinen Moritz wieder fand und mit ihm den General von S – en.

Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Bruſt, als er Angelikas Ver-

bindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünſchungen, alle herzzerſchneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, ſchwiegen, als ich ihm gewiſſe Vermuthungen mittheilte, als ich ihm verſicherte, daß es in ſeiner Macht ſtehe, alles Unweſen auf einmal zu zerſtören. Der General S—en bebte zuſammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf ſein Geheiß, ſein Antlitz, ſeine Figur beſchrieben, rief er aus, ja, kein Zweifel mehr, er iſt es, er iſt es ſelbſt. —

Vernehmen Sie, unterbrach hier der General den Redner, vernehmen Sie mit Erſtaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine theure Geliebte raubte durch ſataniſche Künſte, die ihm zu Gebote ſtanden. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib ſtieß, erfaßte ſie und mich ein Höllenblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längſt wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich geweſen, daß er ſich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! —

daß ſie an demſelben Tage, als ſie getraut werden ſollte, vom Nervenſchlag getroffen, niederſank! —

Gerechter Gott, rief die Obriſtin, drohte denn nicht wohl gleiches Schickſal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?

Es iſt, ſprach Dagobert, es iſt die Stimme des ahnenden Geiſtes, Frau Obriſtin, die wahrhaft zu Ihnen ſpricht.

Und die gräßliche Erſcheinung, fuhr die Obriſtin fort, von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf ſo unheimlich bei uns eintrat?

Es fiel, nahm Moritz das Wort, es fiel, ſo erzählte ich damals, ein entſetzlicher Schlag, ein eiskalter Todeshauch wehte mich an, und es war als rauſche eine bleiche Geſtalt in zitternden, kaum kenntlichen Umriſſen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geiſtes bezwang ich mein Entſetzen. Ich behielt die Beſinnung, mein Bogislav war erſtarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu ſich ſelbſt gebracht wurde vom herbei-

gerufenen Arzt, reichte er mir wehmüthig die Hand und ſprach: Bald — morgen ſchon enden meine Leiden! — Es geſchah, wie er vorausgeſetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beſchloſſen, auf ganz andere Weiſe, als er es wohl gemeint. Im dickſten wüthendſten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätſchenkugel auf die Bruſt, und warf ihn vom Pferde. Die wohlthätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Bruſt trug, in tauſend Stücken zerſplittert. Leicht war die Contuſion geheilt, und ſeit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verſpürt, das verſtörend in ſein Leben getreten ſeyn ſollte.

So iſt es, ſprach der General, und ſelbſt das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich nur mit dem milden Schmerz, der dem innern Geiſt ſo wohl thut. — Doch mag unſer Freund Dagobert nur erzählen, wie es ſich weiter mit uns begab.

Wir eilten, nahm Dagobert das Wort, wir eilten fort von A. Heute in der früheſ-

ſten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städtchen P., das ſechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu raſten, und dann weiter zu reiſen geradesweges hieher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gaſthofes uns Marguerite entgegen ſtürzte, den Wahnſinn im bleichen Antlitz Sie fiel dem Rittmeiſter zu Füßen, umſchlang heulend ſeine Knie, nannte ſich die ſchwärzeſte Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, ſie auf der Stelle zu ermorden. Moritz ſtieß ſie mit dem tiefſten Abſcheu von ſich und rannte fort. — Ja! fiel der Rittmeiſter dem Freunde ins Wort, ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entſetzlichen Zuſtandes, den ich im Schloſſe des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wuth in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Bruſt zu ſtoßen, als ich mich mit Gewalt bezähmend, davon rannte.

Ich hob, fuhr Dagobert fort, ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug ſie in das Zimmer, es gelang mir, ſie zu beruhigen und in abgeriſſenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnet. Sie gab mir einen Brief, den ſie von dem Grafen geſtern um Mitternacht erhalten. Hier iſt er!

Dagobert zog einen Brief hervor, ſchlug ihn auseinander und las:

Fliehen Sie, Marguerite! — Alles iſt verloren! — Er naht der Verhaßte. Alle meine Wiſſenſchaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängniß, das mich erfaßt am höchſten Ziel meines Seyns. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimniſſe eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach ſtrebte, vernichtet haben würden. Aber mit beſonderer geiſtiger Kraft, mit feſtem ſtarkem Willen ausgerüſtet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrnen Meiſters. Sie haben mir beigeſtanden. Durch Sie herrſchte ich über Angelikas Gemüth, über ihr ganzes inneres Weſen. Dafür wollt' ich Ihnen

das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnißvollſten gefährlichſten Kreiſe, begann Operationen, vor denen ich oft mich ſelbſt entſetzte. Umſonſt! — fliehen Sie, ſonſt iſt Ihr Untergang gewiß — Bis zum höchſten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieſer Moment giebt mir den jähen Tod! — Ich werde einſam ſterben. So wie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter deſſen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimniſſen zu Ihnen ſprach, die mir zu Gebote ſtehen. Marguerite! — entſagen Sie für immer dieſen Geheimniſſen. Die Natur, die grauſame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit kecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das ſie verlockt und ſeine verderbliche Kraft gegen ſie ſelbſt richtet. — Ich erſchlug einſt ein Weib, in dem Augenblick, als

ich wähnte, es in der höchſten Inbrunſt aller Liebe zu umfangen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnſinniger Thor, noch auf irdiſches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück ſorgen — Leben Sie wohl! —

Als Dagobert den Brief geleſen, fühlten ſich Alle von innerm Schauer durchbebt.

So muß ich, begann endlich die Obriſtin leiſe, ſo muß ich an Dinge glauben, gegen die ſich mein innerſtes Gemüth ſträubt. Aber gewiß iſt es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika ſobald ihren Moritz vergeſſen und ſich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen iſt mir indeſſen, daß ſie ſich faſt beſtändig in einem exaltirten Zuſtande befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendſten Beſorgniſſen. Ich erinnere mich, daß ſich Angelikas Neigung zum Grafen zuerſt äußerte auf beſondere Weiſe. Sie vertraute mir nämlich, wie

ſie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen ſehr lebhaft und angenehm träume.

Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, Marguerite geſtand mir ein, daß ſie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht und leiſe, leiſe, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf ſelbſt ſey manchmal um Mitternacht in die Thüre getreten, habe Minuten lang den ſtarren Blick auf die ſchlafende Angelika gerichtet, und ſich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgeleſen, wohl noch eines Commentars? — Gewiß iſt es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künſte auf das innere Gemüth pſychiſch zu wirken, und daß ihm dies vermöge beſonderer Naturkraft gelang. Er ſtand mit dem Chevalier von T. in Verbindung, und gehörte zu jener unſichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt, und aus der alten P—ſchen Schule entſtanden ſeyn ſoll. — Auf ſeinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeiſter

feſt in ſeinem Schloſſe, und übte an ihm allerlei böſen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnißvollen Mittel, vermöge der der Graf wußte, ſich des fremden pſychiſchen Prinzips zu bemeiſtern, wie ſie Marguerite mir entdeckte, ich könnte Manches erklären aus einer Wiſſenſchaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht mißverſtanden zu werden — doch man erlaſſe mir dieſes wenigſtens für heute. — O für immer, rief die Obriſtin mit Begeiſterung, nichts mehr von dem finſtern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entſetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gaſt, der ſo verſtörend in unſer Haus trat. — Man beſchloß andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obriſt und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu beſorgen.

Längſt war Angelika des Rittmeiſters glückliche Gattin. Da geſchah es, daß an einem ſtürmiſchen Novemberabend die Fami-

lie mit Dagobert in demſelben Saal am lo⸗dernden Kaminfeuer ſaß wie damals, als Graf S—i ſo geſpenſtiſch durch die Thüre hineinſchritt. Wie damals heulten und pfif⸗fen wunderliche Stimmen durch einander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgeſtört. „Wißt Ihr wohl noch, fragte die Obriſtin mit leuchtenden Blicken — erinnert Ihr Euch noch?“ — „Nur keine Geſpenſtergeſchichten! rief der Obriſt, aber Angelika und Moritz ſprachen davon, was ſie an jenem Abende empfunden, und wie ſie ſchon damals ſich über alle Ma⸗ßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinſten Umſtandes zu erwähnen, der ſich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe ſich abgeſpiegelt, und wie ſelbſt die ſüßen Schauer des Grauens ſich nur aus liebender ſehnſüchtiger Bruſt erho⸗ben, und wie nur der unheimliche Gaſt, von den geſpenſtiſchen Unkenſtimmen verkündigt, alles Entſetzen über ſie gebracht. Iſt es, ſprach Angelika, iſt es mein Herzens Moritz, denn nicht ſo, als wenn die ſeltſamen Töne

des Sturmwindes, die ſich eben jetzt hören laſſen, gar freundlich zu uns von unſerer Liebe ſprächen? Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, ganz recht, und ſelbſt das Pfeifen und Zirpen und Ziſchen der Theemaſchine klingt gar nicht im Mindeſten mehr graulich, ſondern, wie mich dünkt, ungefähr ſo, als beſänne ſich das darin verſchloſſene artige Hausgeiſtlein auf ein hübſches Wiegenlied.

Da barg Angelika das in hellen Roſenflammen aufglühende Antlitz, im Buſen des überglücklichen Moritz. Der ſchlang aber den Arm um die holde Gattin und liſpelte leiſe: Giebt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als dieſe?

Ich merk' es wohl, ſprach Ottmar, als er die Erzählung geendet hatte und die Freunde in mürriſchem Stillſchweigen verharrten, ich merk' es wohl, ihr ſeyd von meinem Geſchichtlein eben nicht ſonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel

darüber reden, ſondern es der Vergeſſenheit hingeben.

Das beſte, was wir thun können, erwie-derte Lothar.

Und doch, nahm Cyprian das Wort, und doch muß ich meinen Freund in Schutz neh-men. Zwar könntet Ihr ſagen, daß ich in gewiſſer Art Parthey bin, da Ottmar zu ſeinem Gericht manches Gewürz von mir empfing und diesmal ganz eigentlich in mei-ner Küche kochte, mir alſo gar kein Urtheil anmaßen darf, indeſſen werdet Ihr doch ſelbſt, wollt Ihr nicht ächte Radamanthen, alles ſchonungslos verdammen, zugeſtehen müſ-ſen, daß manches in Ottmars Erzählung für ſerapiontiſch gelten kann, wie zum Beiſpiel gleich der Anfang —

Ganz recht, unterbrach Theodor den Freund, die Geſellſchaft bei der Theemaſchine mag für lebendig gelten, ſo wie manches an-dere im Verlauf der Geſchichte, aber aufrich-tig geſtanden, mit dergleichen geſpenſtiſchen unheimlichen Geſtalten, wie der fremde Graf, ſind wir ſchon ein wenig ſtark geſchoren wor-

den, und es möchte ſchwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiſeur (ihr kennt die Geſchichte), ſo wie überhaupt dieſe Erzählung mit Ottmars ſeiner eigentlich dieſelbe Baſis hat. Ich möchte daher ſowohl unſern Ottmar als Dich mein Cyprianus bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu laſſen. Ottmarn wird das möglich ſeyn, Dir Cyprian aber, glaub ich niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müſſen, dann und wann ſolch einen Spuk aufzuſtellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft ſerapiontiſch, das heißt, recht aus der Tiefe deiner Fantaſie hervorgegangen ſey. Außerdem aber ſcheint der Magnetiſeur rhapſodiſch, der unheimliche Gaſt iſt es aber in der That.

Auch hier, ſprach Theodor, muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. — Wißt, daß unlängſt hier ganz in der Nähe ſich wirklich eine Begebenheit zutrug, die ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Ga-

ſtes. In einen ſtillen gemüthlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Geſpenſtergeſchichten aufgetiſcht wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erſchien, ſeiner ſcheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieſer Fremde verſtörte aber durch ſein Erſcheinen nicht nur den frohen Abend, ſondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todesſchauer, wenn ſie an die Argliſt und Bosheit denkt, mit der jener Fremde ſie in ſein Netz verlocken wollte. Dieſe Begebenheit erzählte ich nun damals Ottmar'n und nichts wirkte auf ihn mehr, als der Moment, wie der Fremde plötzlich geſpenſtiſch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüth geneigt, die Ahnung des feindlichen Prinzips alle ergreift. Dieſer Moment ging lebendig auf in Ottmars Innern und ſchuf die ganze Erzählung.

Da aber, unterbrach Ottmar lächelnd den Freund, ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung iſt, viel-

mehr dieſe in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelnheiten, Beziehungen u. ſ. fix und fertig hervorſpringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, ſo konnte das Ganze nicht beſonders gerathen und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geſchick in das Fantaſtiſche hineinſchob.

Ja, ſprach Lothar, Du haſt Recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment iſt noch lange keine Erzählung, ſo wie eine einzelne glücklich erfundene dramatiſche Situation noch lange kein Theaterſtück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt und deſſen Schauer und Entſetzen erregender Tod wohl ſeine ärgſten Widerſacher verſöhnt, ſein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der ſeine Theaterſtücke zu fabriziren pflegte. In einer Geſellſchaft, der ich ſelbſt beiwohnte, geſtand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatiſche Situation, die ihm aufgegangen, erfaſſe, und dann dieſer allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zuſammen-

leime, gleichſam ſo drum herum hinge. — Seine eigenen Worte! — Dieſe Erklärung gab mir den vollſtändigſten Aufſchluß über das innerſte Weſen, den eigenthümlichſten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derſelben fehlt es an irgend einer ſehr glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um dieſe herum ſind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühſam fortſchleppen, gewoben wie ein lockres loſes Geſpinnſt, jedoch iſt die im Techniſchen vielgeübte Hand des Webèrs niemals zu verkennen.

Niemals? ſprach Theodor, ich dächte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Erbärmlichkeit huldigende Dichter ſich ins romantiſche, wahrhaft poetiſche verſteigen wollte. Das merkwürdigſte traurigſte Beiſpiel davon giebt das ſogenannte romantiſche Schauſpiel Deodata, ein kurioſer Wechſelbalg, an dem ein wackrer Komponiſt nicht gute Muſik hätte verſchwenden ſollen. Es giebt kein naiveres Bekenntniß des gänzlichen Mangels an innerer Poeſie, des

gänzlichen Nichtahnens höheren drama- tiſchen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort, die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich ſey, daß die Leute auf dem Theater ſängen und dann ver- ſichert, er habe ſich bemüht in folgendem ro- mantiſchem Schauſpiel den Geſang, den er eingemiſcht, natürlich herbeizuführen. —

Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten, rief Cyprian.

Und das, ſprach Lothar, und das um ſo mehr, als wie mich dünkt, ſchon die Mitter- nachtsſtunde naht, die der ſeelige Mann nutzen könnte, uns wie er es im Leben ſeinen Re- zenſenten anzuthun pflegte, einige Ohrfeigen zuzutheilen mit unſichtbarer Krallenfauſt. In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar des noch entkräfteten Theodors hal- ber herausbeſtellt hatte und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.

Sechster Abſchnitt.

Den Sylveſter, den ſonſt nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur ſchönen Jahreszeit das Land zu verlaſſen, hatte doch eine unwiderſtehliche pſychiſche Gewalt nach der Stadt gezogen. Es ſollte nehmlich ein kleines Theaterſtück, das er unlängſt gedichtet, aufgeführt werden, und es ſcheint unmöglich, daß ein Dichter die erſte Darſtellung ſeines Werks verſäume, hat er auch dabei mit vieler Angſt und Noth zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte ſich wieder aus dem Gewühl hervorgefunden, ſo war aber der Serapionsklubb wenigſtens für den Augenblick wieder hergeſtellt und die Brüder verſammelten ſich in demſelben freundlichen Gaſtgarten, indem ſie ihre letzte Zuſammenkunft gehalten.

Sylveſter ſchien nicht derſelbe, er war heitrer, geſprächiger als jemals und ſchien überhaupt wie einer, dem ein großes Glück widerfahren.

War es, ſprach Lothar, war es nicht vernünftig, daß wir unſere Zuſammenkunft aufſchoben, bis unſeres Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten unſern guten Serapionsbruder zerſtreut, theilnahmlos, ja wie von einer ſchweren Laſt gedrückt gefunden. Immer hätte ihn ſein eignes Werk wie ein böſer Popanz geneckt und gefoppt, aber nun nachdem es eigentlich erſt entpuppt und als ſchöner Schmetterling emporgeflattert, der um mannigfache Gunſt nicht umſonſt gebuhlt hat, nun iſt alles klar und hell in ſeinem Gemüth. Er ſteht verklärt in dem Glanz des verdienten, ihm reichlich geſpendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht einen Augenblick verdenken, wenn er heute etwas ſtolz auf uns herabſieht, da keiner im Stande, es ihm nachzumachen und ſechs oder achthundert Menſchen mit einem Schlage zu elektriſiren. — Aber jedem das Seine, dein

kleines Stück iſt gut, Sylveſter, aber Du mußt es geſtehen, daß die vortreffliche Aufführung dem Werk erſt recht tüchtige Flügel anſetzte. Du biſt gewiß mit den Schauſpielern im höchſten Grade zufrieden.

Allerdings, erwiederte Sylveſter, wiewohl es ſehr ſchwer iſt, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung ſeines Werks zufrieden ſeyn ſolle. Iſt er nicht ſelbſt jede Perſon ſeines Stücks, deren eigenthümlichſte Charakteriſtik mit allen ihren Bedingungen ſich in ſeinem eignen Innern erzeugt hat, und ſcheint es nicht unmöglich, daß ein anderer ſich jenen innerſten Gedanken, der die Perſon gebohren, ſo aneigne oder vielmehr ſo ganz in ſich aufnehme, um ihn rein und unverſtört zum regen Leben herauszufördern? — Aber der ſtörriſche Dichter will, daß dies geſchehe und je lebendiger die Perſon des Stücks in ihm aufgegangen, deſto unzufriedener wird er mit der geringſten Abweichung ſeyn, die er in der Geſtaltung, in dem Spiel des Schauſpielers findet. Gewiß iſt es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit lei-

det, die ihm den Genuß ſeines Werks verdirbt und daß nur dann, wenn er ſich dieſer Befangenheit zu entſchwingen, wenn er ſeine Dichtung, ſeine Perſonen als losgelöſt von ſeinem Innern, objektiv zu betrachten vermag, ſein Werk ihn nach Umſtänden erfreuen kann.

Aber, nahm Ottmar das Wort, aller Aerger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er ſtatt ſeiner, andere und noch dazu den ſeinen ganz unähnliche Perſonen auftreten ſieht, wird reichlich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den ſich kein Künſtler verſchließen kann und ſoll.

Allerdings, ſprach Sylveſter weiter, allerdings, und da der Beifall zunächſt dem darſtellenden Künſtler gezollt wird, ſo überzeugt ſich der Dichter, der auf ſeinem entfernten Plätzchen mit Zittern und Zagen, ja oft mit Aerger und Unmuth zuſchaut, zuletzt: auch die fremde Perſon, die auf den Brettern der ſeinigen wenigſtens die Worte nachſpricht, ſey gar nicht ſo übel, wie man denken ſolle. Gewiß iſt es auch, und kein hu-

maner, nicht in ſich ſelbſt ganz verſeſſener Dichter wird es läugnen, daß mancher geniale Schauſpieler, dem die Perſon des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteriſtik zu erſchließen vermag, an die er ſelbſt, wenigſtens nicht deutlich dachte, und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter ſchaut eine Perſon, die aus ſeinen innerſten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Geſtaltung, aber eben dieſe Geſtaltung entſpricht jenen Elementen, ja es ſcheint unmöglich, daß ſie anders ſeyn könne, und er geräth über das, was ohne ſein zu ſcheinen, doch ſein iſt, in ein freudiges Erſtaunen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, deſſen Exiſtenz er nicht geahnet.

Da, nahm Ottmar das Wort, da höre ich meinen lieben gutmüthigen Sylveſter, dem jene Eitelkeit völlig fremd iſt, an der manches große wahrhafte Talent den Erſtickungstod ſtirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverholen geäußert, daß es durchaus keine Schauſpieler gebe, die im Stande

ſeyn ſollten, den ihm inwohnenden Geiſt zu erkennen, und die Perſonen, die er ſchaffe, darzuſtellen. — Wie ſo ganz anders war es mit unſerm großen herrlichen Schiller! Der gerieth einmal wirklich in jenes freudige Erſtaunen, von dem Sylveſter ſpricht, als er den Wallenſtein darſtellen ſah, und verſicherte, nun erſt ſtehe kein Held ihm recht lebendig in Fleiſch und Blut vor Augen. Der den Wallenſtein darſtellte, war aber Fleck, der ewig unvergeßliche Heros unſrer Bühne.

Ueberhaupt, ſprach Lothar, bin ich überzeugt, und das Beiſpiel, welches Ottmar ſo eben anführt, giebt den beſten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der Tiefe des Gemüths die wahrhaftige Erkenntniß der Kunſt und mit ihr auch die Andacht ausgegangen, die den ſchaffenden Geiſt im Univerſum anbetet, ſich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem ſchnöden Götzendienſt, der nichts verehrt als ſein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche gebährenden Fetiſch. — Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täu-

ſchung,

ſchung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während ſie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! — Um aber wieder auf unſern Sylveſter und ſein Theaterſtück zurückzukommen, ſo muß ich Euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroiſchen Entſchluß kommen kann, ein Opus, das er ſeiner regen Fantaſie und glücklichen ſchöpferiſchen Augenblicken verdankt, vor ſich auf den ſchlüpfrigen ſchwankenden Brettern des Theaters heragiren zu laſſen!

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe wieder mit einer ganz abſonderlichen Meinung hervortreten würde.

Bin ich, ſprach Lothar, bin ich denn ſolch ein abſonderlicher Menſch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt iſt? — Nun mag es dem ſeyn wie ihm wolle, ich wiederhole, daß wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüth wie unſer Sylveſter, ein Stück aufs

Theater bringt, es mich bedünken will, als entſchlöſſe er ſich auf gut Glück durchs Fenſter zu ſpringen aus dem dritten Stock des Hauſes! — Ich will es Euch nur geſtehen! — Als ich Euch verſicherte, ich ſey, da Sylveſters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater geweſen, ſondern urtheile nur von Hörenſagen, ſo habe ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß belogen! — Allerdings ſaß ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylveſter, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm ſelbſt die Spannung, das ſeltſame aus Luſt und Unmuth, aus beinahe bis zur Angſt geſteigerter Befangenheit zuſammengeſetzte Gefühl ſtärker als bei mir. Jedes Wort des Schauſpielers, jede ſeiner Bewegungen, die mir nicht richtig ſchien, verſetzte mir den Athem und ich dachte: o du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? — und iſt denn der Dichter daran Schuld?

Du machſt, nahm Sylveſter das Wort, das Ding zu arg. Auch mir verſetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine ſchlimme

Beklommenheit den Athem, die ſich, geht das Ding gut von Statten, äußert ſich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem ſehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoiſtiſche Wohlgefallen an der eignen Schöpfung den größten Antheil haben mag.

O Ihr Theaterdichter, rief Vinzenz, Ihr ſeyd die eitelſten, die es giebt, Euch iſt der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den Ihr genießt mit ſüßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß Euch Eure Angſt, Eure Beklommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallſucht halten möchte, eben ſo wenig zu verdenken iſt, als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel ſpielt. Ihr ſetzt Euer Ich ein, und Beifall iſt der Gewinn, der Verluſt aber nicht allein verwundender Tadel, ſondern noch, ſteigt dieſer bis zu unverholner öffentlicher Aeußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgſte und wenigſtens nach der Meinung der Franzoſen die fürchterlichſte Verdammniß iſt,

die ein Menſch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich erſcheinen. — Ganz gewiß iſt es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit ſeines Lebens nicht abſchüttelt. Selbſt nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und ſchon mancher, dem dergleichen geſchah, iſt verzweiflungsvoll in die triſte Einöde jener Dichtungen geflohen, die ſich wie Schauſpiele gebehrden, indeſſen wie der Autor auf das heiligſte verſichert, durchaus nicht für das Theater beſtimmt ſind.

Ich gebe, ſprach Theodor, Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Componiſten, ein gar gewagtes Spiel iſt, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt ſein Eigenthum Preis geben dem Winde und den Wellen. Bedenkt man nehmlich, von welchen tauſend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stücks abhängt, wie oft der gedachte und

wohlberechnete Effekt irgend einer Stelle an dem Ungeſchick eines einzigen Sängers, eines einzigen Inſtrumentaliſten ſcheitert, wie oft —

Hört! hört! unterbrach Vinzenz den Freund, hört! hört! rufe ich wie die edlen Lords im engliſchen Parlement, wenn ein edler Lord im Begriff ſteht, recht aus der Schule zu ſchwatzen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein paar Jahren auf das Theater brachte! Da ich nun, ſprach er, ein Dutzend mißlungene Proben angeſchaut habe, da noch ſelbſt in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, ſo wie mit dem Verſtändniß des ganzen Werks überhaupt, ſo bin ich über die Zweideutigkeit des Schickſals, das gleich einer ſchwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz beruhigt. Fällt mein Werk, ſo falle es denn! mir iſt alle Beſorgniß deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angſt und Beklommenheit des Autors — und was dergleichen ſchöne Redensarten noch mehr waren. Genug, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund

ſah, und die Zeit da war, nach dem Thea= ter zu gehen, wurde er plötzlich leichenblaß, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, verſicherte ſehr heftig, beinahe habe er vergeſſen, daß ſeine Oper heute ge= geben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Aermel ſtecken, ſo daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu ſprechen, wie beſeſſen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erſte Ak= kord der Ouverture losſchlug, dem erſchrok= kenen Logenſchließer in die Arme, dann aber —

Still! ſtill! rief Theodor, was meine Oper und deren Aufführung betrifft, ſo will ich Euch, ſollt' es Euch einmal wieder ge= müthlich ſeyn über Muſik zu ſprechen, man= ches darüber ſagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen —

Schon viel zu viel, nahm Lothar das Wort, haben wir überdem über ein und daſ= ſelbe geſchwatzt und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdötchen von

Voltaire ſehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerſpiel — irr' ich nicht, ſo war es Zaire — über das Schickſal ſeines Werks in ſolch ſchrecklicher Angſt war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu ſeiner Wohnung waren aber Boten ausgeſtellt, die von Moment zu Moment ihm telegraphiſche Nachrichten von dem Gange des Stücks zubringen mußten, ſo daß er auf ſeiner Stube im Schlafrock alle Quaalen, alle Luſt des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war.

Sollte, ſprach Sylveſter, ſollte dies Anekdötlein nicht eine gute Theaterſzene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauſpieler ſeyn, der die ſogenannten Charakterrollen ſpielt? — Man denke ſich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum iſt unruhig! —“ „Ha, ruft er, iſt es möglich, deine Theilnahme zu erregen, leichtſinniges Volk! —“ Das Publikum applaudirt, ſchreit vor Entzücken! — „Ha! wackre Franzoſen, ihr ver-

ſteht Euern Voltaire und habt ihn —" das Publikum ziſcht, auch laſſen ſich Pfeiflein hören! — „Verräther, treuloſe! — das mir, das mir —"

Halt, halt, rief Ottmar, Sylveſter macht uns hier in der Begeiſterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Luſtſpiel, ſtatt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns ſorgen und die Erzählung vorleſen ſoll, deren ſehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit brieflich mittheilte und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat.

Wir haben, ſprach Sylveſter, ſo eben an Voltaire gedacht, Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbrüder, an ſein Siecle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt ſelbſt denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigſt Eurer gütigen Aufnahme empfehle.

Sylveſter las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honorée war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verſe, durch die Gunſt Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbſte des Jahres 1680 ſeyn — wurde an dieſes Haus hart und heftig angeſchlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiſte, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürſteher zugleich vorſtellte, war mit Erlaubniß ſeiner Herrſchaft über Land gegangen zur Hochzeit ſeiner Schweſter, und ſo kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hauſe noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiſte fortgegangen, und ſie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hauſe geblieben ſey; aller Frevel von Ein-

bruch, Diebſtahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einſamkeit des Hauſes unterrichtet, da draußen tobe, und eingelaſſen ein böſes Vorhaben gegen die Herrſchaft ausführen wolle, und ſo blieb ſie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiſte verwünſchend ſammt ſeiner Schweſter Hochzeit. Unterdeſſen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwiſchen: So macht doch nur auf um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! Endlich in ſteigender Angſt ergriff die Martiniere ſchnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm ſie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! „In der That, dachte die Martiniere, ſo ſpricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht ſucht bei meiner Herrſchaft, die ja geneigt iſt zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorſichtig ſeyn!“ — Sie öffnete

ein Fenſter und rief hinab, wer denn da unten in ſpäter Nacht ſo an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem ſie ihrer tiefen Stimme ſo viel Männliches zu geben ſich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesſtrahlen, die eben durch die finſtern Wolken brachen, gewahrte ſie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Geſtalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, ſo, daß es der unten vernehmen konnte: Baptiſte, Claude, Pierre, ſteht auf, und ſeht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einſchlagen will! Da ſprach es aber mit ſanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es ſeyd, liebe Frau, ſo ſehr Ihr Eure Stimme zu verſtellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiſte über Land gegangen iſt, und Ihr mit Eurer Herrſchaft allein im Hauſe ſeyd. Macht mir nur getroſt auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein ſprechen, noch in dieſer Mi-

nute. „Wo denkt Ihr hin, erwiederte die Martiniere, mein Fräulein wollt Ihr ſprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß ſie längſt ſchläft, und daß ich ſie um keinen Preis wecken werde aus dem erſten ſüßeſten Schlummer, deſſen ſie in ihren Jahren wohl bedarf.“ „Ich weiß, ſprach der Unterſtehende, ich weiß, daß Euer Fräulein ſo eben das Manuſcript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem ſie raſtlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verſe aufſchreibt, die ſie morgen bei der Marquiſe de Maintenon vorzuleſen gedenkt. Ich beſchwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menſchen abhängt von dieſem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein ſprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch laſten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der

Thüre wieſet.“ Aber warum ſprecht ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieſer ungewöhnlichen Stunde, kommt morgen zu guter Zeit wieder“, ſo ſprach die Martiniere herab; da erwiederte der unten: „Kehrt ſich denn das Schickſal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einſchlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich iſt, die Hülfe aufgeſchoben werden? Oeffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der ſchutzlos, verlaſſen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geſchick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!“ Die Martiniere vernahm, wie der Untenſtehende bei dieſen Worten vor tiefem Schmerz ſtöhnte und ſchluchzte; dabei war der Ton von ſeiner Stimme der eines Jünglings, ſanft und eindringend tief in die Bruſt. Sie fühlte ſich im Innerſten bewegt, ohne ſich weiter lange zu beſinnen, holte ſie die Schlüſſel herbei.

So wie ſie die Thüre kaum geöffnet, drängte ſich ungeſtüm die im Mantel gehüllte

Geſtalt hinein und rief, der Martiniere vorbeiſchreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!“ Erſchrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenſchimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entſtelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden ſinken mögen, als nun der Menſch den Mantel auseinanderſchlug, und der blanke Griff eines Stilets aus dem Bruſtlatz hervorragte. Es blitzte der Menſch ſie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch!“ Nun ſah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendſten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrſchaft, in der ſie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte ſtärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, deſſen ſie wohl ſelbſt ſich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die ſie offen gelaſſen, ſchnell zu, trat vor dieſelbe und ſprach ſtark und feſt: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hauſe paßt ſchlecht zu Euern kläg-

lichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden ſehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein ſollt und werdet ihr jetzt nicht ſprechen. Habt Ihr nichts Böſes im Sinn, dürft ihr den Tag nicht ſcheuen, ſo kommt morgen wieder, und bringt Eure Sache an! — jetzt ſchert Euch aus dem Hauſe! Der Menſch ſtieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere ſtarr an mit entſetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb ſie ſtandhaft, und ſah dem Menſchen keck ins Auge, indem ſie ſich feſter an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Menſch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch, rief der Menſch nochmals.“ „Thut was ihr wollt, erwiederte die Martiniere, ich weiche nicht von dieſem Platz, vollendet nur die böſe That, die ihr begonnen, auch ihr werdet den ſchmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgeſellen.“ „Ha, ſchrie der

Menſch auf, ihr habt recht, la Martiniere! ich ſehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgeſellen ſind nicht gerichtet, ſind nicht gerichtet! — Und damit zog er, giftige Blicke ſchießend, auf die zum Tode geängſtete Frau, das Stilet heraus. Jeſus! rief ſie, den Todesſtoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ ſich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechauſſee — die Marechauſſee. Hülfe, Hülfe!" ſchrie die Martiniere. „Entſetzliches Weib, du willſt mein Verderben — nun iſt Alles aus, alles aus!" nimm! — nimm; gieb das dem Fräulein heute noch — morgen wenn du willſt — dieß leiſe murmelnd hatte der Menſch der Martiniere den Leuchter weggeriſſen, die Kerzen verlöſcht und ihr ein Käſtchen in die Hände gedrückt. Um deiner Seligkeit willen, gieb das Käſtchen dem Fräulein, rief der Menſch und ſprang zum Hauſe hinaus. Die Martiniere war zu Boden geſunken, mit Mühe ſtand ſie auf, und tappte ſich in der Finſterniß zurück in

ihr

ihr Gemach, wo ſie ganz erſchöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnſtuhl ſank. Nun hörte ſie die Schlüſſel klirren, die ſie im Schloß der Hausthüre hatte ſtecken laſſen. Das Haus wurde zugeſchloſſen und leiſe unſichere Tritte nahten ſich dem Gemach. Feſt gebannt, ohne Kraft ſich zu regen, erwartete ſie das Gräßliche; doch wie geſchah ihr, als die Thüre aufging und ſie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den erſten Blick den ehrlichen Baptiſte erkannte; der ſah leichenblaß aus und ganz verſtört. „Um aller Heiligen willen, fing er an, um aller Heiligen willen, ſagt mir Frau Martiniere, was iſt geſchehen? Ach die Angſt! die Angſt! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit geſtern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk ich, hat einen leiſen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leiſe und ſäuberlich anpoche an die Hausthüre, und mich hineinlaſſen. Da kommt mir eine ſtarke Patrouille entgegen, Reuter, Fußvolk bis an die Zähne be-

waffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlaſſen. Aber zum Glück iſt Desgrais dabei, der Marechauſſee-Lieutnant, der mich recht gut kennt; der ſpricht, als ſie mir die Laterne unter die Naſe halten: Ei Baptiſte, wo kommſt du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hauſe bleiben und es hüten. Hier iſt es nicht geheuer, wir denken noch in dieſer Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir dieſe Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, und da ſtürzt ein verhüllter Menſch aus dem Hauſe, das blanke Stilet in der Fauſt, und rennt mich um und um — das Haus iſt offen, die Schlüſſel ſtecken im Schloſſe — ſagt, was hat das Alles zu bedeuten?" Die Martiniere, von ihrer Todesangſt befreit, erzählte, wie ſich Alles begeben. Beide, ſie und Baptiſte, gingen in den Hausflur, ſie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Menſch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es iſt nur zu gewiß, ſprach Baptiſte, daß unſer Fräulein beraubt und wohl

gar ermordet werden ſollte. Der Menſch wußte, wie ihr erzählt, daß ihr allein wart mit dem Fräulein, ja ſogar, daß ſie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuſer dringen, alles liſtig auskundſchaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teufliſchen Anſchläge dienlich. Und das kleine Käſtchen, Frau Martiniere, das, denk ich, werfen wir in die Seine, wo ſie am tiefſten iſt. Wer ſteht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unſerm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß ſie, das Käſtchen öffnend, nicht todt niederſinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! —“ Lange rathſchlagend, beſchloſſen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Käſtchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorſicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten ſie genau jeden Umſtand der Erſcheinung des verdächtigen Fremden,

meinten, daß wohl ein beſonderes Geheim- niß im Spiele ſeyn könne, über das ſie ei- genmächtig nicht ſchalten dürften, ſondern die Enthüllung ihrer Herrſchaft überlaſſen müßten. —

Baptiſte's Beſorgniſſe hatten ihren gu- ten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchteſten Greueltha- ten, gerade zu der Zeit bot die teufliſchſte Er- findung der Hölle die leichteſten Mittel da- zu dar.

Glaſer, ein teutſcher Apotheker, der beſte Chemiker ſeiner Zeit, beſchäftigte ſich, wie es bei Leuten von ſeiner Wiſſenſchaft wohl zu geſchehen pflegt, mit alchymiſtiſchen Verſuchen. Er hatte es darauf abgeſehen, den Stein der Weiſen zu finden. Ihm ge- ſellte ſich ein Italiener zu, Namens Exili. Dieſem diente aber die Goldmacherkunſt nur zum Vorwande. Nur das Miſchen, Kochen, Sublimiren der Giftſtoffe, in denen Glaſer ſein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen,

und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geſchmack, entweder auf der Stelle oder langſam tödtend, durchaus keine Spur im menſchlichen Körper zurückläßt, und alle Kunſt, alle Wiſſenſchaft der Aerzte täuſcht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Urſache zuſchreiben müſſen. So vorſichtig Exili auch zu Werke ging, ſo kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Baſtille gebracht. In daſſelbe Zimmer ſperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieſer hatte mit der Marquiſe de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältniſſe gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen ſeiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civil-Lieutnant zu Paris, nöthigte, das verbrecheriſche Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenſchaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Laſtern aller

Art geneigt von Jugend auf, eiferſüchtig, rachſüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommner ſeyn als Exilis teufliſches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle ſeine Feinde zu vernichten. Er wurde Exilis eifriger Schüler, und that es bald ſeinem Meiſter gleich, ſo daß er, aus der Baſtille entlaſſen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde ſie zum Ungeheuer. Er vermochte ſie nach und nach, erſt ihren eignen Vater, bei dem ſie ſich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schweſter zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbſchaft wegen. Die Geſchichte mehrerer Giftmörder giebt das entſetzliche Beiſpiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderſtehlichen Leidenſchaft werden. Ohne weitern Zweck, aus reiner Luſt daran, wie der Chemiker Experimente macht zu ſeinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Perſonen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig

gleich ſeyn konnte. Das plötzliche Hinſterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte ſpäter den Verdacht, daß die Brodte, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muſter der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß iſt es aber, daß ſie Taubenpaſteten vergiftete, und ſie den Gäſten, die ſie geladen, vorſetzte. Der Chevalier du Guet und mehrere andere Perſonen fielen als Opfer dieſer hölliſchen Mahlzeiten. Sainte Croix, ſein Gehülfe la Chauſſee, die Brinvillier wußten lange Zeit hindurch ihre gräßliche Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte Liſt verworfener Menſchen vermag zu beſtehen, hat die ewige Macht des Himmels beſchloſſen, ſchon hier auf Erden die Frevler zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren ſo fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariſer) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, ſich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei ſeinen Operationen eine

Maske von feinem Glaſe. Dieſe fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole ſchütten wollte, herab, und er ſank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verſtorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand ſich in einer Kiſte verſchloſſen das ganze hölliſche Arſenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote geſtanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloſter. Desgrais, ein Beamter der Marechauſſee, wurde ihr nachgeſendet. Als Geiſtlicher verkleidet, erſchien er in dem Kloſter, wo ſie ſich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entſetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen, und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft in einem einſamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde ſie aber von Desgrais Häſchern umringt, der geiſtliche Liebhaber verwandelte ſich plötzlich in den Beamten der Marechauſ-

ſee, und nöthigte ſie in den Wagen zu ſtei⸗gen, der vor dem Garten bereit ſtand, und von den Häſchern umringt, gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chauſſee war ſchon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denſelben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Aſche in die Lüfte zerſtreut.

Die Pariſer athmeten auf, als das Un⸗geheuer von der Welt war, das die heim⸗liche mörderiſche Waffe ungeſtraft richten konnte gegen Feind und Freund. Doch bald that es ſich kund, daß des verruchten La Croix entſetzliche Kunſt ſich fort vererbt hatte. Wie ein unſichtbares tückiſches Geſpenſt ſchlich der Mord ſich ein in die engſten Kreiſe, wie ſie Verwandtſchaft — Liebe — Freundſchaft nur bilden können, und erfaßte ſicher und ſchnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Geſundheit geſehen, wankte morgen krank und ſiech umher, und keine Kunſt der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein ſchönes, vielleicht zu jugendli⸗

ches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grauſamſte Mißtrauen trennte die heiligſten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schweſter vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speiſen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo ſonſt Luſt und Scherz gewaltet, ſpähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man ſah Familienväter ängſtlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieſer, jener ſchmutzigen Garküche ſelbſt bereiten, in ihrem eigenen Hauſe teufliſchen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteſte Vorſicht vergebens.

Der König, dem Unweſen, das immer mehr überhand nahm, zu ſteuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausſchließlich die Unterſuchung und Beſtrafung dieſer heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die ſogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Baſtille hielt, und welcher la Regnie als Präſident vorſtand. Meh-

rere Zeit hindurch blieben Regnies Bemühungen, ſo eifrig ſie auch ſeyn mochten, fruchtlos, dem verſchlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimſten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorſtadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voiſin geheißen, die ſich mit Wahrſagen und Geiſterbeſchwören abgab, und mit Hülfe ihrer Spießgeſellen, le Sage und le Vigoureux, auch ſelbſt Perſonen, die eben nicht ſchwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erſtaunen zu ſetzen wußte. Aber ſie that mehr als dieſes. Exilis Schülerin wie la Croix, bereitete ſie wie dieſer, das feine, ſpurloſe Gift, und half auf dieſe Weiſe ruchloſen Söhnen zur frühen Erbſchaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, ſie geſtand alles, die Chambre ardente verurtheilte ſie zum Feuertode, den ſie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liſte aller Perſonen, die ſich ihrer Hülfe bedient hatten; und ſo kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte,

ſondern auch ſchwerer Verdacht ſelbſt auf Perſonen von hohem Anſehen laſtete. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voiſin das Mittel gefunden, alle Perſonen, denen er als Erzbiſchof von Narbonne Penſionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinſterben zu laſſen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soißons, deren Namen man auf der Liſte gefunden, der Verbindung mit dem teufliſchen Weibe angeklagt, und ſelbſt François Henri de Montmonrenci, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marſchall des Reichs, blieb nicht verſchont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er ſtellte ſich ſelbſt zum Gefängniß in der Baſtille, wo ihn Louvois und la Regnies Haß in ein ſechs Fuß langes Loch einſperren ließ. Monate vergingen, ehe es ſich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte ſich einmal von le Sage das Horoskop ſtellen laſſen.

Gewiß iſt es, daß blinder Eifer den Präſidenten la Regnie zu Gewaltſtreichen

und Grauſamkeiten verleitete. Das Tribu-nal nahm ganz den Charakter der Inquiſi-tion an, der geringfügigſte Verdacht reichte hin zu ſtrenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlaſſen, die Unſchuld des auf den Tod Angeklagten darzuthun. Dabei war Regnie von garſtigem Anſehen und heimtückiſchem Weſen, ſo daß er bald den Haß derer auf ſich lud, deren Rächer oder Schützer zu ſeyn er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob ſie den Teufel geſehen? erwiederte: mich dünkt, ich ſehe ihn in dieſem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord ſeltner und ſeltner wurde, zeigte ſich ein Unheil andrer Art, welches neue Beſtürzung verbreitete. Eine Gaunerbande ſchien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Beſitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verſchwand auf unbegreifliche Weiſe, mochte er verwahrt ſeyn wie er wollte.

Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei ſich zu tragen, auf offener Straße oder in finſtern Gängen der Häuſer beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, ſagten aus, ein Fauſtſchlag auf den Kopf habe ſie wie ein Wetterſtrahl niedergeſtürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten ſie ſich beraubt, und am ganz andern Orte als da, wo ſie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie ſie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häuſern lagen, hatten alle dieſelbe tödtliche Wunde. Einen Dolchſtich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte ſo ſchnell und ſicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden ſinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verſtrickt, ſpät zur Geliebten ſchlich, und manchmal ein reiches Geſchenk bei ſich trug? — Als ſtünden die Gauner mit Geiſtern im Bunde, wußten ſie genau, wenn ſich ſo etwas zutragen ſollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus,

wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entſetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenſon, der Polizeiminiſter, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig ſchien, vergebens wüthete la Regnie, und ſuchte Geſtändniſſe zu erpreſſen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verſtärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorſicht, ſich bis an die Zähne zu bewaffnen, und ſich eine Leuchte vortragen zu laſſen, half einigermaßen, und doch fanden ſich Beiſpiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängſtet, und der Herr in demſelben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforſchungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeſte von den geraubten Kleinodien zum Vorſchein kam, und alſo auch hier keine Spur ſich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais ſchäumte vor Wuth, daß ſelbſt ſeiner Liſt die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er ſich gerade befand, blieb verſchont, während in dem andern, wo Keiner Böſes geahnt, der Raubmord ſeine reichen Opfer erſpähte.

Desgrais beſann ſich auf das Kunſtſtück, mehrere Desgrais zu ſchaffen, ſich untereinander ſo ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Geſicht, daß ſelbſt die Häſcher nicht wußten, wo der rechte Desgrais ſtecke. Unterdeſſen lauſchte er, ſein Leben wagend, allein in den geheimſten Schlupfwinkeln, und folgte von weitem dieſem oder jenem, der auf ſeinen Anlaß einen reichen Schmuck bei ſich trug. Der blieb unangefochten; alſo auch von dieſer Maaßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präſidenten la Regnie, blaß, entſtellt, außer ſich. — Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Fandet Ihr die Spur? ruft ihm der Präſident entgegen. „Ha — gnädiger

Herr,

Herr, fängt Desgrais an, vor Wuth ſtammelnd, ha gnädiger Herr — geſtern in der Nacht — unfern des Louvres iſt der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart. Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben ſie! — O hört nur, fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, o hört nur erſt, wie ſich Alles begeben. — Am Louvre ſteh ich alſo, und paſſe, die ganze Hölle in der Bruſt, auf die Teufel, die meiner ſpotten. Da kommt mit unſicherm Schritt immer hinter ſich ſchauend eine Geſtalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Im Mondesſchimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinſchlich. Kaum iſt er zehn — zwölf Schritte bei mir vorüber, da ſpringt wie aus der Erde herauf eine Figur, ſchmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbeſonnen, überraſcht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, ſchrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zuſetzen; da verwickle ich

mich in den Mantel und falle hin. Ich ſehe den Menſchen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend ſtoße ich in mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häſcher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! ſchreie ich, daß es durch die Straßen hallt. — Immer ſehe ich den Menſchen vor mir im hellen Mondſchein, wie er, mich zu täuſchen, da — dort — einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaiſe, da ſcheinen ſeine Kräfte zu ſinken, ich ſtrenge die meinigen doppelt an — noch funfzehn Schritte höchſtens hat er Vorſprung — „Ihr holt ihn ein — ihr packt ihn, die Häſcher kommen" ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als ſey d e r der fliehende Mörder ſelbſt. — „Funfzehn Schritte, fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühſam athmend fort, funfzehn Schritte vor mir ſpringt der Menſch auf die Seite in den Schatten und verſchwin-

det durch die Mauer. „Verſchwindet? — durch die Mauer! — Seyd ihr raſend,“ ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zuſammenſchlägt. „Nennt mich, fährt Desgrais fort, ſich die Stirne reibend wie einer, den böſe Gedanken plagen, nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Raſenden, einen thörichten Geiſterſeher, aber es iſt nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erſtarrt ſtehe ich vor der Mauer, als mehrere Häſcher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der ſich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fenſters, einer Oeffnung. Es iſt eine ſtarke ſteinerne Hofmauer, die ſich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiſeſte Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenſchein genommen. — Der Teufel ſelbſt iſt es, der uns foppt.“ Desgrais Geſchichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien,

Geiſterbeſchwörungen, Teufelsbündniſſen der Voiſin, des Vigoureux, des berüchtigten Prieſters le Sage; und wie es denn nun in unſerer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, ſo glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth geſagt, wirklich der Teufel ſelbſt die Verruchten ſchütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es ſich denken, daß Desgrais Geſchichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzſchnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgeſtalt vorſtellend, die vor dem erſchrockenen Desgrais in die Erde verſinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuſchüchtern, und ſelbſt den Häſchern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwaſſer.

Argenſon ſah die Bemühungen der Chambre ardente ſcheitern, und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichts-

hof zu ernennen, der mit noch ausgedehnte-rer Macht den Thätern nachſpüre und ſie ſtrafe. Der König, überzeugt, ſchon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erſchüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorſchlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo ſich der König Nachmittags aufzuhalten, und wohl auch mit ſeinen Miniſtern bis in die ſpäte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geſchenk zu bringen, ſie allemal ihr Leben daran ſetzen müßten. Ehre und Luſt ſey es, im ritterlichen Kampf ſein Blut für die Geliebte zu verſpritzen; anders verhalte es ſich aber mit dem heimtückiſchen Anfall des Mörders, wider den man ſich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Po-

larſtern aller Liebe und Galanterie, der möge hellaufſtrahlend die finſtre Nacht zerſtreuen, und ſo das ſchwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der ſeine Feinde niedergeſchmettert, werde nun auch ſein ſiegreich funkelndes Schwerdt zuk- ken, und wie Herkules die Lernäiſche Schlan- ge, wie Theſeus den Minotaur, das bedroh- liche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebes- luſt wegzehre, und alle Freude verdüſtre in tiefes Leid, in troſtloſe Trauer.

So ernſt die Sache auch war, ſo fehlte es dieſem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten ſich ängſtigen müßten, wie die Angſt ſchon alle Liebesluſt, jedes ſchöne Abentheuer der Ga- lanterie im Aufkeimen tödte, an geiſtreich- witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtraben- den Panegyrikus auf Ludwig den XIV. aus- ging, ſo konnte es nicht fehlen, daß der Kö- nig das Gedicht mit ſichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen, drehte

er ſich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, raſch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmuthig lächelnd, was ſie von den Wünſchen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernſten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewiſſen Frömmigkeit, erwiederte, daß geheime verbotene Wege eben keines beſondern Schutzes würdig, die entſetzlichen Verbrecher aber wohl beſonderer Maaßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieſer ſchwankenden Antwort unzufrieden, ſchlug das Papier zuſammen, und wollte zurück zu dem Staatsſekretair, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er ſeitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war, und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnſeſſel Platz genommen hatte. Auf dieſe ſchritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erſt um Mund und Wangen ſpielte, und das verſchwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein ſtehend,

und das Gedicht wieder auseinander faltend, ſprach er ſanft: Die Marquiſe mag nun einmal von den Galanterien unſerer verliebten Herren nichts wiſſen, und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten ſind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieſer dichteriſchen Supplik? — Die Scuderi ſtand ehrerbietig auf von ihrem Lehnſeſſel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blaſſen Wangen der alten würdigen Dame, ſie ſprach, ſich leiſe verneigend, mit niedergeſchlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erſtaunt über den ritterlichen Geiſt dieſer wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit ſeinen ellenlangen Tiraden zu Boden ſchlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maaßregel, die den Unſchuldigen trifft mit dem Schuldigen, ſoll die Feigheit ſchützen; mögen Argenſon und la Regnie das Ihrige thun! —

Alle die Greuel der Zeit ſchilderte nun die Martiniere mit den lebhafteſten Farben, als ſie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was ſich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Käſtchen. Sowohl ſie als Baptiſte, der ganz verblaßt in der Ecke ſtand, und vor Angſt und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend, kaum ſprechen konnte, baten das Fräulein auf das wehmüthigſte um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichſter Behutſamkeit das Käſtchen zu öffnen. Die Scuderi, das verſchloſſene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, ſprach lächelnd: Ihr ſeht Beide Geſpenſter! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen ſind, das wiſſen die verruchten Meuchelmörder da drauſſen, die, wie ihr ſelbſt ſagt, das Innerſte der Häuſer erſpähen, wohl eben ſo gut als ich und ihr. Auf mein Leben ſoll es abgeſehen ſeyn? Wem kann was an dem Tode liegen einer Perſon von drei und ſiebzig Jahren, die niemals andere ver-

folgte als die Böſewichter und Friedenſtörer in den Romanen, die ſie ſelbſt ſchuf, die mittelmäßige Verſe macht, welche niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlaſſen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magſt nun die Erſcheinung des fremden Menſchen ſo ſchreckhaft beſchreiben wie du willſt, doch kann ich nicht glauben, daß er Böſes im Sinne getragen.

Alſo! —

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiſte ſank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden ſtählernen Knopf drückte, und der Deckel des Käſtchens mit Geräuſch aufſprang.

Wie erſtaunte das Fräulein, als ihr aus dem Käſtchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen beſetzte Armbänder, und eben ein ſolcher Halsſchmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geſchmeide heraus, und indem ſie

die wundervolle Arbeit des Halsſchmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja ſelbſt die eitle Montespan nicht ſolchen Schmuck beſitze. Aber was ſoll das, was hat das zu bedeuten, ſprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte ſie auf dem Boden des Käſtchens einen kleinen zuſammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte ſie den Aufſchluß des Geheimniſſes darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte ſie, was er enthielt, geleſen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen ſprechenden Blick zum Himmel, und ſank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück. Erſchrocken ſprang die Martiniere, ſprang Baptiſte ihr bei. „O, rief ſie nun mit von Thränen halb erſtickter Stimme, o der Kränkung, o der tiefen Beſchämung! Muß mir das noch geſchehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtſinn gefrevelt, wie ein junges, unbeſonnenes Ding? — O Gott, ſind Worte, halb im Scherz hingeworfen, ſolcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann

mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teufliſchen Bündniſſes zeihen?

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und ſchluchzte heftig, ſo daß die Martiniere und Baptiſte ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrſchaft beiſtehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demſelben ſtand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte „Dame, hat uns, die wir an der Schwäche „und Feigheit das Recht des Stärkern üben, „und uns Schätze zueignen, die auf unwür„dige Weiſe vergeudet werden ſollten, von „großer Verfolgung errettet. Als einen Be„weis unſerer Dankbarkeit nehmet gütig die„ſen Schmuck an. Es iſt das Koſtbarſte, „was wir ſeit langer Zeit haben auftreiben

„können, wiewohl Euch, würdige Dame! „viel ſchöneres Geſchmeide zieren ſollte, als „dieſes nun eben iſt. Wir bitten, daß Ihr „uns Eure Freundſchaft und Euer huldvol⸗ „les Andenken nicht entziehen möget.“

Die Unſichtbaren.

Iſt es möglich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, iſt es möglich, daß man die ſchamloſe Frechheit, den verruch⸗ten Hohn ſo weit treiben kann? — Die Sonne ſchien hell durch die Fenſtergardinen von hochrother Seide, und ſo kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tiſche neben dem offenen Käſtchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entſetzen das Geſicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Ge⸗ſchmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuſchaffen. Die Mar⸗tiniere, nachdem ſie Halsſchmuck und Arm⸗bänder ſogleich in das Käſtchen verſchloſſen, meinte, daß es wohl am gerathenſten ſeyn würde, die Juwelen dem Polizeimini⸗ſter zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie

ſich alles mit der beängſtigenden Erſcheinung des jungen Menſchen und der Einhändigung des Käſtchens zugetragen.

Die Scuderi ſtand auf und ſchritt ſchweigend langſam im Zimmer auf und nieder, als ſinne ſie erſt nach, was nun zu thun ſey. Dann befahl ſie dem Baptiſte, einen Tragſeſſel zu holen, der Martiniere aber, ſie anzukleiden, weil ſie auf der Stelle hin wolle zur Marquiſe de Maintenon.

Sie ließ ſich hintragen zur Marquiſe gerade zu der Stunde, wenn dieſe, wie die Scuderi wußte, ſich allein in ihren Gemächern befand. Das Käſtchen mit den Juwelen nahm ſie mit ſich.

Wohl mußte die Marquiſe ſich hochverwundern, als ſie das Fräulein, ſonſt die Würde, ja troz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmuth ſelbſt, eintreten ſah blaß, entſtellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen iſt Euch widerfahren?“ rief ſie der armen, beängſteten Dame entgegen, die, ganz auſſer ſich ſelbſt, kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten,

nur ſchnell den Lehnſeſſel zu erreichen ſuchte, den ihr die Marquiſe hinſchob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verſchmerzende Kränkung ihr jener unbedachtſame Scherz, mit dem ſie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquiſe, nachdem ſie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi ſich das ſonderbare Ereigniß viel zu ſehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Geſindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu ſehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Käſtchen, und die Marquiſe konnte ſich, als ſie das köſtliche Geſchmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsſchmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenſter, wo ſie bald die Juwelen an der Sonne ſpielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erſchauen, mit welcher wundervollen Kunſt je-

des kleine Häkchen der verſchlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte ſich die Marquiſe raſch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt ihr wohl, Fräulein! daß dieſe Armbänder, dieſen Halsſchmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac? — René Cardillac war damals der geſchickteſte Goldarbeiter in Paris, einer der kunſtreichſten und zugleich ſonderbarſten Menſchen ſeiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitſchultrig und von ſtarkem, muskulöſem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieſer Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krauſe, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichſte Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, ſtets zu helfen bereit, bekannt geweſen, ſein ganz beſonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und

Bos-

Bosheit bringen können. Wie geſagt, Cardillac war in ſeiner Kunſt der Geſchickteſte nicht ſowohl in Paris, als vielleicht überhaupt ſeiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelſteine, wußte er ſie auf eine Art zu behandeln und zu faſſen, daß der Schmuck, der erſt für unſcheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkſtatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, ſo geringe er war, mit der Arbeit in keinem Verhältniß zu ſtehen ſchien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in ſeiner Werkſtatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Faſſung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meiſterwerk, das den Beſteller in Erſtaunen ſetzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Ar-

beit von ihm zu erhalten. Unter tauſend Vorwänden hielt er den Beſteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Beſtellers weichen, und den Schmuck herausgeben, ſo konnte er ſich aller Zeichen des tiefſten Verdruſſes, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tauſende an Werth, bei der Koſtbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit abliefern müſſen, ſo war er im Stande, wie unſinnig umherzulaufen, ſich, ſeine Arbeit, Alles um ſich her verwünſchend. Aber ſo wie einer hinter ihm herrannte und laut ſchrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen ſchönen Halsſchmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. ſ. w.“ dann ſtand er plötzlich ſtill, blitzte den an mit ſeinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt ihr

denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und ſpricht: „Hier ſind Juwelen, viel Sonderliches iſt es nicht, gemeines Zeug, doch unter euern Händen“ — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth ſind, hält ſie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübſche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, ſo will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln ſollen wie die liebe Sonne ſelbſt —“ Der ſpricht: „Ich überlaſſe Euch Alles, Meiſter René, und zahle, was ihr wollt!“ Ohne Unterſchied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe ſeyn, wirft ſich Cardillac ungeſtüm an ſeinen Hals, und drückt und küßt ihn und ſpricht, nun ſey er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig ſeyn. Er rennt über Hals und Kopf nach Hauſe, hinein in

die Werkſtatt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen iſt ein Meiſterwerk zu Stande gebracht. Aber ſo wie der, der es beſtellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrüßlich, grob, trotzig. — Aber Meiſter Cardillac, bedenkt, morgen iſt meine Hochzeit. Was ſchert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck iſt fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben. — Und ich ſage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde. — Und ich ſage Euch, daß wenn ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, ihr mich gleich mit Argenſons dienſtbaren Trabanten anrücken ſehen ſollt. Nun ſo quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halsſchmuck, damit er Eure Br[illegible] erdroßle! — Und damit ſteckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Buſentaſche, ergreift ihn beim Arm,

wirft ihn zur Stubenthür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenſter hinaus, wenn er ſieht, wie der arme junge Menſch, das Schnupftuch vor der blutigen Naſe, aus dem Hauſe hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthuſiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Beſteller mit allen Zeichen des im Innerſten aufgeregten Gemüths, mit den erſchütterndſten Betheurungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beſchwor, ihm das unternommene Werk zu erlaſſen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetſten Perſonen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinſte Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben ſo verweigerte er der Maintenon jede Beſt llung, ja mit dem Ausdruck des Abſcheues und Entſetzens verwarf er den Antrag derſelben, einen kleinen, mit den Enblemen der Kunſt

verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten ſollte.

„Ich wette, ſprach daher die Maintenon, ich wette, daß Cardillac, ſchicke ich auch hin zu ihm, um wenigſtens zu erfahren, für wen er dieſen Schmuck fertigte, ſich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Beſtellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er ſeit einiger Zeit abzulaſſen ſcheint von ſeinem ſtarren Eigenſinn, denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert ſeine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Geſicht" Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, ſey es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meiſter Sonderling ja gleich ſagen laſſen könne, wie man keine Arbeit, ſondern nur ſein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquiſe. Es wurde nach Cardillac geſchickt, und, als ſey er ſchon auf dem Wege geweſen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er ſchien, als er die Scuderi erblickte, betreten und wie einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Anſprüche des Schicklichen, wie ſie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er ſich zuerſt tief und ehrfurchtsvoll vor dieſer ehrwürdigen Dame, und wandte ſich dann erſt zur Marquiſe. Die frug ihn haſtig, indem ſie auf das Geſchmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tiſch funkelte, ob das ſeine Arbeit ſey? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquiſe ins Geſicht ſtarrend, Armbänder und Halsſchmuck ſchnell ein in das Käſtchen, das daneben ſtand, und das er mit Heftigkeit von ſich weg ſchob. Nun ſprach er, indem ein häßliches Lächeln auf ſeinem rothen Antlitze gleißte: „In der That, Frau Marquiſe, man muß René Cardillac's Arbeit ſchlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldſchmidt in der Welt ſolchen Schmuck faſſen könne. Freilich iſt das meine Arbeit.“ So ſagt denn, fuhr die Marquiſe fort, für wen Ihr dieſen Schmuck gefertigt habt. Für

mich ganz allein, erwiederte Cardillac, ja Ihr möget, fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, dieſe voll banger Erwartung, wie ſich nun die Sache wenden würde, ja ihr möget das nun ſeltſam finden, Frau Marquiſe, aber es iſt dem ſo. Bloß der ſchönen Arbeit willen ſuchte ich meine beſten Steine zuſammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und ſorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verſchwand der Schmuck aus meiner Werkſtatt auf unbegreifliche Weiſe. „Dem Himmel ſey es gedankt", rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und ſie raſch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnſeſſel aufſprang, auf den Cardillac losſchritt, und beide Hände auf ſeine Schultern legte, „empfangt, ſprach ſie dann, empfangt, Meiſter René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück." Nun erzählte ſie ausführlich, wie ſie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles ſchweigend mit niedergeſchla-

genen Augen an. Nur mitunter ſtieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ey! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald ſtreichelte er leiſe Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz beſondern Gedanken, die während deſſen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entſchluß ſich nicht fügen und fördern. Er rieb ſich die Stirne, er ſeufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu ſteuern. Endlich ergriff er das Käſtchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ ſich auf ein Knie langſam nieder und ſprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß dieſen Schmuck beſtimmt. Ja nun weiß ich es erſt, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verſchmäht es nicht, dieſen Schmuck als das Beſte, was ich wohl ſeit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen.“ Ei, ei, erwiederte die Scuderi anmuthig ſcherzend, wo denkt ihr hin, Meiſter René, ſteht es mir denn an, in mei-

nen Jahren mich noch ſo herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kömmt Ihr denn dazu, mich ſo überreich zu beſchenken? Geht, geht, Meiſter René, wär' ich ſchön wie die Marquiſe de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was ſoll dieſen welken Armen die eitle Pracht, was ſoll dieſem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte ſich indeſſen erhoben und ſprach, wie außer ſich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Käſtchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohe Verdienſte im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geſchenk nur für das Beſtreben an, Euch recht meine innerſte Geſinnung zu beweiſen." — Als nun die Scuderi immer noch zögerte und zögerte, nahm die Maintenon das Käſtchen aus Cardillac's Händen, ſprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren,

was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu ſchaffen und ihrer Laſt! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verſchämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen ſüßen Frucht, könnte das nur geſchehen ohne Hand und ohne Finger. — Schlagt dem wackern Meiſter René nicht ab, das freiwillig als Geſchenk zu empfangen, was tauſend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet. —"

Die Maintenon hatte der Scuderi das Käſtchen während deſſen aufgedrungen und nun ſtürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — ſtöhnte — ſeufzte — weinte — ſchluchzte — ſprang auf — rannte wie unſinnig, Seſſel — Tiſche umſtürzend, daß Porzellain, Gläſer zuſammenklirrten, in toller Haſt von dannen. —

Ganz erſchrocken rief die Scuderi: Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menſchen! Doch die Marquiſe, in beſonderer heiterer Laune bis zu ſonſt ihr ganz frem-

dem Muthwillen, ſchlug eine helle Lache auf und ſprach: „Da haben wir's Fräulein, Meiſter René iſt in Euch ſterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu beſtürmen mit reichen Geſchenken.“ Die Maintenon führte dieſen Scherz weiter aus, indem ſie die Scuderi ermahnte, nicht zu grauſam zu ſeyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und dieſe wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingeriſſen in den ſprudelnden Strom tauſend luſtiger Einfälle. Sie meinte, daß ſie, ſtünden die Sachen nun einmal ſo, endlich beſiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beiſpiel einer drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von untadelichem Adel aufzuſtellen. Die Maintenon erbot ſich, die Brautkrone zu flechten und ſie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich ſo ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wiſſen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufſtand, um die Marquiſe zu verlaſſen, wurde ſie al-

les lachenden Scherzes ungeachtet doch wie=der ſehr ernſt, als ihr das Schmuckkäſtchen zur Hand kam. Sie ſprach: Doch, Frau Marquiſe! werde ich mich dieſes Schmuckes niemals bedienen können. Er iſt, mag es ſich nun zugetragen haben wie es will, ein=mal in den Händen jener hölliſchen Geſellen geweſen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir graußt vor dem Blute, das an dem funkelnden Geſchmei=de zu kleben ſcheint. — Und nun hat ſelbſt Cardillacs Betragen, ich muß es geſtehen, für mich etwas ſonderbar Aengſtliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mir einer dunklen Ahnung, daß hinter dieſem al=lem irgend ein grauenvolles, entſetzliches Ge=heimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umſtande, ſo kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß beſtehe, und wie überhaupt der ehrliche, wak=kere Meiſter René, das Vorbild eines gu=ten, frommen Bürgers, mit irgend etwas

Böſem, Verdammlichem zu thun haben ſoll. So viel iſt aber gewiß, daß ich niemals mich unterſtehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquiſe meinte, das hieße die Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi ſie auf ihr Gewiſſen fragte, was ſie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete ſie ernſt und feſt: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meiſter René brachte die Scuderi in gar anmuthige Verſe, die ſie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es ſeyn, daß ſie auf Koſten Meiſter René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung beſiegend, das ergötzliche Bild der drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzuſtellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerſte hinein und ſchwur, daß Boileau Despreux ſeinen Meiſter gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das Witzigſte galt, das jemals geſchrieben.

Despréaux

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutſche der Herzogin von Montanſier über den Pontneuf ſuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutſchen ſo neu, daß das neugierige Volk ſich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erſchien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutſche der Montanſier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geſchimpfe und Gefluche und gewahrte, wie ein Menſch mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen ſich Platz machte durch die dickſte Maſſe Und wie er näher kam, trafen ſie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen, gramverſtörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt ſchaute der junge Menſch ſie an, während er mit Ellbogen und Fäuſten rüſtig vor ſich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit ſtürmender Haſtigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schoß warf, und Stöße, Fauſtſchläge austheilend und empfan-

gend, verſchwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entſetzens war, ſo wie der Menſch am Kutſchenſchlage erſchien, die Martiniere, die ſich bei der Scuderi befand, entſeelt in die Wagenkiſſen zurück geſunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutſcher zu, der, wie vom böſen Geiſte getrieben, peitſchte auf die Pferde los, die den Schaum von den Mäulern wegſpritzend, um ſich ſchlugen, ſich bäumten, endlich in ſcharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläſchchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufſchlug und zitternd und bebend, ſich krampfhaft feſtklammernd an die Herrſchaft, Angſt und Entſetzen im bleichen Antlitz, mühſam ſtöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Menſch? — Ach! er war es ja, er war es, derſelbe, der Euch in jener ſchauervollen Nacht das Käſtchen brachte! — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem ſie ihr vorſtellte, daß ja durchaus nichts Böſes geſchehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wiſſen, was der Zettel

enthalte. Sie ſchlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

Ein böſes Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, ſtößt mich in den Abgrund! — Ich beſchwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht laſſen kann, in der vollſten Glut kindlicher Liebe, den Halsſchmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran beſſern — ändern zu laſſen, zum Meiſter René Cardillac zu ſchaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, ſo dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!

Nun iſt es gewiß, ſprach die Scuderi, als ſie dies geleſen, daß, mag der geheimnißvolle Menſch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böſes im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu ſprechen, wer weiß, welches ſonderbare Ereigniß, welch' dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem

ich jetzt auch nur die leiſeſte Ahnung verge⸗bens in meiner Seele ſuche. Mag aber auch die Sache ſich nun verhalten, wie ſie will, das was mir in dieſem Blatt geboten wird, werde ich thun, und geſchähe es auch nur, um den unſeligen Schmuck los zu werden, der mir ein hölliſcher Talismann des Böſen ſelbſt dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, ſeiner alten Sitte getreu, nicht ſo leicht wie⸗der aus den Händen geben wollen.

Schon andern Tages gedachte die Scu⸗deri, ſich mit dem Schmuck zu dem Gold⸗ſchmidt zu begeben. Doch war es, als hät⸗ten alle ſchönen Geiſter von ganz Paris ſich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräu⸗lein mit Verſen, Schauſpielen, Anekdoten zu beſtürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerſpiels geendet, und ſchlau verſichert, daß er nun wohl Racine zu ſchla⸗gen gedenke, als dieſer ſelbſt eintrat, und ihn mit irgend eines Königs pathetiſcher Rede zu Boden ſchlug, bis Boileau ſeine Leucht⸗kugeln in den ſchwarzen tragiſchen Himmel ſteigen ließ, um nur nicht ewig von der Co⸗

lonnade des Louvre ſchwatzen zu hören, in die ihn der architektiſche Doktor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzogin Montanſier, und ſo blieb der Beſuch bei Meiſter René Cardillac bis zum andern Morgen verſchoben.

Die Scuderi fühlte ſich von einer beſondern Unruhe gepeinigt. Beſtändig vor Augen ſtand ihr der Jüngling und aus dem tiefſten Innern wollte ſich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe ſie dies Antlitz, dieſe Züge ſchon geſehen. Den leiſeſten Schlummer ſtörten ängſtliche Träume, es war ihr, als habe ſie leichtſinnig, ja ſtrafwürdig verſäumt, die Hand hülfreich zu erfaſſen, die der Unglückliche, in den Abgrund verſinkend, nach ihr emporgeſtreckt, ja als ſey es an ihr geweſen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heilloſen Verbrechen zu ſteuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ ſie ſich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkäſtchen verſehen, zu dem Goldſchmidt hin.

Nach der Straße Nicaiſe, dorthin, wo Cardillac wohnte, ſtrömte das Volk, ſammelte ſich vor der Hausthüre — ſchrie, lärmte, tobte — wollte ſtürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechauſſee, die das Haus umſtellt. Im wilden, verwirrten Getöſe riefen zornige Stimmen: Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder! — Endlich erſcheint Desgrais mit zahlreicher Mannſchaft, die bildet durch den dickſten Haufen eine Gaſſe. Die Hausthüre ſpringt auf, ein Mensch mit Ketten belaſtet, wird hinausgebracht und unter den greulichſten Verwünſchungen des wüthenden Pöbels fortgeſchleppt. — In dem Augenblick, als die Scuderi halb entſeelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeſchrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor! ruft ſie ganz außer ſich dem Kutſcher zu, der mit einer geſchickten, raſchen Wendung den dicken Haufen auseinanderſtäubt und dicht vor Cardillacs Hausthüre hält. Da ſieht die Scuderi Desgrais und zu ſeinen Füßen ein junges Mädchen, ſchön wie der Tag, mit auf-

gelösten Haaren, halb entkleidet, wilde Angſt, troſtloſe Verzweiflung im Antlitz, die hält ſeine Knie umſchlungen und ruft mit dem Ton des entſetzlichſten, ſchneidendſten Todesſchmerzes: Er iſt ja unſchuldig! — er iſt unſchuldig! Vergebens ſind Desgrais, vergebens ſeiner Leute Bemühungen, ſie loszureiſſen, ſie vom Boden aufzurichten. Ein ſtarker, ungeſchlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäuſten die Arme, zerrt ſie mit Gewalt weg von Desgrais, ſtrauchelt ungeſchickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabſchlägt die ſteinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi ſich nicht halten. In Chriſtus Namen, was iſt geſchehen, was geht hier vor? ruft ſie, öffnet raſch den Schlag, ſteigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als ſie ſieht, wie ein paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen geſetzt haben, ihr die Stirne mit ſtarkem Waſſer reiben, ſich dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es iſt

das Entſetzliche geſchehen, ſpricht Desgrais, Rene Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchſtich ermordet gefunden. Sein Geſelle Olivier Brußon iſt der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. Und das Mädchen, ruft die Scuderi? iſt, fällt Desgrais ein, iſt Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Menſch war ihr Geliebter. Nun weint und heult ſie, und ſchreit einmal übers andere, daß Olivier unſchuldig ſey, ganz unſchuldig. Am Ende weiß ſie von der That und ich muß ſie auch nach der Conciergerie bringen laſſen.″ Desgrais warf, als er dies ſprach, einen tückiſchen, ſchadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leiſe zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geſchloſſenen Augen lag ſie da, und man wußte nicht, was zu thun, ſie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beiſtehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen, blickte die Scuderi den unſchuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und ſeinen Geſellen.

Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entſchloſſen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, ihr möget für das Uebrige ſorgen, Desgrais! Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte ſich hinzu, hundert Hände mühten ſich, ihnen beizuſtehen, und wie in den Lüften ſchwebend wurde das Mädchen in die Kutſche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unſchuld dem Blutgericht entriſſen, von allen Lippen ſtrömten.

Serons, des berühmteſten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die ſtundenlang in ſtarrer Bewußtloſigkeit gelegen, wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem ſie manchen milden Hoffnungsſtrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenſtrom, der ihr aus den Augen ſtürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendſten Schmerzes

die Worte in tiefem Schluchzen erſtickte, zu erzählen, wie ſich alles begeben.

Um Mitternacht war ſie durch leiſes Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der ſie beſchworen, doch nur gleich aufzuſtehen, weil der Vater im Sterben liege. Entſetzt ſey ſie aufgeſprungen und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entſtellt, von Schweiß triefend, ſey, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkſtatt gegangen, ſie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit ſtarren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe ſie ſich auf ihn geſtürzt, und nun erſt ſein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe ſie ſanft weggezogen und ſich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Bruſt des Vaters mit Wundbalſam zu waſchen und zu verbinden. Während deſſen ſey des Vaters Beſinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und ſie, dann aber Olivier mit ſeelenvollem Blick angeſchaut, ihre Hand ergriffen, ſie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und

ſie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe ſich mit einem ſchneidenden Laut in die Höhe gerichtet, ſey aber gleich wieder zurückgeſunken und mit einem tiefen Seufzer verſchieden. Nun hätten ſie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meiſter auf einem Gange, den er mit ihm auf ſein Geheiß in der Nacht habe machen müſſen, in ſeiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anſtrengung den ſchweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hauſe getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten ſie noch ganz troſtlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun ſey Lärm entſtanden; die Marechauſſee eingedrungen und Olivier als Mörder ſeines Meiſters ins Gefängniß geſchleppt worden. Madelon fügte nun die rührendſte Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Oliviers hinzu. Wie er den

Meiſter, als ſey er ſein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieſer ſeine Liebe in vollem Maaß erwiedert, wie er ihn trotz ſeiner Armuth zum Eidam erkohren, weil ſeine Geſchicklichkeit ſeiner Treue, ſeinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem innerſten Herzen heraus und ſchloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiſeyn dem Vater den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätte, ſie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines ſolchen entſetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig ſeyn könne.

Die Scuderi, von Madelons namenloſen Leiden auf das tiefſte gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unſchuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles beſtätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meiſters mit ſeinem Geſellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbaren rühmten einſtimmig den Olivier als das Muſter eines ſittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte

Böſes von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achſeln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente geſtellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellſten Freimuth die ihm angeſchuldigte That, und behauptete, daß ſein Meiſter in ſeiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergeſtoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hauſe geſchleppt, wo er ſehr bald verſchieden ſey. Auch dies ſtimmte alſo mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ ſich die Scuderi die kleinſten Umſtände des ſchrecklichen Ereigniſſes wiederholen. Sie forſchte genau, ob jemals ein Streit zwiſchen Meiſter und Geſellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn ſey, der oft wie ein blinder Wahnſinn die gutmüthigſten Menſchen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkühr des Handelns auszuſchließen ſcheinen. Doch je begei-

ſterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück ſprach, in dem die drei Menſchen in innigſter Liebe verbunden lebten, deſto mehr verſchwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles deſſen, was laut für ſeine Unſchuld ſpräche, dennoch Cardillacs Mörder geweſen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entſetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerſtören mußte. — Er iſt arm, aber geſchickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmteſten Meiſters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meiſter begünſtigt ſeine Liebe, Glück, Wohlſtand für ſein ganzes Leben wird ihm erſchloſſen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weiſe gereizt, Olivier vom Zorn übermannt, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Vater mörderiſch anfiel, welche teufliſche Heuchelei gehört dazu, nach der That ſich ſo zu betragen, als es wirklich geſchah! — Mit der feſten Ueberzeugung von Oliviers Unſchuld faßte die Scuderi den Ent-

ſchluß, den unſchuldigen Jüngling zu retten, koſte es, was es wolle.

Es ſchien ihr, ehe ſie die Huld des Königs ſelbſt vielleicht anrufe, am gerathenſten, ſich an den Präſidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umſtände, die für Oliviers Unſchuld ſprechen mußten, aufmerkſam zu machen, und ſo vielleicht in des Präſidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günſtige Ueberzeugung zu erwecken, die ſich wohlthätig den Richtern mittheilen ſollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige ſelbſt hoch geehrt, gerechten Anſpruch machen konnte. Er hörte ruhig alles an, was ſie über die entſetzliche That, über Oliviers Verhältniſſe, über ſeinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämiſches Lächeln war indeſſen Alles, womit er bewies, daß die Betheurungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten ſeyn, ſondern auch auf Alles achten müſſe, was zu ſeinen Gunſten ſpräche, nicht

an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erſchöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, ſchwieg, fing Regnie an: Es iſt ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was ſie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig ſeyd, den Gedanken einer entſetzlichen Unthat zu faſſen, aber anders iſt es mit dem Richter, der gewohnt iſt, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amts ſeyn, jedem, der mich frägt, den Gang eines Kriminalprozeſſes zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern ſollen die Böſewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber vor Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grauſamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutſchuld des jungen Böſewichts, der, dem Himmel ſey es gedankt!

der Rache verfallen iſt, klar vor Augen lege. Euer ſcharfſinniger Geiſt wird dann ſelbſt die Gutmüthigkeit verſchmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anſtehen würde. — Alſo! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchſtoß ermordet gefunden. Niemand iſt bei ihm, als ſein Geſelle Olivier Bruſson und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von friſchem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. „Cardillac iſt, ſpricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergeſtoßen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingſt mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn feſt zu halten? um Hülfe zu rufen? Funfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meiſter, ich folgte ihm. Warum in aller Welt ſo entfernt? — Der Meiſter wollt' es ſo. Was hatte überhaupt Meiſter Cardillac ſo ſpät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht ſagen. Sonſt iſt er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hauſe gekom-

men? — Hier ſtockt Olivier, er iſt beſtürzt, er ſeufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen ſey, und ſeinen Tod gefunden habe.“ Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwieſen iſt es bis zur vollkommenſten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin iſt Oliviers Behauptung, er ſey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre iſt mit einem ſchweren Schloß verſehen, welches bei dem Auf- und Zuſchließen ein durchdringendes Geräuſch macht, dann aber bewegt ſich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, ſo daß, wie es angeſtellte Verſuche bewährt haben, ſelbſt im oberſten Stock des Hauſes das Getöſe wiederhallt. Nun wohnt in dem unterſten Stock, alſo dicht neben der Hausthüre, der alte Meiſter Claude Patru mit ſeiner Aufwärterin, einer Perſon von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Dieſe beiden Perſonen hörten, wie Cardillac nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe an jenem

Abend

Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräuſch verſchloß und verrammelte, dann wieder hinauf ſtieg, den Abendſegen laut las und dann, wie man es an dem Zuſchlagen der Thüre vernehmen konnte, in ſein Schlafzimmer ging. Meiſter Claude leidet an Schlafloſigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterin ſchlug daher, es mochte halb zehn Uhr ſeyn, in der Küche, in die ſie über den Hausflur gehend gelangt, Licht an und ſetzte ſich zum Meiſter Claude an den Tiſch mit einer alten Chronik, in der ſie las, während der Alte ſeinen Gedanken nachhängend bald ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, bald wieder aufſtand, und um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leiſe und langſam auf und ab ſchritt. Es blieb alles ſtill und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörte ſie über ſich ſcharfe Tritte, einen harten Fall, als ſtürze eine ſchwere Laſt zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine ſeltſame Angſt und Beklom-

menheit. Die Schauer der entſetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finſterniß begonnen. — Aber, fiel die Scuderi ein, aber um aller Heiligen willen, könnt ihr bei allen Umſtänden, die ich erſt weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieſer That der Hölle denken? — Hm, erwiederte la Regnie, Cardillac war nicht arm — im Beſitz vortrefflicher Steine. Bekam, fuhr die Scuderi fort, bekam denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegerſohn werden ſollte. Er mußte vielleicht theilen oder gar nur für Andere morden, ſprach la Regnie. Theilen, für Andere morden? fragte die Scuderi in vollem Erſtaunen. Wißt, fuhr der Präſident fort, wißt mein Fräulein! daß Olivier ſchon längſt geblutet hätte auf dem Greveplatz, ſtünde ſeine That nicht in Beziehung mit dem dicht verſchleierten Geheimniß, das bisher ſo bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die

alle Aufmerkſamkeit, alle Mühe, alles Forſchen der Gerichtshöfe verſpottend ihre Streiche ſicher und ungeſtraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillacs iſt denen ganz ähnlich, die alle auf der Straße, in den Häuſern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entſcheidendſte, ſeit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet iſt, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher ſind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande ſtand. Noch will er nicht bekennen, aber es giebt Mittel, ihn ſprechen zu machen wider ſeinen Willen. Und Madelon, rief die Scuderi, und Madelon, die treue, unſchuldige Taube. — Ei, ſprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, ei wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht mit im Complott iſt. Was iſt ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen. Was ſagt ihr, ſchrie die Scuderi, es iſt nicht möglich; den Vater! dieſes Mädchen! — O! fuhr la Regnie fort,

o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt ſehe, Euch Euern Schützling zu entreiſſen und in die Conciergerie werfen zu laſſen. — Der Scuderi ging ein Grauſen an bei dieſem entſetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor dieſem ſchrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend beſtehen, als ſpähe er in den tiefſten, geheimſten Gedanken Mord und Blutſchuld. Sie ſtand auf. Seyd menſchlich, das war Alles, was ſie beklommen, mühſam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzuſteigen, bis zu der der Präſident ſie mit zeremoniöſer Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, ſelbſt wußte ſie nicht wie, ein ſeltſamer Gedanke. „Würd' es mir wohl erlaubt ſeyn, den unglücklichen Olivier Brußon zu ſehen?" So fragte ſie den Präſidenten ſich raſch umwendend. Dieſer ſchaute ſie mit bedenklicher Miene an, dann verzog ſich ſein Geſicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß, ſprach er, gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm

Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unſern Augen geſchehen, ſelbſt Oliviers Schuld oder Unſchuld prüſen. Scheut ihr nicht den düſtern Aufenthalt des Verbrechens, iſt es Euch nicht gehäſſig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abſtufungen zu ſehen, ſo ſollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen ſeyn. Man wird Euch dieſen Olivier, deſſen Schickſal Eure Theilnahme erregt, vorſtellen.“

In der That konnte ſich die Scuderi von der Schuld des jungen Menſchen nicht überzeugen. Alles ſprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei ſolch entſcheidenden Thatſachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigſten Zügen der Scuderi vor Augen geſtellt, überſtrahlte jeden böſen Verdacht, und ſo mochte ſie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres ſich empörte.

Sie gedachte, ſich von Olivier noch ein-mal Alles, wie es ſich in jener verhängniß-vollen Nacht begeben, erzählen zu laſſen, und ſo viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verſchloſſen geblie-ben, weil es werthlos ſchien, ſich weiter dar-um zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Ge-mach. Nicht lange darauf vernahm ſie Ket-tengeraſſel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch ſo wie er in die Thüre trat, ſank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als ſie ſich erholt hatte, war Olivier verſchwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man ſie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte ſie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! – auf den erſten Blick hatte ſie in Olivier Brußon den jungen Men-ſchen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Käſtchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnies ſchreckliche Vermuthung ganz beſtä-

tigt. Olivier Brußon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meiſter! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuſcht, auf den Tod angepackt von der hölliſchen Macht auf Erden, an deren Daſeyn ſie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entſetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verſchworen ſeyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutſchuld. Wie es denn geſchieht, daß der menſchliche Geiſt, iſt ihm ein Bild aufgegangen, ämſig Farben ſucht und findet, es greller und greller auszumalen, ſo fand auch die Scuderi, jeden Umſtand der That, Madelons Betragen in den kleinſten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unſchuld und Reinheit gegolten, ſicheres Merkmal frevelicher Bosheit, ſtudirter Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt ſeyn von der Todesangſt, nicht den Geliebten bluten zu ſehen, nein — ſelbſt zu

fallen unter der Hand des Henkers. Gleich ſich die Schlange, die ſie im Buſen nähre, vom Halſe zu ſchaffen; mit dieſem Entſchluß ſtieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon ſich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat ſie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Bruſt zuſammengefaltet, jammerte und flehte ſie laut um Hülfe und Troſt. Die Scuderi ſich mühſam zuſammenfaſſend, ſprach, indem ſie dem Ton ihrer Stimme ſo viel Ernſt und Ruhe zu geben ſuchte, als ihr möglich: Geh' — geh' — tröſte dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe ſeiner Schandthaten erwartet — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt eine Blutſchuld ſchwer laſte.' „Ach nun iſt alles verloren!“ — Mit dieſem gellenden Ausruf ſtürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte ſich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerriſſen im Innern, entzweit mit

allem Irdiſchen wünſchte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll hölliſchen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr ſo viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu ſtärken, und nun in ihrem Alter das ſchöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leiſe ſeufzte und jammerte: Ach! — auch ſie — auch ſie haben die Grauſamen bethört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier! — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte ſich aus dem tiefſten Innern heraus die Ahnung eines Geheimniſſes, der Glaube an Oliviers Unſchuld. Bedrängt von den widerſprechendſten Gefühlen, ganz außer ſich rief die Scuderi: Welcher Geiſt der Hölle hat mich in die entſetzliche Geſchichte verwikkelt, die mir das Leben koſten wird! — In dem Augenblick trat Baptiſte hinein, bleich und erſchrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen ſey. Seit dem abſcheulichen

Prozeß der la Voiſin war Desgrais Erſcheinung in einem Hauſe der gewiſſe Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiſte's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: Was iſt dir, Baptiſte? — Nicht wahr! — der Name Scuderi befand ſich auf der Liſte der la Voiſin? Ach um Chriſtus willen, erwiederte Baptiſte, am ganzen Leibe zitternd, wie möget Ihr nur ſo etwas ausſprechen, aber Desgrais der entſetzliche Desgrais, thut ſo geheimnißvoll, ſo dringend, er ſcheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu ſehen! — Nun, ſprach die Scuderi, nun Baptiſte, ſo führt ihn nur gleich herein den Menſchen, der Euch ſo fürchterlich iſt, und der mir wenigſtens keine Beſorgniß erregen kann. — Der Präſident, ſprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, der Präſident la Regnie ſchickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Euere Tugend, Euern Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böſe Blutſchuld an den

Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht ſelbſt ſchon Theil genommen an dem böſen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Athem hält. Olivier Brußon, ſeitdem er Euch geſehen hat, iſt halb raſend. So ſehr er ſchon zum Bekenntniß ſich zu neigen ſchien, ſo ſchwört er doch jetzt aufs neue bei Chriſtus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unſchuldig ſey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zuſatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm laſten. Doch vergebens iſt alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, ſelbſt die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beſchwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verſchaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles geſtehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Brußons Bekenntniß zu hören. Wie! rief die Scuderi ganz entrüſtet, ſoll ich dem Blutgericht zum Organ dienen, ſoll ich das Vertrauen des unglücklichen Menſchen mißbrauchen, ihn aufs

Blutgerüſt zu bringen? — Nein Desgrais! mag Brußon auch ein verruchter Mörder ſeyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn ſo ſpitzbübiſch zu hintergehen. Nichts mag ich von ſeinen Geheimniſſen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben würden. Vielleicht, verſetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, vielleicht, mein Fräulein, ändert ſich Eure Geſinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präſident nicht ſelbſt, er ſollte menſchlich ſeyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Brußons nachgibt, und ſo das letzte Mittel verſucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längſt reif iſt. Die Scuderi ſchrak unwillkührlich zuſammen. Seht, fuhr Desgrais fort, ſeht, würdige Dame, man wird Euch keineswegs zumuthen, noch einmal in jene finſtere Gemächer zu treten, die Euch mit Grauſen und Abſcheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufſehen bringt man Olivier Brußon wie einen freien Menſchen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauſcht, doch wohl be=

wacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch ſelbſt nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür ſtehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er ſpricht von Euch mit inbrünſtiger Verehrung. Er ſchwört, daß nur das düſtre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu ſehen, ihn in den Tod geſtürzt. Und dann ſteht es ja bei Euch, von dem, was Euch Brußon entdeckt, ſo viel zu ſagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?

Die Scuderi ſah tief ſinnend vor ſich nieder. Es war ihr, als müſſe ſie der höheren Macht gehorchen, die den Aufſchluß irgend eines entſetzlichen Geheimniſſes von ihr verlange, als könne ſie ſich nicht mehr den wunderbaren Verſchlingungen entziehen, in die ſie willenlos gerathen. Plötzlich entſchloſſen ſprach ſie mit Würde: Gott wird mir Faſſung und Standhaftigkeit geben; führt den Brußon her, ich will ihn ſprechen.

So wie damals, als Brußon das Käſtchen brachte, wurde um Mitternacht an die

Hausthüre der Scuderi gepocht. Baptiſte, von dem nächtlichen Beſuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als ſie an den leiſen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Brußon gebracht, ſich in den Gängen des Hauſes vertheilten.

Endlich ging leiſe die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Brußon, feſſelfrei, in anſtändigen Kleidern. Hier iſt, ſprach Desgrais, ſich ehrerbietig verneigend, hier iſt Brußon, mein würdiges Fräulein! und verließ das Zimmer.

Brußon ſank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi ſchaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbſt bei dem entſtellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen ſtrahlte der reine Ausdruck des treuſten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Brußons Geſicht ruhen ließ,

deſto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Perſon hervor, auf die ſie ſich nur nicht deutlich zu beſinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, ſie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr knie, ſie ſprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: Nun Brußon, was habt ihr mir zu ſagen? Dieſer, noch immer knieend, ſeufzte auf vor tiefer, inbrünſtiger Wehmuth und ſprach dann: O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, iſt denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen? Die Scuderi, ihn noch aufmerkſamer betrachtend, erwiederte, daß ſie allerdings in ſeinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Perſon gefunden, und daß er nur dieſer Aehnlichkeit es verdanke, wenn ſie den tiefen Abſcheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brußon, ſchwer verletzt durch dieſe Worte, erhob ſich ſchnell und trat, den finſtern Blick zu Boden geſenkt, einen Schritt zurück. Dann ſprach er mit dumpfer Stimme: Habt ihr denn Anne Guiot ganz vergeſſen? — ihr Sohn Olivier

— der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien ſchaukeltet, iſt es, der vor Euch ſteht. „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem ſie mit beiden Händen das Geſicht bedeckend in die Polſter zurückſank. Das Fräulein hatte wohl Urſache genug, ſich auf dieſe Weiſe zu entſetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die ſie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als ſie nun herangewachſen, fand ſich ein hübſcher ſittiger Jüngling, Claude Brußon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeſchickter Uhrmacher war, der ſein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, ſo trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten ſich ein, lebten in ſtiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch feſter knüpfte, war die Geburt eines wunderſchönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den ſie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkoſen, zu hätſcheln. Daher kam es, daß der Junge ſich ganz an ſie gewöhnte, und eben ſo gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunſtgenoſſen Brußons es dahin brachte, daß ſeine Arbeit mit jedem Tage abnahm, ſo daß er zuletzt kaum ſich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnſucht nach ſeinem ſchönen heimatlichen Genf, und ſo geſchah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerſtrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterſtützung verſprach, unerachtet. Noch ein paarmal ſchrieb Anne an ihre Pflegmutter, dann ſchwieg ſie, und dieſe mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brußons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen laſſe.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Brußon mit ſeinem Weibe und Kinde Paris verlaſſen und nach Genf gezogen.

O entſetzlich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen wieder erholt hatte, o entſetzlich! — Olivier biſt du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — „Wohl, verſetzte Olivier ruhig und gefaßt, wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichſte Mutter hätſcheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn ſchaukelnd, Näſcherei auf Näſcherei in den Mund ſtecktet, dem Ihr die ſüßeſten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinſt vor Euch ſtehen würde, gräßlicher Blutſchuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, ſo wahr ich ſelig zu ſterben hoffe, ſey es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutſchuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verſchulden fiel der unglückliche Cardillac!“ — Olivier gerieth bei dieſen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillſchweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Seſſel, der Olivier zur Seite ſtand. Er ließ ſich langſam nieder.

Ich hatte Zeit genug, fing er an, mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunſt des verſöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten, und ſo viel Ruhe und Faſſung zu gewinnen als nöthig, Euch die Geſchichte meines entſetzlichen, unerhörten Mißgeſchicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, ſo ſehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimniſſes, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraſchen, ja mit Grauſen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlaſſen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den troſtloſen Eltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verſtand, ſelbſt zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtſeyn des drükkendſten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, ſtarb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldſchmidt als Lehr-

junge unterzubringen. Meine Mutter ſprach viel von Euch, ſie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel ſie die Muthloſigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falſche Scham, die oft an dem todtwunden Gemüthe nagt, hielt ſie von ihrem Entſchluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab.“ Arme Anne! arme Anne! rief die Scuderi von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß ſie hinüber iſt, und nicht fallen ſieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt.“ So ſchrie Olivier laut auf, indem er einen wilden, entſetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho ho, ſprach Olivier mit einem bittern Lächeln, Desgrais weckt ſeine Spießgeſellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meiſter hart gehalten, unerachtet ich bald am beſten arbeitete, ja wohl endlich den Meiſter weit übertraf. Es begab ſich, daß einſt ein

Fremder in unſere Werkſtatt kam, um eini-
ges Geſchmeide zu kaufen. Als der nun ei-
nen ſchönen Halsſchmuck ſah, den ich gear-
beitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene
auf die Schultern, indem er, den Schmuck
beäugelnd, ſprach: Ei, ei! mein junger Freund,
das iſt ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich
wüßte in der That nicht, wer Euch noch an-
ders übertreffen ſollte, als René Cardillac,
der freilich der erſte Goldſchmid iſt, den es
auf der Welt gibt. Zu dem ſolltet Ihr hin-
gehen; mit Freuden nimmt er Euch in ſeine
Werkſtatt, denn nur Ihr könnt ihm beiſte-
hen in ſeiner kunſtvollen Arbeit, und nur
von ihm allein könnt Ihr dagegen noch ler-
nen. Die Worte des Fremden waren tief
in meine Seele gefallen. Ich hatte keine
Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit
Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von
meinem Meiſter los zu machen. Ich kam
nach Paris. René Cardillac empfing mich
kalt und barſch. Ich ließ nicht nach, er
mußte mir Arbeit geben, ſo geringfügig ſie
auch ſeyn mochte. Ich ſollte einen kleinen

Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, ſah er mich ſtarr an mit ſeinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinſchauen in mein Innerſtes. Dann ſprach er: Du biſt ein tüchtiger, wackerer Geſelle, Du kannſt zu mir ziehen und mir helfen in der Werkſtatt. Ich zahle Dir gut, Du wirſt mit mir zufrieden ſeyn. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon geſehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillaçs damals ſich aufhielt. Endlich kam ſie. O du ewige Macht des Himmels, wie geſchah mir, als ich das Engelsbild ſah! — Hat je ein Menſch ſo geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter ſprechen. Er hielt beide Hände vors Geſicht und ſchluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend ſprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkſtatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre

Liebe. So ſtreng der Vater uns bewachte, mancher verſtohlne Händedruck galt als Zeichen des geſchloſſenen Bundes, Cardillac ſchien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erſt ſeine Gunſt gewonnen, und konnte ich die Meiſterſchaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finſtern Blick. Ich bedarf Deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hauſe noch in dieſer Stunde, und laß Dich nie mehr vor meinen Augen ſehen. Warum ich Dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Für Dich armen Schlucker hängt die ſüße Frucht zu hoch, nach der Du trachteſt! Ich wollte reden, er packte mich aber mit ſtarker Fauſt und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederſtürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerriſſen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in ſeine Bo-

denkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Raſt. Zur Nachtzeit umſchlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klage vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenſter herab unbelauſcht zu ſprechen. Allerlei verwogene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich ſie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaiſe ſchließt ſich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerſtückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem ſolchen Steinbilde ſtehe ich in einer Nacht und ſehe hinauf nach den Fenſtern des Hauſes, die in den Hof gehen, den die Mauer einſchließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkſtatt. Es iſt Mitternacht, nie war ſonſt Cardillac zu dieſer Stunde wach, er pflegte ſich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verſchwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch

entſetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als ſey das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein ſich langſam dreht, und hinter demſelben eine finſtere Geſtalt hervorſchlüpft, die leiſen Trittes die Straße hinabgeht. Ich ſpringe an das Steinbild hinan, es ſteht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkührlich, wie von einer innern Macht getrieben, ſchleiche ich hinter der Geſtalt her. Gerade bei einem Marienbilde ſchaut die Geſtalt ſich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es iſt Cardillac! Eine unbegreifliche Angſt, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber feſt gebannt muß ich fort — nach — dem geſpenſtiſchen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meiſter, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds iſt, in der ſolcher Spuck die Schlafenden bethört. Endlich verſchwindet Cardillac ſeitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, wiewohl bekannten Räuspern gewahre ich indeſſen, daß er in die Einfahrt eines Hau-

ſes getreten iſt. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich ſelbſt voll Erſtaunen, und drücke mich dicht an die Häuſer. Nicht lange dauerts, ſo kommt ſingend und trillerirend ein Mann daher mit leuchtendem Federbuſch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf ſeinen Raub, ſtürzt ſich Cardillac aus ſeinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demſelben Augenblick röchelnd zu Boden ſinkt. Mit einem Schrei des Entſetzens ſpringe ich heran, Cardillac iſt über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meiſter Cardillac, was thut ihr, rufe ich laut. „Vermaledeiter!“ brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesſchnelle bei mir vorbei und verſchwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich knie bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, iſt er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens iſt mehr in ihm. In meiner Todesangſt gewahre ich kaum, daß mich die Marechauſſee umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergeſtreckt — he he — junger Menſch, was machſt du da — biſt einer von

der Bande? — fort mit dir!“ So ſchrien ſie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu ſtammeln, daß ich ſolche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß ſie mich im Frieden ziehen laſſen möchten. Da leuchtet mir einer ins Geſicht und ruft lachend: Das iſt Olivier Brußon, der Goldſchmidtsgeſelle, der bei unſerm ehrlichen, braven Meiſter René Cardillac arbeitet! — ja — d e r wird die Leute auf der Straße morden! — ſieht mir recht darnach aus — iſt recht nach der Art der Mordbuben, daß ſie beim Leichnam lamentiren und ſich fangen laſſen werden. — Wie war's Junge? — erzähle dreiſt. „Dicht vor mir, ſprach ich, ſprang ein Menſch auf den dort los, ſtieß ihn nieder und rannte blitzſchnell davon, als ich laut aufſchrie. Ich wollt' doch ſehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre.“ Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der iſt hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchſtich. Teufel, ſpricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu ſpät wie vorgeſtern; damit entfernen ſie ſich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht ſagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böſer Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die ſteinernen Stufen eines Hauſes geſunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geſchmückt, lag vor mir auf dem Pflaſter. Cardillacs blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich ſaß, ging vor mir hell auf. Entſetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe beſinnungslos ſitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. Um Chriſtus willen! was wollt ihr? ſchrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutſeligkeit, die meinen innern Abſcheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und ſetzt ſich zu mir, der ich nicht vermag, mich von

dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olivier, fängt er an, wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garſtig übereilt, als ich dich aus dem Hauſe ſtieß, du fehlſt mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkſtatt arbeiteteſt? — Du ſchweigſt? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verheelen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher, und gefunden, daß bei deiner Geſchicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen beſſern Eidam wünſchen kann als eben dich. Komm alſo mit mir und ſiehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magſt."

Cardillacs Worte durchſchnitten mir das Herz, ich erbebte vor ſeiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderſt, fuhr er nun fort mit ſcharfem Ton, indem ſeine funkelnden Augen mich durchboh-

ren, du zauderſt? — du kannſt vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du haſt andere Dinge vor! — du willſt vielleicht Desgrais beſuchen, oder dich gar einführen laſſen bei d'Argenſon oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Burſche, daß die Krallen, die du hervorlocken willſt zu anderer Leute Verderben, dich nicht ſelbſt faſſen und zerreiſſen." Da macht ſich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die ſich gräßlicher Unthat bewußt ſind, jene Namen fühlen, die Ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen. „Eigentlich, ſpricht Cardillac weiter, eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeiteſt, bei mir, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, überall hochgeachtet wegen ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit, ſo daß jede böſe Verläumdung ſchwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Was nun Madelon betrifft, ſo muß ich dir nur geſtehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankeſt. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich

dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warſt, fiel ſie mir zu Füßen, umſchlang meine Knie und geſtand unter tauſend Thränen, daß ſie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, ſie bilde ſich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geſchehen pflegt, daß ſie gleich ſterben wollen, wenn das erſte Milchgeſicht ſie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde ſiech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief ſie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich ſie nicht verzweifeln laſſen. Geſtern Abend ſagt' ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da iſt ſie über Nacht aufgeblüht wie eine Roſe, und harrt nun auf dich ganz außer ſich vor Liebesſehnſucht." — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber ſelbſt weiß ich nicht, wie es geſchah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hauſe ſtand, daß Madelon laut aufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte auf mich geſtürzt, mich mit beiden Armen umſchlang, mich

feſt an ihre Bruſt drückte, daß ich im Ueber-maaß des höchſten Entzückens bei der Jung-frau und allen Heiligen ſchwor, ſie nimmer, nimmer zu verlaſſen!"

Erſchüttert von dem Andenken an dieſen entſcheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scuderi, von Grauſen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den ſie für die Tugend, die Rechtſchaffenheit ſelbſt gehalten, rief: Entſetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unſere gute Stadt ſo lange zur Räuberhöhle machte? „Was ſagt ihr, mein Fräulein, ſprach Olivier, zur Ban-de? Nie hat es eine ſolche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt ſeine Schlacht-opfer ſuchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er ſeine Streiche führte, die unüberwundene Schwie-rigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kom-men. — Doch laßt mich fortfahren, der Ver-folg wird Euch die Geheimniſſe des verruchte-ſten und zugleich unglücklichſten aller Menſchen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun

bei

bei dem Meiſter befand, jeder mag die ſich leicht denken. Der Schritt war geſchehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als ſey ich ſelbſt Cardillacs Mordgehülfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äuſſere Spur namenloſen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkſtatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu ſchauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grauſen, das mich durchbebte in der Nähe des entſetzlichen Menſchen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht ſeine Unthaten verſchleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttiſcher Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den verlarvten Böſewicht, ſie ja, mit aller hölliſchen Liſt des Satans getäuſcht, der gräßlichſten Verzweiflung unterliegen müſſe. Schon das verſchloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbre-

chers darum dulden müſſen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechauſſee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Unthaten, ihr Motiv, die Art, ſie auszuführen, ein Räthſel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der ſonſt meinen Abſcheu erregend, bei der Arbeit in der heiterſten Laune, ſcherzte und lachte, ſehr ernſt und in ſich gekehrt. Plötzlich warf er das Geſchmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, ſtand heftig auf und ſprach: Olivier! — es kann zwiſchen uns Beiden nicht ſo bleiben, dies Verhältniß iſt mir unerträglich. — Was der feinſten Schlauigkeit Desgrais und ſeiner Spießgeſellen nicht gelang zu entdecken, das ſpielte dir der Zufall in die Hände. Du haſt mich geſchaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böſer Stern treibt, kein Widerſtand iſt möglich. — Auch dein böſer Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandelteſt wie

das kleinſte Thier, ſo daß ich, der ich in der tiefſten Nacht klar ſchaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinſte Geräuſch, das Sumſen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böſer Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath iſt, ſo wie du jetzt ſtehſt, nicht mehr zu denken. Darum magſt du Alles wiſſen. „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte ſeyn, heuchleriſcher Böſewicht.“ So wollt' ich aufſchreien, aber das innere Entſetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, ſchnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverſtändigen Laut auszuſtoßen. Cardillac ſetzte ſich wieder in ſeinen Arbeitsſtuhl. Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirne. Er ſchien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, ſich mühſam zu faſſen. Endlich fing er an: Weiſe Männer ſprechen viel von den ſeltſamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig ſind, von dem wunderbaren Einfluß ſolch lebhaften, willenloſen Eindrucks von auſſen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man

mir eine wunderliche Geſchichte. Als die mit mir im erſten Monat ſchwanger ging, ſchaute ſie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffeſt zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in ſpaniſcher Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der ſie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Weſen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdiſches Gut dünkten. Derſelbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgeſtellt, war aber mit Abſcheu zurückgewieſen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als ſey er im Glanz der ſtrahlenden Diamanten ein Weſen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Cavalier bemerkte die ſehnſuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu ſeyn als vormals. Er wußte ſich ihr zu nähern, noch mehr, ſie von ihren Bekannten fort an einen einſamen Ort zu locken. Dort ſchloß er ſie brünſtig in ſeine

Arme, meine Mutter faßte nach der ſchönen Kette, aber in demſelben Augenblick ſank er nieder und riß meine Mutter mit ſich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Urſache; genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, ſich den im Todeskrampf erſtarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloſchen, auf ſie gerichtet, wälzte der Todte ſich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfsgeſchrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und ſie retteten aus den Armen des grauſigen Liebhabers. Das Entſetzen warf meine Mutter auf ein ſchweres Krankenlager. Man gab ſie, mich verloren, doch ſie geſundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böſer Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeſchoſſen, der in mir eine der ſeltſamſten und verderblichſten Leidenſchaften entzündet. Schon in

der früheſten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geſchmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindiſche Neigung. Aber es zeigte ſich anders, denn als Knabe ſtahl ich Gold und Juwelen, wo ich ſie habhaft werden konnte. Wie der geübteſte Kenner unterſchied ich aus Inſtinkt unächtes Geſchmeide von ächtem. Nur dieſes lockte mich, unächtes ſo wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grauſamſten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldſchmidts-Profeſſion. Ich arbeitete mit Leidenſchaft und wurde bald der erſte Meiſter dieſer Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, ſo lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, Alles um ſich her wegzehrend. So wie ich ein Geſchmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Troſtloſigkeit, die mir Schlaf, Geſundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Geſpenſt ſtand Tag und Nacht die

Perſon, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geſchmückt mit meinem Geſchmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es iſt ja dein — es iſt ja dein — nimm es doch — was ſollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünſte. Ich hatte Zutritt in den Häuſern der Großen, ich nützte ſchnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerſtand meinem Geſchick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb ſelbſt das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ ſich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geſchmeide trägt ein Todter! — Selbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unausſprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefſten Innern regte ſich eine Mordluſt gegen ſie, vor der ich ſelbſt erbebte. — In dieſer Zeit kaufte ich dieſes Haus. Ich war mit dem Beſitzer Handels einig geworden, hier in dieſem Gemach ſaßen wir erfreut über das geſchloſſene Geſchäft beiſammen, und trau-

ken eine Flaſche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da ſprach mein Verkäufer: Hört, Meiſter René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieſes Hauſes bekannt machen. Darauf ſchloß er jenen in die Mauer eingeführten Schrank auf, ſchob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte ſich nieder, hob eine Fallthür' auf. Eine ſteile, ſchmale Treppe ſtiegen wir hinab, kamen an ein ſchmales Pförtchen, das er aufſchloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun ſchritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, ſchob an einem nur wenig hervorragenden Eiſen, und alsbald drehte ſich ein Stück Mauer los, ſo daß ein Menſch bequem durch die Oeffnung ſchlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magſt einmal das Kunſtſtück ſehen, Olivier, das wahrſcheinlich ſchlaue Mönche des Kloſters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einſchlüpfen zu können. Es iſt ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von auſſenher eine Bildſäule,

auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt iſt, welches ſich mit ſammt der Bildſäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken ſtiegen in mir auf, als ich dieſe Einrichtung ſah, es war mir, als ſey vorgearbeitet ſolchen Thaten, die mir ſelbſt noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin beſtimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Geſpenſt hing ſich an meine Schritte — der liſpelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angſtſchweiß gebadet, wälzte ich mich ſchlaflos auf dem Lager! Ich ſeh' im Geiſte den Menſchen zu der Tänzerin ſchleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth ſpringe ich auf — werfe den Mantel um — ſteige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaiſe. — Er kommt, ich falle über ihn her, er ſchreit auf, doch von hinten feſtgepackt ſtoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck iſt mein! — Dies gethan fühlte ich eine Ruhe, eine Zufrie-

denheit in meiner Seele, wie ſonſt niemals. Das Geſpenſt war verſchwunden, die Stimme des Satans ſchwieg. Nun wußte ich, was mein böſer Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen! – Du begreifſt jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht laſſen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menſchen bedingt ſeyn ſoll, rein entſagt habe. Du weißt, wie ſchwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich ſogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Geſpenſt verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Fauſtſchlage bewenden laſſe, der den Beſitzer meines Kleinods zu Boden ſtreckt, und mir dieſes in die Hand liefert. —" Dies alles geſprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick ſeines Juwelen-Kabinets. Der König beſitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau

bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebſtahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage, ſprach Cardillac dumpf und feierlich, an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirſt du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Chriſtus Bild, einen heiligen Eid ſchwören, ſo wie ich geſtorben, alle dieſe Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menſchlich Weſen, und am wenigſten Madelon und Du, in dem Beſitz des mit Blut erkauften Horts komme.“ Gefangen in dieſem Labyrinth des Verbrechens, zerriſſen von Liebe und Abſcheu, von Wonne und Entſetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen feſtgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem ſich alle Seligkeit des hohen Himmels abſpiegelt, wird ihm zur grimmigſten ſeiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbſtmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich,

mein würdiges Fräulein, daß ich zu ſchwach war, mit Gewalt eine Leidenſchaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen feſſelte; aber büße ich nicht dafür mit ſchmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hauſe ungewöhnlich heiter. Er liebkoste Madelon, warf mir die freundlichſten Blicke zu, trank bei Tiſche eine Flaſche edlen Weins, wie er es nur an hohen Feſt- und Feiertagen zu thun pflegte, ſang und jubilirte. Madelon hatte uns verlaſſen, ich wollte in die Werkſtatt: „Bleib ſitzen, Junge, rief Cardillac, heut' keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigſten, vortrefflichſten Dame in Paris.“ Nachdem ich mit ihm angeſtoßen und er ein volles Glas geleert hatte, ſprach er: Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verſe:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour!

Er erzählte nun, was ſich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie ſonſt kein menſch-

liches Weſen, und daß Ihr, mit ſolch hoher Tugend begabt, vor der der böſe Stern kraftlos erbleiche, ſelbſt den ſchönſten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böſes Geſpenſt, Mordgedanken in ihm erregen würdet. „Höre, Olivier, ſprach er, wozu ich entſchloſſen. Vor langer Zeit ſollt' ich Halsſchmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und ſelbſt die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Bruſt, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müſſen. Du weißt der Prinzeſſin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn nun als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scuderi ſenden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das ſprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und ſeine Geſellen, wie ſie es verdienen. — Du ſollſt ihr den Schmuck hintragen.“ So wie Cardillac Euern Namen

nannte, Fräulein, war es, als würden ſchwarze Schleier weggezogen, und das ſchöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Troſt in meine Seele, ein Hoffnungsſtrahl, vor dem die finſtern Geiſter ſchwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den ſeine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach ſeiner Art deuten. „Dir ſcheint, ſprach er, mein Vorhaben zu behagen. Geſtehen kann ich wohl, daß eine tief' innere Stimme, ſehr verſchieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich ſolches thue. – Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angſt, die Furcht vor irgend etwas Entſetzlichem, deſſen Schauer aus einem fernen Jenſeits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltſam. Es iſt mir dann ſogar, als ob das, was der böſe Stern begonnen durch mich, meiner unſterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In ſolcher Stimmung beſchloß ich, für die hei-

lige Jungfrau in der Kirche St. Euſtache eine ſchöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angſt überfiel mich ſtärker, ſo oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt iſt es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit ſelbſt demuthsvoll ein Opfer bringe und wirkſame Fürſprache erflehe, indem ich der Scuderi den ſchönſten Schmuck ſende, den ich jemals gearbeitet. —" Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweiſe, mein Fräulein, auf das genaueſte bekannt, gab mir nun Art und Weiſe ſo wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein ſauberes Käſtchen ſchloß, abliefern ſolle. Mein ganzes Weſen war Entzücken, denn der Himmel ſelbſt zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verſtoßener Sünder, ſchmachte. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt' ich bis zu Euch dringen. Als Anne Brußons Sohn, als Euer Pflegling gedacht ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr

hättet, gerührt von dem namenloſen Elend, das der armen, unſchuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß beachtet, aber Euer hoher, ſcharfſinniger Geiſt fand gewiß ſichre Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu ſteuern. Fragt mich nicht, worin dieſe Mittel hätten beſtehen ſollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung feſt in meiner Seele, wie der Glaube an die troſtreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Abſicht in jener Nacht fehlſchlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu ſeyn. Da geſchah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er ſchlich trübe umher, ſtarrte vor ſich hin, murmelte unverſtändliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von ſich abwehrend, ſein Geiſt ſchien gequält von böſen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich ſetzte er ſich an den Werktiſch, ſprang unmuthig wieder auf, ſchaute durch's Fenſter, ſprach ernſt und düſter:

düſter: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen! – Die Worte erfüllten mich mit Entſetzen. Nun wußt ich, daß ſein irrer Geiſt wieder erfaßt war von dem abſcheulichen Mordgeſpenſt, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor ſeinen Ohren. Ich ſah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur ſeinen Schmuck wieder in Händen, ſo war't Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutſche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beſchwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angſt ſtieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm ſprach, als von dem köſtlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einen Mordanſchlag brüte, den er gewiß ſchon in der Nacht auszuführen ſich vorgenommen.

Euch retten mußt' ich, und ſoll' es Cardillacs Leben koſten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet ſich wie gewöhnlich eingeſchloſſen, ſtieg ich durch ein Fenſter in den Hof, ſchlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und ſtellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, ſo kam Cardillac heraus und ſchlich leiſe durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Es ging nach der Straße St. Honorée, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entſchwunden. Ich beſchloß, mich an Eure Hausthüre zu ſtellen. Da kommt ſingend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuſchauer von Cardillacs Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demſelben Augenblick ſpringt eine ſchwarze Geſtalt hervor und fällt über ihn her. Es iſt Cardillac. Dieſen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle — Nicht der Offizier — Cardillac ſinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen,

reißt den Degen aus der Scheide, ſtellt ſich, wähnend ich ſey des Mörders Geſelle, kampffertig mir entgegen, eilt aber ſchnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam unterſuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen laſſen, zu mir geſteckt, auf die Schultern und ſchleppte ihn mühſam fort nach Hauſe, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkſtatt. — Das Uebrige iſt Euch bekannt. Ihr ſeht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin beſteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth und ſo ſeinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutſchuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillacs Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutſchuld verſchleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf ſie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus

der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schandbrandmarke. — Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unſchuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer ſeyn über des geliebten Vaters entſetzliche Thaten der Hölle! —"

Olivier ſchwieg, aber nun ſtürzte plötzlich ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er warf ſich der Scuderi zu Füßen und flehte: „Ihr ſeyd von meiner Unſchuld überzeugt — gewiß Ihr ſeyd es! — Habt Erbarmen mit mir, ſagt, wie ſteht es um Madelon? —" Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun iſt alles gut, da du hier biſt — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigſte Dame dich retten wurde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß ſein Schickſal, alles was ihm drohte, er war frei und ſelig. Auf das rührendſte klagten Beide ſich, was ſie um einander gelitten, und umarmten ſich dann aufs neue und wein-

ten vor Entzücken, daß ſie ſich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unſchuld ſchon überzeugt geweſen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen ſeyn, da ſie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigſten Liebesbündniſſes die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloſes Leiden. „Nein, rief ſie, ſolch ſeliger Vergeſſenheit iſt nur ein reines Herz fähig.“

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch die Fenſter. Desgrais klopfte leiſe an die Thüre des Gemachs und erinnerte, daß es Zeit ſey, Olivier Brußon fortzuſchaffen, da ohne Aufſehen zu erregen das ſpäter nicht geſchehen könne. Die Liebenden mußten ſich trennen. —

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen ſeit Brußons erſtem Eintritt in ihr Haus, hatten ſich nun zum Leben geſtaltet auf furchtbare Weiſe. Den Sohn ihrer geliebten Anne ſah ſie ſchuldlos verſtrickt auf eine Art, daß ihn vom ſchmachvollen Tod zu retten kaum denkbar

ſchien. Sie ehrte des Jünglings Heldenſinn, der lieber ſchuldbeladen ſterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das ſeiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand ſie kein Mittel, den Aermſten dem grauſamen Gerichtshofe zu entreiſſen. Und doch ſtand es feſt in ihrer Seele, daß ſie kein Opfer ſcheuen müſſe, das himmelſchreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte ſich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abentheuerliche ſtreiften, und die ſie eben ſo ſchnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verſchwand jeder Hoffnungsſchimmer, ſo daß ſie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes, frommes kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der ſie von dem Geliebten ſprach, der nun bald, freigeſprochen von jeder Schuld, ſie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grad wieder auf, als ſie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, ſchrieb die Scuderi an la Regnie einen langen

Brief, worin ſie ihm ſagte, daß Olivier Bruſſon ihr auf die glaubwürdigſte Weiſe ſeine völlige Unſchuld an Cardillacs Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entſchluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, deſſen Enthüllung die Unſchuld und Tugend ſelbſt verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geſtändniß abzulegen, das ihn von dem entſetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, ſondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müſſe. Alles was glühender Eifer, was geiſtvolle Beredſamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnie hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Bruſſon ſich bei ſeiner hohen, würdigen Gönnerinn gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmüthigen Entſchluß betreffe, ein Geheimniß, das ſich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, ſo thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denſelben viel-

mehr durch die kräftigſten Mittel zu brechen ſuchen müſſe. Nach drei Tagen hoffe er in dem Beſitz des ſeltſamen Geheimniſſes zu ſeyn, das wahrſcheinlich geſchehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Brußons Heldenmuth brechen ſollen, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangſt fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufſchub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverſtändigen dienlich ſeyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteſte Advokat in Paris. Seiner tiefen Wiſſenſchaft, ſeinem umfaſſenden Verſtande war ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Tugend gleich. Zu dem begab ſich die Scuderi und ſagte ihm Alles, ſo weit es möglich war, ohne Brußons Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer ſich des Unſchuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterſte getäuſcht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört und erwie-

derte dann lächelnd mit Boileaus Worten: Le vrai peut quelque fois n'etre pas vraisemblable. — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendſten Verdachtsgründe wider Brußon ſprächen, daß la Regnies Verfahren keinesweges grauſam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz geſetzlich ſey, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, ſelbſt getraue ſich nicht durch die geſchickteſte Vertheidigung Brußon von der Tortur zu retten. Nur Brußon ſelbſt könne das entweder durch aufrichtiges Geſtändniß oder wenigſtens durch die genaueſte Erzählung der Umſtände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erſt zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen, und flehe um Gnade," ſprach die Scuderi ganz außer ſich mit von Thränen halb erſtickter Stimme. „Thut das, rief d'Andilly, thut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieſes letzte Hülfsmittel auf, das, ſchlug es einmal fehl, Euch für immer verloren iſt.

Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterſte Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich iſt es, daß Brußon durch Entdekkung ſeines Geheimniſſes oder ſonſt Mittel findet, den wider ihn ſtreitenden Verdacht aufzuheben. Dann iſt es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewieſen iſt, oder nicht, ſondern ſeine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird. — Die Scuderi mußte dem tief erfahrnen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer verſenkt, ſinnend und ſinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen ſie nun anfangen ſolle, um den unglücklichen Brußon zu retten, ſaß ſie am ſpäten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Mioſſens, Obriſten von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünſche, das Fräulein zu ſprechen.

„Verzeiht, ſprach Mioſſens, indem er ſich mit ſoldatiſchem Anſtande verbeugte, verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch ſo ſpät,

ſo zu ungelegener Zeit überlauſe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entſchuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch.“ Die Scuderi, hochgeſpannt, was ſie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: Olivier Brußon? der Unglücklichſte aller Menſchen? — was habt ihr mit dem? — Dacht' ich's doch, ſprach Mioſſens lächelnd weiter, daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verſchaffen. Die ganze Welt iſt von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die ſich freilich nur auf die Betheurungen des Angeklagten ſtützen ſoll, wie man geſagt hat. Mit mir iſt es anders. Niemand als ich kann beſſer überzeugt ſeyn von Brußons Unſchuld an dem Tode Cardillacs. „Redet, o redet, rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich, ſprach Mioſſens mit Nachdruck, ich war es ſelbſt, der den alten Goldſchmidt niederſtieß in der Straße St. Honorée unfern Eurem Hauſe.“ Um aller Heili-

gen wollen, Ihr — Ihr! rief die Scuderi. „Und, fuhr Mioſſens fort, und ich ſchwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich ſtolz bin auf meine That. Wiſſet, daß Cardillac der verruchteſte, heuchleriſchte Böſewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückiſch mordete und raubte, und ſo lange allen Schlingen entging. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht ſich in mir gegen den alten Böſewicht regte, als er voll ſichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich beſtellt, als er ſich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck beſtimmt, und als er auf recht liſtige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewiſſe Dame zu beſuchen pflege. — Längſt war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abſcheulichſten Raubgier alle dieſelbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war und darauf rechnete. Schlug der fehl, ſo galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorſichtsmaßregel brauchen, die ſo einfach

iſt, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längſt darauf fielen und ſich retteten von dem bedrohlichen Mordweſen. Ich trug einen leichten Bruſtharniſch unter der Weſte. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Rieſenkraft, aber der ſicher geführte Stoß glitt ab an dem Eiſen. In demſelben Augenblick entwand ich mich ihm, und ſtieß ihm den Dolch, den ich in Bereitſchaft hatte, in die Bruſt.“ „Und Ihr ſchwiegt, fragte die Scuderi, Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geſchehen?“ „Erlaubt, ſprach Mioſſens weiter, erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine ſolche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abſcheulichſten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtſchaffenen Cardillac, das Muſter aller Frömmigkeit und Tugend, des verſuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwerdt der Gerechtigkeit ſeine Spitze wider mich ſelbſt gewandt?“ „Das war nicht möglich, rief die Scuderi, Eure Geburt

— Euer Stand —" „O, fuhr Mioſſens fort, denkt doch an den Marſchall von Luxemburg, den der Einfall, ſich von le Sage das Horoskop ſtellen zu laſſen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Baſtille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb ich Preis dem raſenden la Regnie, der ſein Meſſer gern an unſerer aller Kehlen ſetzte." „Aber ſo bringt Ihr ja den unſchuldigen Brußon auf's Schaffott?" fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unſchuldig, erwiederte Mioſſens, unſchuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardillacs Spießgeſellen? — der ihm beiſtand in ſeinen Thaten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zuſammenhang der Sache entdeckte, geſchah in der Vorausſetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weiſe für Euren Schützling zu nützen verſtehen würdet."

Die Scuderi, im Innerſten entzückt, ihre Ueberzeugung von Brußons Unſchuld auf ſolch entſcheidende Weiſe beſtätigt zu ſehen, nahm gar keinen Anſtand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja ſchon kannte, alles zu entdecken und ihn aufzufordern, ſich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem ſollte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Alles entdeckt werden, der ſolle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueſte erzählt hatte, erkundigte ſich nochmals nach den geringfügigſten Umſtänden. Insbeſondere fragte er den Grafen Mioſſens, ob er auch die feſte Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. Auſſerdem, erwiederte Mioſſens, daß ich in der mondhellen Nacht den Goldſchmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie ſelbſt den Dolch geſehen, mit dem Cardillac niedergeſtoßen wurde. Es iſt der meinige, ausgezeichnet durch die zier-

liche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm ſtehend gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können.“

D'Andilly ſah ſchweigend einige Augenblicke vor ſich nieder, dann ſprach er: „Auf gewöhnlichem Wege iſt Brußon aus den Händen der Juſtiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn ſelbſt, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zuſammengeraubten Schatzes dies nachzuweiſen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Daſſelbe Verhältniß bleibt ſtehen, wenn der Graf Mioſſens die Begebenheit mit dem Goldſchmidt, wie ſie wirklich ſich zutrug, den Richtern entdekken ſollte. Aufſchub iſt das Einzige, wornach getrachtet werden muß. Graf Mioſſens begiebt ſich nach der Conciergerie, läßt ſich Olivier Brußon vorſtellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillacs fortſchaffte.

ſchaffte. Er eilt zu la Regnie und ſagt: In der Straße St. Honorée ſah ich einen Menſchen niederſtoßen, ich ſtand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzuſprang, ſich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben ſpürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Brußon habe ich dieſen Menſchen erkannt. Dieſe Ausſage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zuſammenſtellung mit dem Grafen Mioſſens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forſcht weiter nach. Dann iſt es Zeit, ſich an den König ſelbſt zu wenden. Euerm Scharfſinn, mein Fräulein! bleibt es überlaſſen, dies auf die geſchickteſte Weiſe zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut ſeyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch dieſe Ausſage des Grafen Mioſſens werden Brußons Geſtändniſſe unterſtützt. Daſſelbe geſchieht vielleicht durch geheime Nachforſchungen in Cardillacs Hauſe. Keinen Rechtsſpruch, aber des Königs Entſcheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter ſtrafen muß, Gnade ausſpricht,

geſtützt, kann das alles begründen. —“ Graf Mioſſens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geſchah wirklich, was dieſer vorhergeſehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der ſchwierigſte Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entſetzlichen Raubmörder hielt, welcher ſo lange Zeit hindurch ganz Paris in Angſt und Schrecken geſetzt hatte, ſolchen Abſcheu hegte, daß er, nur leiſe erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigſten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundſatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und ſo war Brußons Schickſal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte ſie einen Entſchluß eben ſo ſchnell als ſie ihn ausführte. Sie kleidete ſich in eine ſchwarze Robe von ſchwerem Seidenzeug, ſchmückte ſich mit Cardillacs köſtlichem Geſchmeide, hing einen langen, ſchwarzen Schleier über, und erſchien ſo in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König

zugegen. Die edle Geſtalt des ehrwürdigen Fräuleins in dieſem feierlichen Anzuge hatte eine Majeſtät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte ſelbſt bei dem loſen Volk, das gewohnt iſt, in den Vorzimmern ſein leichtſinnig nichts beachtendes Weſen zu treiben. Alles wich ſcheu zur Seite, und als ſie nun eintrat, ſtand ſelbſt der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köſtlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder ins Auge und er rief: Beim Himmel, das iſt Cardillacs Geſchmeide! Und dann ſich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: Seht Frau Marquiſe, wie unſere ſchöne Braut um ihren Bräutigam trauert. „Ei gnädiger Herr, fiel die Scuderi wie den Scherz fortſetzend ein, wie würd' es ziemen einer Schmerz erfüllten Braut, ſich ſo glanzvoll zu ſchmücken? Nein, ich habe mich ganz losgeſagt von dieſem Goldſchmidt, und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abſcheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen. Wie,

fragte der König, wie! Ihr habt ihn geſe-
hen, den armen Teufel? Die Scuderi er-
zählte nun mit kurzen Worten, wie ſie der
Zufall (noch erwähnte ſie nicht der Einmi-
ſchung Brußons) vor Cardillacs Haus ge-
bracht, als eben der Mord entdeckt worden.
Sie ſchilderte Madelons wilden Schmerz,
den tiefen Eindruck, den das Himmelskind
auf ſie gemacht, die Art, wie ſie die Arme
unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais
Händen gerettet. Mit immer ſteigendem und
ſteigendem Intereſſe begannen nun die Sze-
nen mit la Regnie — mit Desgrais — mit
Olivier Brußon ſelbſt. Der König, hinge-
riſſen von der Gewalt des lebendigſten Le-
bens, das in der Scuderi Rede glühte, ge-
wahrte nicht, daß von dem gehäßigen Pro-
zeß des ihm abſcheulichen Brußons die Rede
war, vermochte nicht ein Wort hervorzubrin-
gen, konnte nur dann und wann mit einem
Ausruf Luft machen der innern Bewegung.
Ehe er ſichs verſah, ganz auſſer ſich über
das Unerhörte, was er erfahren und noch
nicht vermögend alles zu ordnen, lag die

Scuderi ſchon zu ſeinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Brußon. „Was thut Ihr, brach der König los, indem er ſie bei beiden Händen faßte und in den Seſſel nöthigte, was thut Ihr, mein Fräulein! — Ihr überraſcht mich auf ſeltſame Weiſe! — Das iſt ja eine entſetzliche Geſchichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abentheuerlichen Erzählung Brußons?“ Darauf die Scuderi: Mioſſens Ausſage — die Unterſuchung in Cardillacs Hauſe — innere Ueberzeugung — ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Brußon erkannte! — Der König, im Begriff, etwas zu erwiedern, wandte ſich auf ein Geräuſch um, das an der Thüre entſtand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, ſah hinein mit beſorglicher Miene. Der König ſtand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scuderi, die Maintenon hielten dieſe Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überraſcht, mochte der König ſich hüten, in die geſtellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach eini-

gen Minuten trat der König wieder hinein, ſchritt raſch ein paarmal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich dann, die Hände über den Rücken geſchlagen, dicht vor der Scuderi hin und ſprach, ohne ſie anzublicken, halb leiſe: Wohl möcht' ich Eure Madelon ſehen! — Darauf die Scuderi: O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedurft es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu ſehen. Und trippelte dann, ſo ſchnell ſie es in den ſchweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor ſich laſſen, und kam zurück und weinte und ſchluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte ſolche Gunſt geahnet, und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquiſe Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittſchrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgeſetzt. In wenig Augenblicken lag ſie ſprachlos dem Könige zu Füßen. Angſt — Beſtürzung — ſcheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen raſcher und

raſcher das ſiedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die ſeidenen Wimpern auf den ſchönen Lilienbuſen. Der König ſchien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen ſanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küſſen. Er ließ ſie wieder und ſchaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefſten innern Rührung zeugte. Leiſe lispelte die Maintenon der Scuderi zu: Sieht ſie nicht der la Valliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König ſchwelgt in den ſüßeſten Erinnerungen. Euer Spiel iſt gewonnen. — So leiſe dies auch die Maintenon ſprach, doch ſchien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Blick ſtreifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und ſprach dann mild und gütig: Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind,

von deines Geliebten Unſchuld überzeugt biſt, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu ſagt! — Eine ſanfte Bewegung mit der Hand verabſchiedete die Kleine, die in Thränen verſchwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Valliere, ſo erſprießlich ſie anfangs geſchienen, des Königs Sinn geändert hatte, ſo wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es ſeyn, daß der König ſich auf unzarte Weiſe daran erinnert fühlte, daß er im Begriff ſtehe, das ſtrenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die ſchönen Zauberbilder, die er zu umfaſſen gedachte, ſchnell verſchwinden. Vielleicht ſah er nun nicht mehr ſeine Valliere vor ſich, ſondern dachte nur an die Soeur Louise de la misericorde (der Valliere Kloſtername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beſchlüſſe ruhig abzuwarten.

Des Grafen Mioſſens Ausſage vor der Chambre ardente war indeſſen bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, ſo wurde derſelbe, den man erſt als den verruchteſten Mörder verfluchte und den man zu zerreiſſen drohte, noch ehe er die Blutbühne beſtiegen, als unſchuldiges Opfer einer barbariſchen Juſtiz beklagt. Nun erſt erinnerten ſich die Nachbarsleute ſeines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldſchmidt gehegt. — Ganze Züge des Volks erſchienen oft auf bedrohliche Weiſe vor la Regnies Pallaſt und ſchrien: Gieb uns Olivier Brußon heraus, er iſt unſchuldig, und warfen wohl gar Steine nach den Fenſtern, ſo daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechauſſee Schutz zu ſuchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scuderi von Olivier Brußons Prozeß nur das mindeſte bekannt wurde. Ganz troſtlos

begab ſie ſich zur Maintenon, die aber verſicherte, daß der König über die Sache ſchweige, und es gar nicht gerathen ſcheine, ihn daran zu erinnern. Fragte ſie nun noch mit ſonderbarem Lächeln, was denn die kleine Valliere mache? ſo überzeugte ſich die Scuderi, daß tief im Innern der ſtolzen Frau ſich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf deſſen Zauber ſie ſich nicht verſtand. Von der Maintenon konnte ſie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scuderi, auszukundſchaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem Grafen Mioſſens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrauteſter Kammerdiener und Geſchäftsträger in der Conciergerie geweſen, und mit Brußon geſprochen, daß endlich in einer Nacht eben derſelbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillacs Hauſe geweſen und ſich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, verſicherte, die ganze Nacht habe es

über ſeinem Kopfe gepoltert, und gewiß ſey Olivier dabei geweſen, denn er habe ſeine Stimme genau erkannt. So viel war alſo gewiß, daß der König ſelbſt dem wahren Zuſammenhange der Sache nachforſchen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beſchluſſes. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entriſſen werden ſollte, zwiſchen den Zähnen feſt zu halten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maintenon der Scuderi ſagen, der König wünſche ſie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu ſehen.

Das Herz ſchlug der Scuderi hochauf, ſie wußte, daß Brußons Sache ſich nun entſcheiden würde. Sie ſagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünſtig betete, daß ſie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Brußons Unſchuld erwecken möchten.

Und doch ſchien es, als habe der König die ganze Sache vergeſſen, denn wie ſonſt,

weilend in anmuthigen Geſprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Brußons. Endlich erſchien Bontems, näherte ſich dem Könige und ſprach einige Worte ſo leiſe, daß beide Damen nichts davon verſtanden. — Die Scuderi erbebte im Innern. Da ſtand der König auf, ſchritt auf die Scuderi zu und ſprach mit leuchtenden Blicken: Ich wünſche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Brußon, iſt frei! — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen ſtürzten, keines Wortes mächtig, wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte ſie daran, ſprechend: Geht, geht! Fräulein, Ihr ſolltet Parlementsadvokat ſeyn und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredſamkeit widerſteht Niemand auf Erden. — Doch, fügte er ernſter hinzu, doch, wen die Tugend ſelbſt in Schutz nimmt, mag der nicht ſicher ſeyn vor jeder böſen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt! — Die Scuderi fand nun Worte,

die ſich in den glühendſten Dank ergoſſen. Der König unterbrach ſie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hauſe ſie ſelbſt viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrſcheinlich umarme in dieſem Augenblick der glückliche Olivier ſchon ſeine Madelon. „Bontems, ſo ſchloß der König, Bontems ſoll Euch tauſend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautſchatz. Mag ſie ihren Brußon, der ſolch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann ſollen Beide fort aus Paris. Das iſt mein Wille.“

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raſchen Schritten, hinter ihr her Baptiſte, Beide mit vor Freude glänzenden Geſichtern, Beide jauchzend, ſchreiend: Er iſt hier — er iſt frei! — o die lieben jungen Leute! Das ſeelige Paar ſtürzte der Scuderi zu Füßen. O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet, rief Madelon. Ach der Glaube an Euch, meine Mutter, ſtand ja feſt in meiner Seele, rief Olivier, und Beide küßten

der würdigen Dame die Hände und vergoſſen tauſend heiße Thränen. Und dann umarmten ſie ſich wieder und betheuerten, daß die überirdiſche Seligkeit dieſes Augenblicks alle namenloſe Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und ſchworen, nicht von einander zu laſſen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden ſie verbunden durch den Segen des Prieſters. Wäre es auch nicht des Königs Wille geweſen, Brußon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entſetzliche Zeit der Unthaten Cardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böſe Geheimniß, nun noch mehreren Perſonen bekannt worden, feindſelig enthüllen und ſein friedliches Leben auf immer verſtören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit ſeinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgeſtattet durch Madelons Brautſchatz, begabt mit ſeltner Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, ſorgenfreies Leben. Ihm

wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuſcht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen ſeit der Abreiſe Bruſſons, als eine öffentliche Bekanntmachung erſchien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, und von dem Parlaments-Advokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geſchmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderiſchen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, ſolle ſich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beſchreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde ſonſt kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anſpruchs ſtatt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillacs Liſte als nicht ermordet, ſondern bloß durch einen Fauſtſchlag betäubt aufgeführt waren, fanden ſich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein, und er-

hielten zu ihrem nicht geringen Erſtaunen das ihnen geraubte Geſchmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Euſtache anheim.

Sylveſters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte ſie deshalb wahrhaft ſerapiontiſch, weil ſie auf geſchichtlichen Grund gebaut, doch hinaufſteige ins Fantaſtiſche.

Es iſt, ſprach Lothar, unſerm Sylveſter in der That ein mißliches Wageſtück gut genug gelungen. Für ein ſolches halte ich nehmlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honorée eine Art von Bureau d'Esprit aufgeſchlagen, in das uns Sylveſter blicken laſſen. Unſere Schriftſtellerinnen, denen ich übrigens, ſind ſie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der ſchwarzen Robe recht herzlich wünſche, würden gewiß mit Dir, o mein Sylveſter, hätten ſie Deine Geſchichte angehört, zufrieden ſeyn und Dir auch allenfalls den

etwas

etwas gräßlichen und grauſigen Cardillac verzeihen, den du wahrſcheinlich ganz und gar fantaſtiſcher Inſpiration verdankeſt.

Doch, nahm Ottmar das Wort, doch erinnere ich mich irgendwo von einem alten Schuſter zu Venedig geleſen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt und der der verruchteſte Mörder und Räuber war. So wie Cardillac, ſchlich er ſich zur Nachtzeit fort aus ſeiner Wohnung und hinein in die Palläſte der Reichen. In der tiefſten Finſterniß traf ſein ſicher geführter Dolchſtoß den, den er berauben wollte, ins Herz, ſo daß er auf der Stelle lautlos niederſank. Vergebens blieb alles Mühen der ſchlauſten und thätigſten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebte, zu erſpähen, bis endlich ein Umſtand die Aufmerkſamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuſter leitete. Der Schuſter erkrankte nemlich und ſonderbar ſchien es, daß ſo lange er ſein Lager nicht verlaſſen konnte, die Mordthaten aufhörten, ſo wie er geſundet, aber wieder

begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängniß und das Vermuthete traf ein. So lange der Schuſter verhaftet, blieben die Palläſte ſicher, ſo wie man ihn, da es an jedem Beweiſe ſeiner Unthaten mangelte, losgelaſſen, fielen die unglücklichen Opfer verruchter Raubſucht aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geſtändniß und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden ſeines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv verſicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron ſeines Handwerks, dem heiligen Rochus gelobt, nur ein gewiſſes rundes Sümmchen zuſammenzurauben, dann aber einzuhalten, und Schade ſey es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Sümmchen gebracht. —

Von dem venetianiſchen Schuſter, ſprach Sylveſter, weiß ich nichts, ſoll ich Euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich ſchöpfte, ſo muß ich Euch ſagen, daß die Worte der Scuderi: Un amant qui

craint etc. wirklich von ihr und zwar beinahe auf denſelben Anlaß, wie ich es erzählt, geſprochen worden ſind. Auch iſt die Sache mit dem Geſchenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günſtiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet ihr in einem Buche, wo ihr ſie gewiß nicht ſuchen würdet, nehmlich in Wagenſeils Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nemlich von einem Beſuch, den er während ſeines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgeſtattet, und iſt es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmuthig darzuſtellen, ſo habe ich das lediglich der angenehmen Courtoiſie zu verdanken, mit der Wagenſeilius von der alten geiſtreichen Dame ſpricht.

Wahrhaftig, rief Theodor lachelnd, wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unſerm Sylveſter beſchieden. Ueberleuchtet er uns heute nicht in ſeiner Zweiheit als Theaterdichter und Erzähler wie das Geſtirn der Dioskuren?

Das iſt, ſprach Vinzenz, das iſt das, was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geſchrieben, muß ſich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen.

Seltſam, nahm Cyprian das Wort, ſeltſam iſt es aber doch, daß Schriftſteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wiſſen, oft an dem Dramatiſchen gänzlich ſcheitern.

Sind, ſprach Lothar, ſind die Bedingniſſe des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grund-Elementen ſo von einander verſchieden, daß ſelbſt der Verſuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß? — Ihr verſteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung ſpreche und alles Novellenartige ausſchließe, das oft den Keim in ſich trägt, aus dem das wahre Drama hervorſprießt, wie ein ſchöner herrlicher Baum.

Was haltet, begann Vinzenz, was haltet ihr von der angenehmen Idee, aus einem Schauſpiel eine Erzählung zu machen? —

Vor mehreren Jahren las ich Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebſt und rührend ſich das Antonchen mit dem blanken Hirſchfänger und das Riekchen mit dem verlornen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfaſſer oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: ſprach er — erwiederte ſie, — zwiſchen die verſchiedenen Reden geſetzt hatte. Ich verſichere Euch, daß ich erſt dann, als ich dieſe Erzählung geleſen, die wahrhafte poetiſche Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende von Ifflands Jägern eingeſehen. Nebenher iſt mir aber auch die wiſſenſchaftliche Tendenz dieſes Drama's aufgegangen und ich kann es nicht tadeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forſtwiſſenſchaft, ſich auch Ifflands Jäger befanden.

Schweige, rief Lothar, ſchweige Skurilität, und gönne mit uns ein gütiges Ohr dem würdigen Serapionsbruder, der, wie ich bemerke, ſo eben ein Manuſkript aus der Taſche gezogen hat.

Ich habe, ſprach Theodor, mich diesmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachſicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indeſſen durch kein Buch, ſondern durch Tradition zugekommen.

Theodor las:

Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18.. Pyrmont beſucht. Von Tage zu Tage mehrte ſich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wetteifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür ſorgten, ihr gleißendes Gold in größern Maſſen aufzuhäufen als ſonſt, damit die Lockſpeiſe ſich bewähre auch bei dem edelſten Wilde, das ſie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badeörtern, wo jeder, aus ſeinem gewöhnlichen Verhältniß getreten, ſich mit

Vorbedacht hingiebt freier Muße, ſinnzerſtreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderſtehlich wird. Man ſieht Perſonen, die ſonſt keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigſten Spieler, und überdem will es auch, wenigſtens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank ſich einfinde und einiges Geld verſpiele.

Von dieſem unwiderſtehlichen Zauber, von dieſer Regel des guten Tons ſchien allein ein junger deutſcher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spieltiſch, wurde ihm jedes Mittel, jede Ausſicht ſich geiſtreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeſchnitten, ſo zog er es vor, entweder auf einſamen Spaziergängen ſich dem Spiel ſeiner Phantaſie zu überlaſſen, oder auf dem Zimmer dieſes, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl ſich ſelbſt im Dichten — Schriftſtellen zu verſuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Geſtalt, anmuthigem Weſen, und

ſo konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochſchätzte, liebte, daß ſein Glück bei den Weibern entſchieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, ſchien ein beſonderer Glücksſtern über ihn zu walten. Man ſprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die ſich ihm aufgedrungen und die, ſo verderblich ſie allem Anſchein nach jedem Andern geweſen ſeyn würden, ſich auf unglaubliche Weiſe leicht und glücklich auflöſten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntſchaft, wurde von ihm, von ſeinem Glück geſprochen, einer Geſchichte von einer Uhr zu erwähnen, die ſich in ſeinen erſten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab ſich nemlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundſchaft ſtand, auf einer Reiſe ganz unerwartet in ſolch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, ſeine goldne mit Brillanten reich beſetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die koſtbare Uhr um geringes Geld zu verſchleudern; da es ſich aber traf, daß in demſelben Hotel, wo er

eingekehrt, gerade ein junger Fürſt ſolch ein Kleinod ſuchte, ſo erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried ſchon ſein eigner Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgeſpielt werden ſolle. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit koſtete und — gewann die goldne mit Brillanten beſetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauſchte er dieſe Uhr gegen einen koſtbaren Ring. Er kam bei dem Fürſten von G. auf kurze Zeit in Dienſte und dieſer ſchickte ihm bei ſeiner Entlaſſung als ein Andenken ſeines Wohlwollens — dieſelbe goldne mit Brillanten beſetzte Uhr mit reicher Kette! —

Von dieſer Geſchichte kam man denn auf Siegfrieds Eigenſinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei ſeinem entſchiedenen Glück um ſo mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei ſeinen übrigen glänzenden Eigenſchaften ein Knicker ſey, viel zu ängſtlich, viel zu engherzig, um ſich auch nur dem gering-

ſten Verluſt auszuſetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entſchieden widerſprach, wurde nicht geachtet und wie es denn nun zu geſchehen pflegt, daß die mehrſten recht darauf erpicht ſind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenkliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wiſſen, ſollte es auch in ihrer eignen Einbildung ruhen, ſo war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr ſehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabſcheute, als Knickerei, ſo beſchloß er nun die Verläumder zu ſchlagen, ſo ſehr ihn auch das Spiel anekeln mochte, ſich mit ein paar hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem ſchlimmen Verdacht. — Er fand ſich bei der Bank ein mit dem feſten Vorſatz, die bedeutende Summe, die er eingeſteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem,

was er unternahm, zur Seite ſtand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbaliſtiſchen Berechnungen alter geübter Spieler ſcheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechſeln, er mochte dieſelbe fortſetzen, gleichviel, immer war ſein der Gewinn. Der Baron gab das ſeltene Schauſpiel eines Ponteurs, der darüber außer ſich gerathen will, weil die Karten ihm zuſchlagen, und ſo nahe die Erklärung dieſes Benehmens lag, ſchaute man ſich doch an mit bedenklichen Geſichtern und gab nicht undeutlich zu verſtehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgeriſſen, zuletzt in einigen Wahnſinn verfallen, denn wahnſinnig müßte doch der Spieler ſeyn, der ſich über ſein Glück entſetze.

Eben der Umſtand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuſpielen und ſo, da aller Wahrſcheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verluſt folgen mußte, das durchzuſetzen, was er ſich vorgenommen. Aber keinesweges traf das ein, was man

vermuthen konnte, denn ſich ganz gleich blieb das entſchiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es ſelbſt bemerkte, regte ſich in dem Innern des Barons die Luſt an dem Faroſpiel, das in ſeiner Einfachheit das verhängnißvollſte iſt, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit ſeinem Glück, das Spiel feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit und hielt ihn feſt ganze Nächte hindurch, ſo daß er, da nicht der Gewinn, ſondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, nothgedrungen an den beſondern Zauber, von dem ſonſt ſeine Freunde geſprochen und den er durchaus nicht ſtatuiren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufſchlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der ſich ihm gegenüber hingeſtellt hatte und den wehmüthig ernſten Blick feſt und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufſchaute, traf ſein Blick das düſtre Auge des Fremden, ſo daß er ſich eines drückenden unheim-

lichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erſt als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht ſtand er wieder dem Baron gegenüber und ſtarrte ihn an unverwandt mit düſtren geſpenſtiſchen Augen. Noch hielt der Baron an ſich; als aber in der dritten Nacht der Fremde ſich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den Baron anſtarrte, fuhr dieſer los: Mein Herr, ich muß Sie bitten, ſich einen andern Platz zu wählen. Sie geniren mein Spiel.

Der Fremde verbeugte ſich ſchmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, den Spieltiſch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht ſtand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düſter glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, ſo bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in dieſem Augenblick aber ſich —

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thüre diente ſtatt des harten Worts, das der Baron eben ausſtoßen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demſelben ſchmerzlichen Lächeln ſich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genoſſen, ja ſelbſt von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht ſchlafen. Der Morgen dämmerte ſchon herauf, als die ganze Geſtalt des Fremden vor ſeine Augen trat. Er erblickte das bedeutende ſcharf gezeichnete gramverſtörte Geſicht, die tiefliegenden düſtern Augen, die ihn anſtarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anſtand den Mann von feiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit ſchmerzhafter Reſignation die harten Worte aufnahm und ſich, das bitterſte Gefühl mit Gewalt niederkämpfend, aus dem Saal entfernte! — Nein, rief Siegfried, ich that ihm Unrecht — ſchweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Weſen, wie ein roher Burſche in gemeiner Unart auſzubrauſen,

Menſchen zu beleidigen ohne den mindeſten Anlaß? — Der Baron kam dahin, ſich zu überzeugen, daß der Mann ihn ſo angeſtarrt habe in dem erdrückendſten Gefühl des ſchneidenden Contraſtes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bitterſten Noth kämpfe, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Gold über Gold aufgehäuft. Er beſchloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzuſuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erſte Perſon, der der Baron in der Allee luſtwandelnd begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entſchuldigte eindringlich ſein Benehmen in der geſtrigen Nacht und ſchloß damit, den Fremden in aller Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müſſe, überdem er aber allein ſich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron geniren müſſen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er ſprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichſte niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er bereit ſey, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

Mein Herr, erwiederte der Fremde, Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich habe ich doch ſo viel als meine einfache Weiſe zu leben fordert. Zudem werden Sie ſelbſt erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.

Ich glaube, erwiederte der Baron betreten, ich glaube Sie zu verſtehen, und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.

O Himmel, fuhr der Fremde fort, o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwiſchen

ſchen uns beiden ſeyn! Ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo wie ich den Zweikampf nicht für eine kindiſche Raſerei halten und keinesweges glauben, daß ein Paar Tropfen Blut, vielleicht dem geritzten Finger entquollen, die befleckte Ehre rein waſchen können. Es giebt mancherlei Fälle, die es zweien Menſchen unmöglich machen können, auf dieſer Erde neben einander zu exiſtiren, und lebe der eine am Caucaſus und der andere an der Tiber, es giebt keine Trennung, ſo lange der Gedanke die Exiſtenz des Gehaßten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entſcheidet, wer dem andern den Platz auf dieſer Erde räumen ſoll, nothwendig. — Zwiſchen uns beiden würde, wie ich eben geſagt, der Zweikampf ungleich ſeyn, da mein Leben keinesweges ſo hoch zu ſtellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, ſo tödte ich eine ganze Welt der ſchönſten Hoffnungen, bleibe ich, ſo haben Sie ein kümmerliches von den bitterſten qualvollſten Erinnerungen verſtörtes Daſeyn geendet! — Doch die Hauptſache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für be-

leidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging! —

Die letzten Worte ſprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron, nochmals ſich vorzüglich damit zu entſchuldigen, daß, ſelbſt wiſſe er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerſte gedrungen ſey, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

Möchte, ſprach der Fremde, möchte doch mein Blick in ihrem Innerſten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie ſchweben. Mit frohem Muthe, mit jugendlicher Unbefangenheit ſtehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie ſtürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort — Sie ſind im Begriff, ein leidenſchaftlicher Spieler zu werden und ſich zu verderben.

Der Baron verſicherte, daß der Fremde ſich ganz und gar irre. Er erzählte umſtändlich, wie er an den Spieltiſch gerathen und behauptete, daß ihm der eigentliche Spiel-

ſinn ganz abgehe, daß er gerade den Verluſt von ein Paar Hundert Louisd'or wünſche, und wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entſchiedenſte Glück gehabt.

Ach, rief der Fremde, ach eben dieſes Glück iſt die entſetzlichſte hämiſchſte Verlokkung der feindlichen Macht! — eben dieſes Glück, womit Sie ſpielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen ſind, ja ſelbſt Ihr ganzes Weſen beim Spiel, welches nur zu deutlich verräth, wie immer mehr und mehr Ihr Intereſſe daran ſteigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entſetzliche Schickſal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinſicht ähnlich, eben ſo begann als Sie. Deshalb geſchah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu ſagen, was mein Blick Sie errathen laſſen ſollte! — O ſieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuſte ausſtrecken, dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. —

Ich wünſchte Ihre Bekanntſchaft zu machen, das iſt mir wenigſtens gelungen. — Erfahren Sie die Geſchichte jenes Unglücklichen, deſſen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie ſich dann, daß es kein leeres Hirngeſpinnſt iſt, wenn ich Sie in der dringendſten Gefahr erblicke und Sie warne.

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einſam ſtehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieſelben glänzenden Eigenſchaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur, was den Reichthum betrifft, hatte das Glück ihn nicht ſo begünſtigt wie Sie. Er war beinahe dürftig und nur durch die geregeltſte Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anſtande zu erſcheinen, wie es ſeine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinſte Verluſt empfindlich ſeyn, ſeine ganze Lebensweiſe verſtören mußte, durfte er ſich auf kein

Spiel einlaſſen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonſt gelang ihm alles, was er unternahm, auf beſondere Weiſe, ſo daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider ſeine Gewohnheit hatte er ſich in einer Nacht überreden laſſen, ein Spielhaus zu beſuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, ſchritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, ſtarrte bald hin auf den Spieltiſch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuſtrömte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obriſter den Chevalier und rief laut: Alle Teufel! Da iſt der Chevalier Menars unter uns und ſein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er ſich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das ſoll nicht länger ſo bleiben, er ſoll gleich für mich pontiren!

Der Chevalier mochte ſich mit ſeiner Ungeſchicklichkeit, mit ſeinem Mangel an jeder

Erfahrung, entſchuldigen wie er wollte, der Obriſt ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltiſch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte ſchlug ihm zu, ſo daß er bald eine bedeutende Summe für den Obriſten gewonnen hatte, der ſich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anſpruch genommen.

Auf den Chevalier ſelbſt machte ſein Glück, das alle übrigen in Erſtaunen ſetzte, nicht den mindeſten Eindruck; ja er wußte ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſein Widerwillen gegen das Spiel ſich noch vermehrte, ſo daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anſtrengung durchwachten Nacht in der geiſtigen und körperlichen Erſchlaffung fühlte, ſich auf das ernſtlichſte vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu beſuchen.

Noch beſtärkt wurde dieſer Vorſatz durch das Betragen des alten Obriſten, der, ſo wie er nur eine Karte in die Hand nahm,

das entſchiedenſte Unglück hatte, und dies Unglück nun in ſeltſamer Bethörtheit dem Chevalier auf den Hals ſchob. Auf zudringliche Weiſe verlangte er, der Chevalier ſolle für ihn pontiren oder ihm, wenn er ſpiele, wenigſtens zur Seite ſtehen, um durch ſeine Gegenwart den böſen Dämon, der ihm die Karten in die Hand ſchob, die niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeſchmackter Aberglaube herrſcht als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernſt, ja mit der Erklärung, daß er ſich lieber mit ihm ſchlagen als für ihn ſpielen wollte, konnte ſich der Chevalier den Obriſten, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. — Der Chevalier verwünſchte ſeine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens konnt' es nicht fehlen, daß die Geſchichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Barons von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthſelhafte geheimnißvolle Umſtände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der

mit den höheren Mächten im Bunde, darſtellten. Daß aber der Chevalier ſeines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchſten Begriff von der Feſtigkeit ſeines Charakters geben, und die Achtung, in der er ſtand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er ſeinen Lebensunterhalt beſtritt, in die drückendſte peinlichſte Verlegenheit geſetzt wurde. Er war genöthigt, ſich ſeinem treueſten Freunde zu entdecken, der ohne Anſtand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgſten Sonderling ſchalt, den es wohl jemals gegeben.

Das Schickſal, ſprach er, giebt uns Winke, auf welchem Wege wir unſer Heil ſuchen ſollen und finden, nur in unſrer Indolenz liegt es, wenn wir dieſe Winke nicht beachten, nicht verſtehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, ſehr deutlich ins Ohr geraunt: Willſt du Geld und Gut erwerben, ſo geh hin und ſpiele,

ſonſt bleibſt du arm, dürftig, abhängig immerdar.

Nun erſt trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünſtigt hatte, lebendig vor ſeine Seele und träumend und wachend ſah er Karten, hörte er das eintönige — gagne — perd des Bankiers, das Klirren der Goldſtücke!

Es iſt wahr, ſprach er zu ſich ſelbſt, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beſchwerlich zu fallen; es iſt Pflicht, dem Winke des Schickſals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er ſorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obriſten pontirte, glänzend geſpielt, ſo war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er ſetzte, aber nicht er, die unſichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut

oder vielmehr das ſelbſt iſt, was wir Zufall nennen, ſchien ſein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tauſend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldſtücke lagen aufgeſchüttet neben ihm auf dem Tiſche. Er glaubte im erſten Moment zu träumen, er rieb ſich die Augen, er erfaßte den Tiſch, rückte ihn näher heran. Als er ſich nun aber beſann, was geſchehen, als er in den Goldſtücken wühlte, als er ſie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum erſtenmal wie ein verderblicher Gifthauch die Luſt an dem ſchnöden Mammon durch ſein ganzes Weſen, da war es geſchehen um die Reinheit der Geſinnung, die er ſo lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltiſch zu kommen. Sein Glück blieb ſich gleich, ſo daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht geſpielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es giebt zweierlei Arten von Spieler. Manchen gewährt, ohne Rückſicht auf Gewinn, das Spiel ſelbſt als Spiel eine unbeſchreibliche geheimnißvolle Luſt. Die ſonderbaren Verkettungen des Zufalls wechſeln in dem ſeltſamſten Spiel, das Regiment der höhern Macht tritt klarer hervor, und eben dieſes iſt es, was unſern Geiſt anregt, die Fittige zu rühren und zu verſuchen, ob er ſich nicht hineinſchwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkſtatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauſchen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einſam in ſeinem Zimmer Bank machte und gegen ſich ſelbſt pontirte, der war meines Bedünkens ein ächter Spieler. — Andere haben nur den Gewinnſt vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, ſich ſchnell zu bereichern. Zu dieſer Claſſe ſchlug ſich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielſinn in der individuellen Natur liegen, angeboren ſeyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem ſich der Ponteur bewegt, bald zu enge. Mit der ſehr beträchtlichen Summe, die er ſich erſpielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünſtigte ihn das Glück dergeſtalt, daß in kurzer Zeit ſeine Bank die reichſte war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, ſtrömten ihm, dem reichſten, glücklichſten Bankier, auch die mehrſten Spieler zu.

Das wilde wüſte Leben des Spielers vertilgte bald alle die geiſtigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier ſonſt Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Geſellſchafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu ſeyn. Erloſchen war ſein Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, dahin all ſein Streben, in tüchtiger Erkenntniß vorzuſchreiten. Auf ſeinem todtbleichen Geſicht, in ſeinen düſtern, dunkles Feuer ſprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichſten Leidenſchaft, die ihn umſtrickt hielt — Nicht Spielſucht, nein, der gehäſſigſte Geld-

geiz war es, den der Satan ſelbſt in ſeinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetſte Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verluſt erlitten, doch das Glück weniger günſtig geweſen als ſonſt. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garſtigem Anſehen an den Spieltiſch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und beſetzte ſie mit einem Goldſtück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erſtaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort ſich darüber beſchwerte.

Der Alte verlor – verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher ſein Verluſt ſtieg, deſto mehr freuten ſich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der ſeine Sätze immerfort doublirte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte geſetzt und dieſe in demſelben Augenblick umſchlug, rief einer laut

lachend: Glück zu, Signor Vertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, ſetzt immerhin weiter fort, Ihr ſeht mir ſo aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank ſprengen durch ungeheuern Gewinnſt!

Der Alte warf einen Baſiliskenblick auf den Spötter und rannte ſchnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taſchen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indeſſen der Alte aufhören, da er wiederum alles Gold verſpielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit ſeines Treibens unerachtet, doch auf einen gewiſſen Anſtand hielt, der bei ſeiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelt, im höchſten Grade mißfallen. Grund genug nach beendetem Spiel, als der Alte ſich entfernt hatte, darüber jenen Spötter ſo wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am mehrſten aufgefallen und die vom Chevalier dazu

aufgefordert, noch da geblieben, ſehr ernſtlich zur Rede zu ſtellen.

Ei, rief der eine, Ihr kennt den alten Francesco Vertua nicht, Chevalier! ſonſt würdet Ihr Euch über uns und unſer Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieſer Vertua, Neapolitaner von Geburt, ſeit funfzehn Jahren in Paris, der niedrigſte, ſchmutzigſte, bösartigſte Geizhals und Wucherer iſt, den es geben mag. Jedes menſchliche Gefühl iſt ihm fremd, er könnte ſeinen eignen Bruder im Todeskrampf ſich zu ſeinen Füßen krümmen ſehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünſchungen einer Menge Menſchen, ja ganzer Familien, die durch ſeine ſataniſchen Spekulationen ins tiefſte Verderben geſtürzt wurden, laſten ſchwer auf ihm. Er iſt bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünſcht, daß die Rache für alles Böſe, das er that, ihn erfaſſen und ſein ſchuldbe-

fleckteſ Leben enden möge. Geſpielt hat er, wenigſtens ſo lange er in Paris iſt niemals und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erſtaunen gar nicht verwundern, in das wir geriethen, als der alte Geizhals an den Spieltiſch trat. Eben ſo mußten wir uns wohl über ſeinen bedeutenden Verluſt freuen, denn arg, ganz arg würde es doch geweſen ſeyn, wenn das Glück den Böſewicht begünſtigt hätte. Es iſt nur zu gewiß, daß der Reichthum eurer Bank, Chevalier! den alten Thoren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor ſelbſt die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Vertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalſes entgegen, ſich entſchließen konnte zu ſolch hohem Spiel. Nun! er wird wohl nicht wiederkommen, wird ſind ihn los!

Dieſe Vermuthung traf jedoch keinesweges ein, denn ſchon in der folgenden Nacht ſtand Vertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und ſetzte und verlor viel bedeutender als geſtern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bittern Ironie, als

wiſſe

wiſſe er im Voraus, wie bald ſich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lavine wuchs ſchneller und ſchneller in jeder der folgenden Nächte der Verluſt des Alten, ſo daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißig tauſend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einſt, als ſchon längſt das Spiel begonnen, todtenbleich mit verſtörtem Blick in den Saal und ſtellte ſich fern von dem Spieltiſch hin, das Auge ſtarr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemiſcht hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreiſchendem Ton: Halt! daß Alle beinahe entſetzt ſich umſchauten. Da drängte ſich der Alte durch bis dicht an den Chevalier hinan und ſprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebſt der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen iſt geſchätzt auf achtzig tauſend Franken, wollt Ihr den Satz halten?" „Gut," erwiederte der Chevalier kalt, ohne

ſich umzuſehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame," ſprach der Alte und in dem nächſten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte ſich an die Wand regungs- und bewegungslos, der ſtarren Bildſäule ähnlich. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren ſich, der Chevalier packte mit ſeinen Croupiers das gewonnene Gold in die Caſſette; da wankte wie ein Geſpenſt der alte Vertua aus dem Winkel hervor auf den Chevalier zu und ſprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!"

„Nun was giebts?" erwiederte der Chevalier, indem er den Schlüſſel abzog von der Caſſette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen, fuhr der Alte fort, verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wo-

von ich meinen Hunger ſtillen ſoll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Theil, damit ich mein Geſchäft wieder beginne und mich emporſchwinge aus der tiefſten Noth.“

„Wo denkt Ihr hin, erwiederte der Chevalier, wo denkt Ihr hin, Signor Vertua, wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von ſeinem Gewinnſt? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche.“

„Ihr habt Recht, ſprach Vertua weiter, Ihr habt Recht, Chevalier, meine Forderung war unſinnig — übertrieben! — den zehnten Theil! — nein! den zwanzigſten Theil borgt mir!“ — „Ich ſage Euch ja, antwortete der Chevalier verdrießlich, daß ich von meinem Gewinnſt durchaus nichts verborge!“

„Es iſt wahr, ſprach Vertua, indem ſein Antlitz immer mehr erbleichte, immer ſtierer und ſtarrer ſein Blick wurde, es iſt wahr, Ihr dürft nichts verborgen — ich that es

ja auch ſonſt nicht! — Aber dem Bettler gebt ein Almoſen — gebt ihm von dem Reichthum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or."

„Nun in Wahrheit, fuhr der Chevalier zornig auf, Ihr verſteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich ſage Euch, nicht hundert, nicht funfzig — nicht zwanzig — nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Raſend müßt' ich ſeyn, Euch auch nur im mindeſten Vorſchub zu leiſten, damit Ihr Euer ſchändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schickſal hat Euch niedergetreten in den Staub wie einen giftigen Wurm, und es wäre ruchlos, Euch wieder empor zu richten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!"

Beide Hände vors Geſicht gedrückt, ſank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zuſammen. Der Chevalier befahl den Bedienten, die Caſſette in den Wagen hinabzubringen und rief dann mit ſtarker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Vertua?"

Da raſſte ſich Vertua auf vom Boden und ſprach mit feſter Stimme: „Jetzt gleich — in dieſem Augenblick, Chevalier! kommt mit mir!“

„Gut, erwiederte der Chevalier, Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hauſe, das Ihr dann am Morgen auf immer verlaſſen möget.“

Den ganzen Weg über ſprach keiner, weder Vertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. — Vor dem Hauſe in der Straße St Honoré angekommen, zog Vertua die Schelle. Ein altes Mütterchen öffnete und rief, als ſie Vertua gewahrte: „O Heiland der Welt, ſeyd Ihr es endlich, Signor Vertua! Halb todt hat ſich Angela geängſtet Euerthalben!“ —

„Schweige, erwiederte Vertua, gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie ſoll nicht wiſſen, daß ich gekommen bin.“

Und damit nahm er der ganz verſteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden

Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier vorauf ins Zimmer.

„Ich bin, ſprach Vertua, auf alles gefaßt. Ihr haßt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verderbt mich, Euch und andern zur Luſt, aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenhafte Glück eben ſo günſtig war als Euch, daß ich halb Europa durchreiſte, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großen Gewinnſtes mich anlockte, daß ſich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Eurigen. Ich hatte ein ſchönes treues Weib, die ich vernachläßigte, die elend war mitten im glänzendſten Reichthum. Da begab es ſich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufgeſchlagen, ein junger Römer ſein ganzes reiches Erbe an meine Bank verſpielte. So wie ich heute Euch, bat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigſtens nach Rom zurückreiſen zu können. Ich ſchlug es ihm mit Hohngelächter ab und er ſtieß mir in der wahnſinnigen Wuth der Verzweiflung

das Stilet, welches er bei ſich trug, tief in die Bruſt. Mit Mühe gelang es den Aerzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und ſchmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröſtete mich, hielt mich aufrecht, wenn ich erliegen wollte der Quaal, und mit der Geneſung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger und mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menſchlichen Regung wird entfremdet der Spieler, ſo kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, treue Anhänglichkeit eines Weibes heißt. Tief in der Seele brannte es mir, was mein undankbares Herz gegen die Gattin verſchuldet und welchem frevelichen Beginnen ich ſie geopfert. Wie quälende Geiſter der Rache erſchienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganze Exiſtenz ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemordet, und ich hörte ihre dumpfen heiſern Grabesſtimmen, die mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Keim ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenloſen Jammer, das Entſetzen zu bannen, das mich dann erfaßte! — Ein Gelübde

that ich, nie mehr eine Karte zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich feſthielten, ich wider⸗ ſtand den Lockungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren woll⸗ ten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erſtand, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen geneſen, hinflüchtete mit meinem Weibe. Ach! nur ein einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zu Theil, die ich nie geahnet! Mein Weib gebar mir eine Tochter, und ſtarb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünſchte dann wieder mich ſelbſt, mein verruchtes Le⸗ ben, das die ewige Macht rächte, da ſie mir mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Weſen, das mir Troſt gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Einſamkeit fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhauſe hieher nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für ſie ließ ich es mir angele⸗

gen ſeyn, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, ſondern zu vermehren. Es iſt wahr, ich lieh Geld aus auf hohe Zinſen, ſchändliche Verläumdung iſt es aber, wenn man mich des betrügeriſchen Wuchers anklagt. Und wer ſind dieſe Ankläger? Leichtſinnige Leute, die mich raſtlos quälen, bis ich ihnen Geld borge, das ſie wie ein Ding ohne Werth verpraſſen und dann außer ſich gerathen wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur anſehe, mit unerbittlicher Strenge eintreibe. Nicht lange iſt es her, als ich einen jungen Menſchen der Schande, dem Verderben entriß, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe vorſtreckte. Nicht mit einer Sylbe gedachte ich, da er, wie ich wußte, blutarm war, der Forderung, bis er eine ſehr reiche Erbſchaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld. — Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtſinnige Böſewicht, der mir ſeine Exiſtenz zu verdanken hatte, die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen

niederträchtigen Geizhals ſchalt, als er mir, durch die Gerichte dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? — Ich könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leichtſinn, die Schlechtigkeit entgegentritt. Noch mehr! — ich könnte Euch ſagen, daß ich ſchon manche bittre Thräne trocknete, daß manches Gebet für mich und für meine Angela zum Himmel ſtieg, doch Ihr würdet das für falſche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf geben, da Ihr ein Spieler ſeyd! — Ich glaubte, daß die ewige Macht geſühnt ſey — es war nur Wahn! denn freigegeben wurd' es dem Satan, mich zu verblenden auf entſetzlichere Weiſe als jemals. — Ich hörte von Euerm Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß dieſer, jener an Eurer Bank ſich zum Bettler herabpontirt, da kam mir der Gedanke, daß ich beſtimmt ſey, mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlaſſen, gegen das Eure zu ſetzen, daß es in meine Hand gelegt ſey, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und

dieſer Gedanke, den nur ein ſeltſamer Wahnſinn erzeugen konnte, ließ mir fürder keine Ruhe, keine Raſt. So gerieth ich an Eure Bank, ſo verließ mich nicht eher meine entſetzliche Bethörung, bis meine — meiner Angela Habe Euer war! — Es iſt nun aus! — Ihr werdet doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsſtücke mit ſich nehme?"

„Die Garderobe Eurer Tochter, erwiederte der Chevalier, geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Betten und nothwendiges Hausgeräth mitnehmen. Was ſoll ich mit dem Rumpelzeuge, doch ſeht Euch vor, daß nichts von einigem Werth mit unterlaufe, das mir zugefallen."

Der alte Vertua ſtarrte den Chevalier ein paar Sekunden ſprachlos an, dann aber ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und Verzweiflung ſank er nieder vor dem Chevalier und ſchrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr noch menſchliches Gefühl in Eurer Bruſt — ſeyd barmherzig — barmherzig! — Nicht mich, meine Tochter, meine Angela,

das unſchuldige Engelskind ſtürzt Ihr ins Verderben! — o ſeyd gegen dieſe barmherzig, leiht ihr, ihr, meiner Angela, den zwanzigſten Theil ihres Vermögens, das Ihr geraubt! — O ich weiß es, Ihr laßt Euch erflehen — O Angela, meine Tochter!" —

Und damit ſchluchzte — jammerte — ſtöhnte der Alte und rief mit herzzerſchneidendem Ton den Namen ſeines Kindes.

„Die abgeſchmackte Theater-Szene fängt an mich zu langweilen," ſprach der Chevalier gleichgültig und verdrießlich, aber in demſelben Augenblick ſprang die Thür auf und hinein ſtürzte ein Mädchen im weißen Nachtgewande, mit aufgelöſten Haaren, den Tod im Antlitz, ſtürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn in die Arme und rief: „O mein Vater — mein Vater — ich hörte — ich weiß alles — Habt Ihr denn alles verloren? alles? — Habt Ihr nicht Eure Angela? Was bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht nähren, pflegen? — O Vater, erniedriget Euch nicht länger vor dieſem verächtlichen Unmenſchen. — Nicht

wir ſind es, er iſt es, der arm und elend bleibt im vollen ſchnöden Reichthum, denn verlaſſen in grauenvoller troſtloſer Einſamkeit ſteht er da, kein liebend Herz giebt es auf der weiten Erde, das ſich anſchmiegt an ſeine Bruſt, das ſich ihm aufſchließt, wenn er verzweifeln will an dem Leben, an ſich ſelbſt! — Kommt mein Vater — verlaßt dies Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der entſetzliche Menſch ſich nicht weide an Eurem Jammer!“

Vertua ſank halb ohnmächtig in einen Lehnſeſſel, Angela kniete vor ihm nieder, faßte ſeine Hände, küßte, ſtreichelte ſie, zählte mit kindlicher Geſchwätzigkeit alle die Talente, alle die Kenntniſſe auf, die ihr zu Gebote ſtanden und womit ſie den Vater reichlich ernähren wolle, beſchwor ihn unter heißen Thränen, doch nur ja allem Gram zu entſagen, da nun das Leben, wenn ſie nicht zur Luſt, nein, für ihren Vater ſticke, nähe, ſinge, Guitarre ſpiele, erſt rechten Werth für ſie haben werde.“

Wer, welcher verſtockte Sünder hätte gleichgültig bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmelsſchönheit strahlenden Angela, wie ſie mit ſüßer holder Stimme den alten Vater tröſtete, wie aus dem tief- ſten Herzen die reinſte Liebe ausſtrömte und die kindlichſte Tugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze Hölle voll Quaal und Gewiſ- ſensangſt wurde wach in ſeinem Innern. Angela erſchien ihm der ſtrafende Engel Got- tes, vor deſſen Glanz die Nebelſchleier freve- licher Bethörtheit dahinſchwanden, ſo daß er mit Entſetzen ſein elendvolles Ich in widri- ger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch dieſe Hölle, deren Flammen in des Chevaliers Innerm wüthe- ten, fuhr ein göttlich reiner Strahl, deſſen Leuchten die ſüßeſte Wonne war und die See- ligkeit des Himmels, aber bei dem Leuchten dieſes Strahls wurde nur entſetzlicher die na- menloſe Quaal!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela erblickte, das war der Mo-

ment, in dem er von der heftigſten Leiden-ſchaft und zugleich von dem vernichtenden Schmerz gänzlicher Hoffnungsloſigkeit erfaßt werden ſollte. Denn hoffen konnte der Mann wohl nicht, der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela ſo erſchien, wie der Chevalier. —

Der Chevalier wollte ſprechen, er vermochte es nicht, es war als lähme ein Krampf ſeine Zunge. Endlich nahm er ſich mit Gewalt zuſammen und ſtotterte mit bebender Stimme: „Signor Vertua — hört mich! — Ich habe nichts von Euch gewonnen, gar nichts — da ſteht meine Caſſette — die iſt Euer — nein! — ich muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner — nehmt — nehmt“ —

„O meine Tochter,“ rief Vertua, aber Angela erhob ſich, trat hin vor den Chevalier, ſtrahlte ihn an mit ſtolzem Blick, ſprach ernſt und gefaßt: „Chevalier, erfahrt, daß es Höheres giebt als Geld und Gut, Geſinnungen, die Euch fremd ſind, die uns, indem ſie unſere Seele mit dem Troſt des

Himmels erfüllen, Euer Geſchenk, Eure Gnade mit Verachtung zurückweiſen laſſen! — Behaltet den Mammon, auf dem der Fluch laſtet, der Euch verfolgt, den herzloſen verworfenen Spieler!“

„Ja! — rief der Chevalier ganz außer ſich mit wildem Blick, mit entſetzlicher Stimme, ja verflucht — verflucht will ich ſeyn, hinabgeſchleudert in die tiefſte Hölle, wenn jemals wieder dieſe Hand eine Karte berührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch ſtoßt, Angela! ſo ſeyd Ihr es, die rettungsloſes Verderben über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr verſteht mich nicht — wahnſinnig müßt Ihr mich nennen — aber Ihr werdet es fühlen, alles wiſſen, wenn ich vor Euch liege mit zerſchmettertem Gehirn — Angela! Tod oder Leben gilt es! — Lebt wohl!“ —

Damit ſtürzte der Chevalier fort in voller Verzweiflung. Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in ihm vorgegangen, und ſuchte der holden Angela begreiflich zu machen, daß gewiſſe Verhältniſſe eintreten

könn-

könnten, die die Nothwendigkeit herbeiführen müßten, des Chevaliers Geſchenk anzunehmen. Angela entſetzte ſich, den Vater zu verſtehen. Sie ſah nicht ein, wie es möglich ſeyn könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängniß, welches ſich oft aus der tiefſten Tiefe des menſchlichen Herzens, ihm ſelbſt unbewußt, geſtaltet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geſchehen.

Dem Chevalier war es, als ſey er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte ſich nun am Rande des Höllenabgrundes und ſtreckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgeſtalt, die ihm erſchienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an ſeine Verdammniß.

Zum Erſtaunen von ganz Paris verſchwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhauſe, man ſah ihn ſelbſt nicht mehr und ſo kam es, daß ſich die verſchiedenſten abentheuerlichſten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Geſellſchaft,

ſeine Liebe ſprach ſich aus in dem tiefſten unverwindlichſten Gram. Da geſchah es, daß ihm in den einſamen finſtern Gängen des Gartens von Malmaiſon plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit ſeiner Tochter. —

Angela, welche geglaubt, den Chevalier nicht anders anblicken zu können, als mit Abſcheu und Verachtung, fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt, als ſie den Chevalier vor ſich ſah, todtenbleich, ganz verſtört, in ſcheuer Ehrfurcht kaum ſich ermuthigend, die Augen aufzuſchlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier ſeit jener verhängnißvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er ſeine ganze Lebensweiſe geändert. Sie, ſie allein hatte dies alles bewirkt, ſie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben, konnte etwas wohl mehr der Eitelkeit des Weibes ſchmeicheln?

So geſchah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt, Angela mit dem Ton des ſanften wohlthuenden Mitleids fragte: „Was iſt Euch, Chevalier Menars, Ihr ſeht krank,

verſtört aus? In Wahrheit, Ihr solltet Euch dem Arzt vertrauen.“

Man kann denken, daß Angela's Worte den Chevalier mit tröſtender Hoffnung durchſtrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derſelbe. Er erhob ſein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefſten Gemüth hervorquellende Sprache zu ſprechen, die ihm ſonſt alle Herzen erſchloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Beſitz zu nehmen.

„Ja, rief der Chevalier begeiſtert, ja Signor Vertua, das will ich! — Morgen komme ich zu Euch, aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht ſorglich berathen, und ſollte das auch Monate lang dauern.“

„Mag das geſchehen, Chevalier, erwiederte Vertua lächelnd, mich dünkt, es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zur Zeit noch nicht denken mögen.“ — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier im Innern getröſtet, von neuem auflebte in aller Liebenswürdigkeit, wie ſie

ihm ſonſt eigen, ehe ihn die wirre, verderb⸗
liche Leidenſchaft fortriß. Immer häufiger
wurden ſeine Beſuche bei dem alten Signor
Vertua, immer geneigter wurde Angela dem,
deſſen rettender Schutzgeiſt ſie geweſen, bis
ſie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem
Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu
geben verſprach, zur großen Freude des al⸗
ten Vertua, der nun erſt die Sache wegen
ſeiner Habe, die er an den Chevalier verlo⸗
ren, als völlig ausgeglichen anſah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche
Braut, ſaß eines Tages in allerlei Gedanken
von Liebeswonne und Seligkeit, wie ſie wohl
Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fen⸗
ſter. Da zog unter luſtigem Trompetenſchall
ein Jägerregiment vorüber, beſtimmt zum
Feldzug nach Spanien. Angela betrachtete
mit Theilnahme die Leute, die dem Tode ge⸗
weiht waren in dem böſen Kriege, da ſchaute
ein blutjunger Menſch, indem er das Pferd
raſch zur Seite wandte, herauf zu Angela,
und ohnmächtig ſank ſie zurück in den Seſſel.

Ach niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegen zog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbars, mit dem ſie aufgewachſen, der beinahe täglich in dem Hauſe geweſen und der erſt ausgeblieben, ſeitdem der Chevalier ſich eingefunden.

In dem vorwurfsſchweren Blick des Jünglings, der bittre Tod ſelbſt lag in ihm, erkannte Angela nun erſt, nicht allein wie unausſprechlich er ſie geliebt — nein wie gränzenlos ſie ſelbſt ihn liebe, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, nur bethört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um ſich verbreitet. Nun erſt verſtand ſie des Jünglings bange Seufzer, ſeine ſtillen anſpruchsloſen Bewerbungen, nun erſt verſtand ſie ihr eignes befangenes Herz, wußte ſie, was ihre unruhige Bruſt bewegt, wenn Duvernet kam, wenn ſie ſeine Stimme hörte.

„Es iſt zu ſpät — er iſt für mich verloren!“ — ſo ſprach es in Angela's Innerm. Sie hatte den Muth, das troſtloſe Gefühl, das ihr Inneres zerreißen wollte, niederzu-

kämpfen, und eben deshalb, weil ſie den Muth dazu hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verſtörendes vorgegangen ſeyn müſſe, konnte deßungeachtet dem Scharfblick des Chevaliers nicht entgehen, er dachte indeſſen zart genug, ein Geheimniß nicht zu enträthſeln, das Angela ihm verbergen zu müſſen glaubte, ſondern begnügte ſich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beſchleunigen, deren Feier er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, ſo daß dieſe ſchon deshalb aufs neue die hohe Liebenswürdigkeit des Gatten anerkannte.

Der Chevalier betrug ſich gegen Angela mit der Aufmerkſamkeit für den kleinſten ihrer Wünſche, mit der ungeheuchelten Hochſchätzung, wie ſie aus der reinſten Liebe entſpringt, und ſo mußte Duvernets Andenken in ihrer Seele bald ganz und gar erlöſchen. Der erſte Wolkenſchatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er ſein ganzes Vermögen an des Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt, aber in den letzten Augenblicken des Lebens ſchien das Spiel ſeine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Prieſter, der gekommen, den Troſt der Kirche ihm zu geben im Dahinſcheiden, von geiſtlichen Dingen zu ihm ſprach, lag er da mit geſchloſſenen Augen, murmelte zwiſchen den Zähnen — perd — gagne — machte mit den im Todeskampf zitternden Händen die Bewegungen des Taillirens, des Ziehens der Karten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier ſich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichſten Namen, er ſchien beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu gewahren. Mit dem innern Seufzer — gagne — gab er den Geiſt auf.

In dem tiefſten Schmerz konnte ſich Angela eines unheimlichen Grauens über die Art, wie der Alte dahinſchied, nicht erwehren. Das Bild jener entſetzlichen Nacht, in der ſie den Chevalier zum erſtenmal als den abgehärteſten, verruchteſten Spieler erblickte,

trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Maske des Engels abwerfen und in urſprünglicher Teufelsgeſtalt ſie verhöhnend, ſein altes Leben wieder beginnen könne.

Nur zu wahr ſollte bald Angela's ſchreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahinſcheiden des alten Francesco Vertua, der den Troſt der Kirche verſchmähend in der letzten Todesnoth nicht ablaſſen konnte von dem Gedanken an ein früheres ſündhaftes Leben, ſolche Schauer er auch dabei empfand, ſo war doch dadurch, ſelbſt wußte er nicht wie das geſchah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, ſo daß er allnächtlich im Traume an der Bank ſaß und neue Reichthümer aufhäufte.

In dem Grade, als Angela von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr ſonſt erſchienen, erfaßt befangener, als es ihr unmöglich wurde, jenes liebevolle zutrauliche Weſen,

mit dem ſie ihm ſonſt begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimniß zuſchrieb, das einſt Angela's Gemüthsruhe verſtörte und das ihm unenthüllt geblieben. Dies Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmuth, den er ausließ in allerlei Aeußerungen, die Angela verletzten. In ſeltſamer pſychiſcher Wechſelwirkung friſchte ſich in Angela's Innerm das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das troſtloſe Gefühl der auf ewig zerſtörten Liebe, die, die ſchönſte Blüthe, aufgekeimt im jugendlichen Herzen. Immer höher ſtieg die Verſtimmung der Ehegatten, bis es ſo weit kam, daß der Chevalier ſein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeſchmackt fand und ſich mit aller Gewalt hinausſehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unſtern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmuth begannen, vollendete ein verruchter Menſch, der ſonſt Croupier an des Chevaliers Bank geweſen und der es durch allerlei arg-

liſtige Reden dahin brachte, daß der Chevalier ſein Beginnen kindiſch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie er eines Weibes halber eine Welt verlaſſen können, die ihm allein des Lebens werth ſchien. —

Nicht lange dauerte es, ſo glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlaſſen, Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen und Reichthümer wurden aufgehäuft. Aber zerſtört, auf furchtbare Weiſe zerſtört war Angela's Glück, das einem kurzen ſchönen Traum zu vergleichen. Der Chevalier behandelte ſie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft ſah ſie ihn Wochen, Monate lang gar nicht, ein alter Hausverweſer beſorgte die häuslichen Geſchäfte, die Dienerſchaft wechſelte nach der Laune des Chevaliers, ſo daß Angela ſelbſt im eignen Hauſe fremd nirgends Troſt fand. Oft wenn ſie in ſchlafloſen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hauſe hielt, wie die ſchwere Caſſette heraufgeſchleppt wurde, wie der Chevalier mit einſylbigen rauhen Worten um ſich warf und

dann die Thüren des entfernten Zimmers klirrend zugeſchlagen wurde, dann brach ein Strom bittrer Thränen aus ihren Augen, im tiefſten herzzerſchneidendſten Jammer rief ſie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Macht enden möge ihr elendes gramverſtörtes Leben! —

Es geſchah, daß ein Jüngling von gutem Hauſe ſich, nachdem er ſein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhauſe und zwar in demſelben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etablirt war, eine Kugel durch den Kopf jagte, ſo daß Blut und Hirn die Spieler beſpritzte, die entſetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles ſich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre eines Narren halber, der keine Conduite im Spiel beſeſſen, die Bank vor der beſtimmten Stunde zu verlaſſen. —

Der Vorfall machte großes Aufſehn. Die verſuchteſten abgehärtetſten Spieler waren indignirt von des Chevaliers beiſpielloſem Betragen. Alles regte ſich wider ihn. Die Po-

lizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beſchuldigte ihn überdem des falſchen Spiels, ſein unerhörtes Glück ſprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte ſich nicht reinigen, die Geldſtrafe, die er erlegen mußte, raubte ihm einen bedeutenden Theil ſeines Reichthums. Er ſah ſich beſchimpft, verachtet — da kehrte er zurück in die Arme ſeines Weibes, die er mißhandelt und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das Andenken an den Vater, der auch noch zurückkam von dem wirren Spielerleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Aenderung nun, da er älter worden, wirklich von Beſtand ſeyn könne.

Der Chevalier verließ mit ſeiner Gattin Paris und begab ſich nach Genua, Angela's Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der erſten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältniß der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das ſein böſer Dämon zerſtört hatte, wieder herzuſtellen. Nicht

lange dauerte es, ſo erwachte ſein innerer Unmuth und trieb ihn fort aus dem Hauſe in raſtloſer Unſtetigkeit. Sein böſer Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etabliren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderſtehlicher Gewalt. —

Zu der Zeit hielt ein franzöſiſcher Obriſter, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienſt untauglich geworden, die reichſte Bank in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an dieſe Bank, gedenkend, daß ſein gewohntes Glück ihm bald beiſtehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obriſt rief dem Chevalier mit einem luſtigen Humor, der ihm ſonſt gar nicht eigen, zu, daß nun erſt das Spiel was werth, da der Chevalier Menars mit ſeinem Glück hinangetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel intereſſant mache.

In der That ſchlugen dem Chevalier in den erſten Taillen die Karten zu wie ſonſt. Als er aber vertrauend auf ſein unbezwingbares Glück endlich Va banque rief, hatte

er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obriſt, ſonſt ſich im Glück und Unglück gleich, ſtrich das Geld ein mit allen lebhaften Zeichen der äußerſten Freude. Von dieſem Augenblick an hatte ſich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er ſpielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis ſeine Habe geſchmolzen war auf die Summe von ein paar tauſend Dukaten, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in baares Geld umgeſetzt und kam erſt am ſpäten Abend nach Hauſe. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldſtücke in der Taſche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte was vorging, in den Weg, warf ſich, indem ein Thränenſtrom aus ihren Augen ſtürzte, ihm zu Füßen, beſchwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen abzulaſſen von böſem Beginnen, ſie nicht in Noth und Elend zu ſtürzen.

Der Chevalier hob ſie auf, drückte ſie mit ſchmerzlicher Inbrunſt an ſeine Bruſt und ſprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine ſüße liebe Angela! es iſt nun einmal nicht anders, ich muß thun, was ich nicht zu laſſen vermag. Aber morgen — morgen iſt all deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängniß, das über uns waltet, ſchwör' ich's, ich ſpiele heut zum letztenmal! — Sey ruhig, mein holdes Kind — ſchlafe — träume von glückſeligen Tagen, von einem beſſern Leben, dem du entgegen gehſt, das wird mir Glück bringen!" —

Damit küßte der Chevalier ſein Weib und rannte unaufhaltſam von dannen. —

Zwei Taillen und der Chevalier hatte alles — alles verloren! —

Regungslos blieb er ſtehen neben dem Obriſten und ſtarrte in dumpfer Sinnloſigkeit hin auf den Spieltiſch.

„Ihr pontirt nicht mehr, Chevalier?" ſprach der Obriſt, indem er die Karten melirte zur neuen Taille. „Ich habe alles ver-

loren,“ erwiederte der Chevalier mit gewaltſam erzwungener Ruhe.

„Habt ihr denn gar nichts mehr?“ fragte der Obriſt bei der nächſten Taille.

„Ich bin ein Bettler?“ rief der Chevalier mit vor Wuth und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinſtarrend auf den Spieltiſch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vortheil erſiegten über den Bankier.

Der Obriſt ſpielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein ſchönes Weib,“ ſprach der Obriſt leiſe, ohne den Chevalier anzuſehen, die Karten melirend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obriſt zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntauſend Dukaten oder — Angela,“ ſprach der Obriſt halb umgewendet, indem er die Karten coupiren ließ.

„Ihr ſeyd raſend!“ rief der Chevalier, der nun aber, mehr zu ſich ſelbſt gekommen,

zu

zu gewahren begann, daß der Obriſt fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigtauſend Dukaten gegen Angela“ ſprach der Obriſt leiſe, indem er mit dem Meliren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier ſchwieg, der Obriſt ſpielte weiter und beinahe alle Karten ſchlugen den Spielern zu.

„Es gilt,“ ſprach der Chevalier dem Obriſten ins Ohr, als die neue Taille begann und ſchob die Dame auf den Spieltiſch. —

Im nächſten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirſchend zog ſich der Chevalier zurück und lehnte Verzweiflung und Tod im bleichen Antlitz ſich ins Fenſter.

Das Spiel war geendet, mit einem höhniſchen: „Nun wie wirds weiter?“ trat der Obriſt hin vor den Chevalier.

„Ha, rief der Chevalier, ganz außer ſich, Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnſinnig müßt Ihr ſeyn, Euch einzubil-

den, daß Ihr mein Weib gewinnen konntet. Sind wir auf den Inſeln, iſt mein Weib eine Sklavin, ſchnöder Willkühr des verruchten Mannes Preis gegeben, daß er ſie zu verhandeln, zu verſpielen vermag? Aber es iſt wahr, zwanzigtauſend Dukaten mußtet Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und ſo habe ich das Recht jedes Einſpruchs verſpielt, wenn mein Weib mich verlaſſen und Euch folgen will. — Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abſcheu den zurückſtößt, dem ſie folgen ſoll als ehrloſe Maitreſſe!"

„Verzweifelt ſelbſt, erwiederte der Obriſt hohnlachelnd, verzweifelt ſelbſt, Chevalier, wenn Angela Euch — Euch, den verruchten Sünder, der ſie elend machte, verabſcheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme ſtürzen wird — verzweifelt ſelbſt, wenn Ihr erfahrt, daß der Seegen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unſere ſchönſten Wünſche krönt! — Ihr nennt mich wahnſinnig! — Ho ho! nur das Recht des Einſpruchs wollt' ich gewinnen, Euer Weib war

mir gewiß! — Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich mich Euer Weib, ich weiß es, unausſprechlich liebt — vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heißer Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünſten vertriebt! — Ach! erſt als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu ſpät! — Der finſtre Geiſt gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab ich mich dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es iſt mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!" —

Vernichtet ſtand der Chevalier, von tauſend glühenden Blitzen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnißvolle Geheimniß, nun erſt ſah er das volle Maaß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

Angela, mein Weib, mag entſcheiden, ſprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obriſten, welcher fortſtürmte.

Als ins Haus gekommen der Obriſt die Klinke von Angela's Zimmer erfaßte, drängte

der Chevalier ihn zurück und ſprach: „Mein Weib ſchläft, wollt Ihr ſie aufſtören aus ſüßem Schlafe?“ — Hm, erwiederte der Obriſt, hat Angela wohl jemals gelegen in ſüßem Schlaf, ſeit ihr von Euch namenloſes Elend bereitet wurde?“

Der Obriſt wollte ins Zimmer, da ſtürzte der Chevalier ihm zu Füßen, und ſchrie in heller Verzweiflung: „Seid barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!“ —

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem gefühlloſen Böſewicht, und vermochte Euer ſteinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!“ —

So ſprach der Obriſt und ſchritt aufs neue nach Angela's Zimmer!

Der Chevalier ſprang nach der Thür, riß ſie auf, ſtürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela, Angela!“ — beugte ſich hin über ſie, faßte ihre Hand — bebte wie im plötzlichen Todeskrampf zuſammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut

hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!" —

Entſetzt trat der Obriſt an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war todt — todt.

Da ballte der Obriſt die Fauſt gen Himmel, heulte dumpf auf, ſtürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun ſchnell die Bank, ehe der tief erſchütterte Baron etwas zu ſagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nervenſchlag getroffen in ſeinem Zimmer. Er blieb ſprachlos bis zu ſeinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte, ſeine Papiere zeigten, daß er, der ſich Baudaſſon ſchlechthin nannte, niemand anders geweſen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben ſich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den

Weg führte zu ſeiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuſchenden Spielerglücks zu widerſtehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

Sollte, ſprach Lothar, als Theodor geendet, ſollte man nicht glauben, du verſtändeſt dich recht ordentlich auf das Spiel, wärſt ſelbſt wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Nacken ſchlägt und doch weiß ich, daß du keine Karte anrührſt. So iſt es, erwiederte Theodor und dennoch half mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereigniß aus meinem eignen Leben. — Den beſten, nahm Ottmar das Wort, den beſten Nachklang des Erzählten könnteſt du daher wohl tönen laſſen, wenn du uns dies Ereigniß noch mittheilteſt.

Ihr wißt, begann Theodor, daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieſes Onkels fand der Ungleichheit unſerer Jahre unerachtet großes Wohl=

gefallen an mir und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine ſtets frohe, oft bis zum Muthwillen ſteigende Laune beſeelte. Der Mann war in der That eine der ſonderbarſten Perſonen, die mir jemals aufgeſtoßen ſind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürriſch, verdrießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchſten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines franzöſiſchen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amuſable, ohne im mindeſten amuſant zu ſeyn. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die ſich vorzüglich in ſeiner nach den Bedingniſſen der lezten Mode ſorglich gewählten Kleidung ausſprach, beinahe bis zum Lächerlichen und eben dieſe Lächerlichkeit traf ihn, wenn man ſah, wie er im Schweiß ſeines Angeſichts jedem Genuß nachjagte und mit komiſcher Gier ſoviel davon auf einmal einzuſchnappen ſtrebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in dieſem Augenblick zwei drollige Züge dieſer Eitelkeit, dieſer Genuß gier auf, als daß ich

ſie Euch nicht mittheilen ſollte. — Denkt Euch, daß mein Mann, als er während ſeines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Geſellſchaft, in der ſich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Waſſerfälle zu ſchauen, ſich in einen noch gar nicht getragenen ſeidenen Rock warf mit ſchönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißſeidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlſchnallen und die ſchönſten Ringe an die Finger ſteckte. In dem dickſten Tannenwalde, der zu paſſiren, wurde die Geſellſchaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen strömte herab, die Waldbäche ſchwollen an und brauſten in die Wege hinein und ihr möget Euch wohl vorſtellen, in welchem Zuſtand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war. — Es begab ſich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikaner-Kirche zu G. einſchlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuerſäule, die ſich erhob in den ſchwarzen Himmel und alles

ringsumher magiſch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erſt von einem gewiſſen Hügel vor der Stadt angeſchaut, die gehö- rige maleriſche Wirkung thun müſſe. Alsbald kleidete er ſich ſo ſchnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geſchehen konnte, vergaß nicht eine Tüte Makronen und ein Fläſchchen Wein in die Taſche zu ſtecken, nahm einen ſchönen Blumenſtrauß in die Hand, einen leichten Feldſtuhl aber unter den Arm und wanderte getroſt heraus vor das Thor, auf den Hügel. Da ſetzte er ſich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makrönchen naſchte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das mahleriſche Schauſpiel. Ueberhaupt war dieſer Mann —

Halt, halt, rief Lothar, du wollteſt uns das Ereigniß erzählen, das dir bei deinem Spielerglück half, und kommſt nicht los von einem Mann, der eben ſo poßierlich geweſen ſeyn muß als widerwärtig.

Du kannſt, erwiederte Theodor, du kannſt es mir nicht verdenken, daß ich bei einer

Figur verweilte, die mir eben ſo lebendig entgegentrat. — Doch zur Sache! — Der Mann, den ich Euch geſchildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reiſe nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einſah, daß ich ſeinen Beſänftiger, Aufheiterer, Maitre de plaisir ſpielen ſollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reiſe durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Koſten. — An dem Badeort fand damals ein ſehr bedeutendes Spiel ſtatt, da die Bank mehrere tauſend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltiſch, griff in die Taſche, hielt einen Friedrichsdor zwiſchen den Fingern, ſteckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüſtete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er ſich ein Sümmchen expontirt von dem aufgeſchütteten Reichthum und doch mißtraute er ſeinem Glücksſtern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwiſchen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, da-

durch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf — ſechs Stück Friedrichsdor in die Hand ſteckte. Erſt dann, als er mich verſichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, ſondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verſtand ich mich zum Pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geſchah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen Spieler, war das Glück günſtig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreiſſig Stück Friedrichsdor, die er ſehr vergnügt einſteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich ſelbſt verſuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu ſpielen, vielmehr ſtand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit ſeiner Bitte. Erſt, als ich erklärt, heute für mich ſelbſt zu pontiren, trat ich auch entſchloſſen an die Bank und holte aus der engen Taſche meines Gillets,

die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich beſaß. War mir das Glück geſtern günſtig, ſo ſchien es heute, als ſey ein mächtiger Geiſt mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt ſchlug mir um, kurz — mir geſchah ganz daſſelbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuſtrömte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Gold einzuſtecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlaſſen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und ſprach, mich mit ernſtem ſtrengen Blick durchbohrend: Junger Mann! verſtanden Sie es, ſo hätten ſie die Bank geſprengt. Aber wenn ſie das verſtehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwiedern werde.

Der Morgen war ſchon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taſchen das Gold ausſchüttete auf dem Tiſch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taſchengeld beſchränkt iſt, das er zu ſeinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberſchlag ſich in dem Beſitz einer Summe befindet, die bedeutend genug iſt, um wenigſtens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anſchaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer ſeltſamen Angſt erfaßt, die mir kalten Todesſchweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erſt auf in der entſetzlichſten Bedeutung. Mir war es, als ſey das Gold, das auf dem Tiſche blinkte, das Handgeld, womit die finſtre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüte ſchien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in

vernichtende Troſtloſigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenſter, ich ſchaute mit inbrünſtiger Sehnſucht der Sonne entgegen, vor der die finſtern Geiſter der Nacht fliehen müßten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beſeeligende Gefühl der Kraft jeder Verlockung zu widerſtehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämoniſchen Treiben, in dem es, ſey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir ſelbſt auf das heiligſte, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde ſtreng gehalten. — Der erſte Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnſt machte, beſtand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen trennte, und jene Reiſe nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch ſchon oft erzählt.

Wohl, nahm Sylveſter das Wort, wohl kann ich es mir denken, welchen Eindruck

das unerwartete zweideutige Glück auf dein jugendliches Gemüth machen mußte. Daß du der Verlockung widerſtandeſt, daß du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkannteſt, es bringt dir Ehre, aber verzeih, deine eigene Erzählung, die Art wie du darin die wahren Spieler ſehr richtig charakteriſirt haſt, muß dir ſelbſt darthun, daß du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in dir getragen, da dir ſonſt die bewieſene Tapferkeit ſehr ſchwer, vielleicht unmöglich geworden. — Vinzenz, der ſich, wie ich glaube, von uns allen noch am beſten auf das Spiel verſteht, wird mir darin beiſtimmen.

Was, erwiederte Vinzenz, mich betrifft, ſo habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von ſeinem Glück am Spieltiſch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchſt vortrefflichen Mann, der in ſeidenen Strümpfen durch die Berge ſtreicht, und mit Wein, Makronen und Blumen Feuersbrünſte betrachtet wie ſchöne Gemählde. — In der That, ich war froh aus dem ſchauerlichen Hintergrunde unſerer heutigen Erzäh-

lungen doch einmal eine ergötzliche Geſtalt hervorſpringen zu ſehen, und hätte gewünſcht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauſpiels zu erblicken.

Konnte, ſprach Lothar, konnte uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? — Ueberhaupt ſollten wir Serapionsbrüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie ſie uns wohl im Leben vorkamen, aufzuſtellen zur gemeinſamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anſtrengenden Erzählung.

Guter Vorſchlag, nahm Vinzenz das Wort, guter Vorſchlag, dem ich ganz beipflichte. Dieſe einzelnen hingeworfenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemählden, die denn jeder herauspinſeln kann nach ſeiner Art und Weiſe. Auch mögen ſie als milde Beiträge gelten zur gemeinſamen Serapions-Fantaſie-Kaſſe. Und damit ihr einſeht, wie ernſtlich ich es mit dieſen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närriſchen Kauz, den ich auf meiner Reiſe durch das

ſüdliche Deutſchland traf. Es begab ſich, daß ich während meines Aufenthalts in B. durch ein nahgelegenes Wäldchen luſtwandelnd auf eine Anzahl Bauern ſtieß, die beſchäftigt waren ein dichtes Geſtripp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Aeſte wegzuſägen. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden ſolle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer Anhöhe ſtehe ein Herr, der würde mir Beſcheid geben. Wirklich ſtieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blaſſen Antlitzes, im Oberrock, eine Reiſemütze auf dem Kopf, einen Büchſenſack umgeſchnallt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hinblickte, wo die Leute arbeiteten. So wie er meine Nähe gewahrte, ſchob er ſchnell das Fernrohr zuſammen und fragte haſtig: Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie ſteht es mit der Arbeit? — Ich berichtete, was ich geſehen. „Das iſt gut, ſprach er, das iſt gut. Schon ſeit drei Uhr Morgens (es

mochte etwa ſechs Uhr Abends ſeyn) ſtehe ich hier und glaubte ſchon, die Eſel, die ich doch theuer genug bezahle, würden mich im Stiche laſſen. Aber nun hoffe ich, daß ſich die Ausſicht noch im rechten Augenblick öffnen wird. Er ſchob das Fernrohr auseinander und ſchaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein paar Minuten währte es, da fiel ſtarkes Buſchwerk nieder, und wie auf einen Zauberſchlag, öffnete ſich die Durchſicht nach dem fernen Gebürge und den Ruinen eines Bergſchloſſes, die im Feuer der Abendſonne wirklich einen herrlichen magiſchen Anblick gewährten. — In einzelnen abgebrochenen Lauten gab der Mann ſein höchſtes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber ſich ungefähr eine ſtarke Viertelſtunde an der Ausſicht geweidet, ſteckte er das Fernrohr ein und lief, ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindeſten zu achten, haſtig als wolle er gefährlichen Verfolgern entrinnen, von dannen. — Später ſagte man mir, der Mann ſey niemand anders geweſen als der Baron von R., einer der wunderlichſten Kauze, der

ſich wie der bekannte Baron Grotthus ſchon ſeit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde, und mit einer Art von Wuth Jagd mache auf ſchöne Ausſichten. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um ſich ſolch' eine ſchöne Ausſicht zu verſchaffen, es für nöthig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu laſſen, ſo ſcheue er keine Koſten, ſich mit dem Eigenthümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. — Ja er habe es ſchon einmal mit aller Gewalt durchſetzen wollen, einen ganzen Meierhof, der ſeiner Meinung nach die Gegend verunſtaltet und die ferne Ausſicht gehemmt, niederbrennen zu laſſen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich ſeinen Zweck erreicht, ſo ſchaue er höchſtens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltſam weiter und komme niemals mehr wieder an denſelben Ort. —

Die Freunde waren darin einig, daß nichts ſo toll und wunderlich zu erſinnen, als was ſich von ſelbſt im Leben darbiete.

Recht artig, nahm Cyprian das Wort, recht artig und hübſch iſt es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzuzufügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuoſen. Mein dritter Mann iſt kein anderer als der Baron von B., der ſich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den ſeltſamſten, merkwürdigſten Erſcheinungen gehörte, die es jemals in der muſikaliſchen Welt gegeben. — Ich werde der größeren Lebendigkeit halber in der erſten Perſon erzählen, als ſey ich ſelbſt der Virtuoſe, dem alles geſchehen und hoffe, daß mein würdiger Serapionsbruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in ſein Gebiet hineinzuſtreifen genöthigt bin.

Ich war (ſo erzählte der Virtuoſe) damals, als der Baron von B. ſich in Berlin befand, noch ſehr jung, kaum ſechzehn Jahre alt und im eifrigſten Studium meines Inſtruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie ſie

nur in mir lebte, hingab. Der Concertmeiſter Haak, mein würdiger, aber ſehr ſtrenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja ſogar in den königlichen Kammerconcerten mitgeigen. Bei dieſer Gelegenheit hörte ich oft, daß Haak mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meiſtern aus der Kapelle von den muſikaliſchen Unterhaltungen ſprach, die der Baron von B. in ſeinem Hauſe mit Einſicht und Geſchmack anordne, ſo daß der König ſelbſt nicht verſchmähe, öfters daran Theil zu nehmen. Sie erwähnten der herrlichen Compoſitionen alter, beinahe vergeſſener Meiſter, die man ſonſt nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron von B., der, was vorzüglich Muſik für die Geige betreffe, wohl die vollſtändigſte Sammlung von Compoſitionen jeder Art, aus der älteſten bis zur neueſten Zeit, beſitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die ſplendide Be-

wirthung in dem Hauſe des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künſtler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem muſikaliſchen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieſes machte meine Neugierde rege, noch mehr ſpannte es mich aber, wenn dann in ſolchem Geſpräch die Meiſter näher zuſammentraten, und ich in dem geheimnißvollen Geflüſter nur den Namen des Barons unterſcheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten errathen konnte, daß vom Unterricht in der Muſik — von Stundengeben die Rede. Es ſchien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Geſicht ein ſarkaſtiſches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Neckerei wider den Concertmeiſter zu Felde zögen, der ſeiner Seits ſich nur ſchwach vertheidigend, auch das Lachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt ſich ſchnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einſtimmen laut

rief: Es iſt und bleibt doch ein herrlicher Mann!

Ich konnt' es nicht laſſen; der Gefahr unerachtet auf ziemlich derbe Weiſe abgefertigt zu werden, bat ich den Concertmeiſter, mich doch, wenns nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in ſeine Concerte.

Haak maaß mich mit großen Augen, ich fürchtete ſchon, ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, ſtatt deſſen ging jedoch ſein Ernſt in ein ſeltſames Lächeln über und er ſprach: Nun! — Du magſt wohl Recht haben mit deiner Bitte, du kannſt viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verſtatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Muſik zu thun hat. —

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige ſehr ſchwere Violinduetten geſpielt. Da ſprach er, die Geige aus der Hand legend: Nun Carl! heute Abend ziehe deinen Sonntagsrock an und ſeidene Strüm-

pfe. Komm' dann zu mir, wir wollen zuſammen hingehen zum Baron von B. Es ſind nur wenige Leute da und das giebt gute Gelegenheit, dich vorzuſtellen. — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, ſelbſt wußt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkiſch buntgeſtickten Gallakleide kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und ſchüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohlthuendes Hinneigen empfunden. Auf dem Geſicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichſten Gutmüthigkeit, während aus ſeinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das ſo oft den von der Kunſt wahrhaft durchdrungenen Künſtler verräth. Alle Scheu, mit der ich ſonſt wohl als ein unerfahrener Jüngling

zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch, begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, wie geht es Euch, mein guter Haak, habt Ihr wol mein Concert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören! — Ha! das iſt wol der junge Menſch, der kleine wackre Virtuoſe, von dem Ihr mit mir ſpracht?

Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über erröthete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen, ſo wie die ſchnellen Fortſchritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

Alſo, wandte ſich der Baron zu mir, alſo die Geige haſt du zu deinem Inſtrument gewählt, mein Söhnchen? — Haſt du auch wol bedacht, daß die Geige das allerſchwerſte Inſtrument iſt, das jemals erfunden? ja, daß dies Inſtrument, in dürftig ſcheinender Einfachheit den üppigſten Reichthum des Tons verſchließend, ein wunderbares Geheimniß iſt, das ſich nur weni-

gen, von der Natur beſonders dazu auserſehenen, Menſchen erſchließt? Weißt du gewiß, ſagt es dir dein Geiſt mit Beſtimmtheit, daß du Herr werden wirſt des wunderbaren Geheimniſſes? — Das haben ſchon viele geglaubt und ſind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieſer Miſerablen vermehrteſt. — Nun: du magſt immerhin mir etwas vorſpielen, ich werde dir dann ſagen, wie es mit dir ſteht und du wirſt meinem Rath folgen. Es kann dir ſo gehen, wie dem Carl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entſetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verſtändniß eröffnet, warf er geſchwinde, geſchwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratſche und Viol d'Amour zur Hand und that wohl daran. Auf dieſen Inſtrumenten konnte er herumgreifen mit ſeinen breitgeſpannten Fingern und ſpielte ganz paſſabel. Nun — ich werde dich hören, mein Söhnchen! —

Ueber dieſe erſte, etwas beſondere Anrede des Barons mußte ich wol betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele und ich fühlte mit innerm Unmuth, daß ich, trotz meines Enthuſiasmus vielleicht, indem ich mein Leben dem ſchwerſten, geheimnißvollſten aller Inſtrumente zugewandt, ein Wageſtück unternommen, dem ich gar nicht gewachſen.

Man ſchickte nun ſich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erſchienen, durchzuſpielen.

Mein Meiſter nahm die Geige aus dem Kaſten; kaum ſtrich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron ſich beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer ſich ſchrie: Haak, Haak! — ich bitte Euch um Gotteswillen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen ſchnarrenden, knarrenden Strohfiedel Euer ganzes Spiel verderben!

Nun hatte aber der Concertmeiſter eine der allerherrlichſten Geigen, die ich jemals

geſehen und gehört, einen ächten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüſten, als wenn irgend jemand ſeinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher Wunder, als er lächelnd ſogleich die Geige wieder einſchloß. Er mochte ſchon wiſſen, wie es ſich nun zutragen würde: Er zog eben den Schlüſſel aus dem Schloſſe des Violinkaſtens, als der Baron, der ſich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit ſcharlachrothem Sammt und goldnen Treſſen überzogenen Kaſten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen, oder einen Täufling, vor ſich hertragend.

Ich will, rief er, ich will Euch eine Ehre anthun, Haak! Ihr ſollt heute auf meiner älteſten ſchönſten Violine ſpielen. Es iſt ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meiſter iſt ſein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen ſpielen, als auf Granuelo's. Nehmt Euch nur zuſammen, damit der Granuelo ſich willig finden läßt,

alle ſeine Pracht aus dem Innern heraus aufzuthun.

Der Baron öffnete den Kaſten und ich erblickte ein Inſtrument, deſſen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber ſolch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit ſeiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet ſchien, Pfeile darauf abzuſchießen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutſamkeit das Inſtrument aus dem Kaſten und reichte es dem Concertmeiſter hin, der es eben ſo feierlich in die Hände nahm.

„Den Bogen, ſprach der Baron, indem er anmuthig lächelnd den Meiſter auf die Schulter klopfte, den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den verſteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen, und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen. —

Solchen Bogen, fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, ſolchen Bogen führte der große unſterbliche Tartini

und nach ihm giebt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei ſeiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimniß jener markigten, tonvollen, das ganze Gemüth ergreifenden Strichart zu dringen, die nur mit einem ſolchen Bogen möglich. Der eine iſt Nardini, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, nur noch innerer Muſik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wol ſchon wiſſen werden, bin ich ſelbſt. Ich bin alſo nun der einzige, in dem die Kunſt des wahrhaften Violinſpielers fortlebt, und an meinen eifrigen Beſtrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunſt, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren! —

Die Haydnſchen Quartetten wurden nun durchgeſpielt und, wie man es wol denken kann, mit ſolch' hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünſchen übrig blieb.

Der Baron ſaß da, mit geſchloſſenen Augen ſich hin und herwiegend. Dann ſprang er auf, ſchritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit ge=

runzelter Stirn, dann trat er leiſe, leiſe wieder zurück, lies ſich nieder auf den Stuhl, ſtützte den Kopf in die Hand — ſtöhnte — ächzte! — Halt! rief er plötzlich bei irgend einer geſangreichen Stelle im Adagio! — Halt! bei den Göttern, das war Tartiniſcher Geſang, aber ihr habt ihn nicht verſtanden. Noch einmal bitt' ich! —

Und die Meiſter wiederholten lächelnd die Stelle mit gezognerem Strich und der Baron ſchluchzte und weinte, wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, ſprach der Baron: Ein göttlicher Menſch, der Haydn, er weiß das Gemüth zu ergreifen, aber für die Violine verſteht er nicht zu ſchreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht, denn thät' er es wirklich und ſchrieb' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, ſo würdet ihr es doch nicht ſpielen können. —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgeſetzt. —

Der Baron ſtellte ſich dicht neben mir hin und ſchaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den

ſtrengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegroſatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte, mich frei zu bewegen in dem Kreiſe aller Kraft, die mir damals zu Gebote ſtand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achſel und ſprach lächelnd: „Du kannſt bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verſtehſt du noch gar nichts, welches wol daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt. —

Man ging zu Tiſche. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, beſonders Rückſichts der mannigfachen feinen Weine, die geſpendet wurden, beinahe ſchwelgeriſch zu nennen. Die Meiſter ließen es ſich wacker ſchmecken. Das Geſpräch, immer heller und heller aufſteigend, betraf ausſchließlich die Muſik. Der Baron entwikkelte einen Schatz der herrlichſten Kenntniſſe. Sein Urtheil, ſcharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetſten Kenner, nein, den vollendeten, geiſtreichen, geſchmackvollen Künſt-

ler

ler ſelbſt. Vorzüglich merkwürdig war mir die Gallerie der Violinſpieler, die er aufſtellte. — So viel ich davon noch weiß, will ich zuſammenfaſſen.

Corelli (ſo ſprach der Baron) bahnte zuerſt den Weg. Seine Compoſitionen können nur auf Tartiniſche Weiſe geſpielt werden, und das iſt hinlänglich, zu beweiſen, wie er das Weſen des Violinſpielens erkannt. Pugnani iſt ein paſſabler Geiger. Er hat Ton und viel Verſtand, doch iſt ſein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Gemiantni geſagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, ſpielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumſteigt, und es wurde einem ſelbſt zu Muthe, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato ohne Styl und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die beſten Geiger, denn ſie vernachläßigen darüber den Strich. Ich ſpielte ihm meine Sonaten vor, er ſah ſeinen Irrthum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verſtand.

Doch der Knabe war ſchon zu vertieft in ſeine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. — Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihm nicht entgelten laſſen in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerſt den Apfel vom Baum des Erkenntniſſes fraß und alle nachfolgende Violinſpieler zu ſündigen Menſchen machte. Er iſt der erſte Schwebler und Schnörkler. Er iſt nur bedacht auf die linke Hand und auf die ſpringfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Geſanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulſen alle Empfindungen, wie ſie in der Bruſt erwacht ſind, alle Herzſchläge ausſtrömen. Jedem Schnörkler wünſch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus ſeinem Wahnſinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich that, als Giardini in ſeiner Gegenwart einen herrlichen Geſang verdarb durch ſeine Sprünge, Läufe, närriſche Triller und Mordenten. Ganz verrückt gebehrdet ſich Lolli. Der Kerl iſt ein fataler Luftſpringer, kann kein Adagio ſpie-

len und ſeine Fertigkeit iſt allein das, weshalb ihn unwiſſende Maulaufſperrer ohne Gefühl und Verſtand bewundern. Ich ſage es, mit Nardini und mir ſtirbt die wahrhafte Kunſt der Geiger aus. Der junge Viotti iſt ein herrlicher Menſch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilfts! Keine Ausdauer, keine Geduld! — Er lief mir aus der Schule. Den Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt ſeyn werde nach Paris. Mein Concert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, ſpielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Fauſt. — Der Giarnovichi ſoll mir nicht mehr über die Schwelle, das iſt ein unverſtändiger Haſenfuß, der ſich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meiſter aller Meiſter die Naſe zu rümpfen und meinen Unterricht zu verſchmähen. — Mich ſoll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode werden wird, wenn er meinen Unter-

richt genoſſen. Er verſpricht viel und es iſt möglich, daß er Herr wird meines Bogens.

Er iſt (der Baron wandte ſich zu mir) in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernſterer, tiefſinnigerer Natur. — Du ſcheinſt mir, nimms nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu ſeyn. — Nun, das giebt ſich. — Von Euch, mein lieber Haak! hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, ſeyd Ihr ſchon ein ganz andrer worden. Fahrt nur fort in Eurem raſtloſen Eifer und Fleiß, und verſäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, das mich das ärgert. —

Ich war erſtarrt vor Verwunderung über alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Concertmeiſter zu fragen, ob es denn wahr ſey, ob denn der Baron wirklich die größten Violoniſten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meiſter ſelbſt, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiederte Haak, verſäume er nicht, den wohlthätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten und ich würde ſehr wohlthun, an einem guten

Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzu⸗flehen, daß er auch mich ſeines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch ſonſt auf den Baron und über ſein Kunſttalent erfragen wollte, ließ Haak ſich gar nicht ein, ſondern wiederholte nur, daß ich thun möge, was er mir geheißen und das übrige denn wohl er⸗fahren werde.

Mir entging das ſeltſame Lächeln nicht, das dabei Haak's Geſicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchſten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demüthig dem Ba⸗ron meinen Wunſch vortrug, als ich ver⸗ſicherte, daß der regſte Eifer, ja der glühend⸗ſte Enthuſiasmus mich beſeele für meine Kunſt, ſah er mich erſt ſtarr an, bald aber gewann ſein ernſter Blick den Ausdruck der wohl⸗thuendſten Gemüthlichkeit. „Söhnchen, Söhn⸗chen, ſprach er, daß du Dich an mich, an den einzigen Violinſpieler, den es noch giebt, wendeſt, das beweiſet, wie in dir der ächte Künſtlertrieb rege worden, wie in deiner Seele

das Ideal des wahrhaften Violinſpielers auf⸗gegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit herneh⸗men! — Der Haak macht mir viel zu ſchaf⸗fen und da iſt jetzt der junge Menſch hier, der Durand, der will ſich öffentlich hören laſ⸗ſen, und hat wohl eingeſehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Curſus gemacht. — Nun! — warte, warte — zwiſchen Frühſtück und Mit⸗tag, oder beim Frühſtück — ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! — Söhnchen, kom⸗me zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!" —

Sie können ſichs vorſtellen, wie ich ſchon andern Tages um die beſtimmte Stunde hin⸗eilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anſtrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes In⸗ſtrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer ſolchen Geige ge⸗ſpielt. Der himmliſche Ton, der den Sai⸗

ten entquoll, begeiſterte mich. Ich verlor mich in kunſtreichen Paſſagen, ließ den Strom der Töne ſtärker aufſteigen in brauſenden Wellen, verrauſchen im murmelnden Geplätſcher! — Ich glaube, ich ſpielte ganz gut, beſſer, als manchmal nachher. Der Baron ſchüttelte unmuthig den Kopf und ſprach, als ich endlich nachlies: Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergeſſen. Fürs erſte hältſt du den Bogen ganz miſerabel. — Er wies mir praktiſch, wie man nach Tartini's Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf dieſe Weiſe keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Erſtaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Paſſagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vortheil einſah, den mir die Art den Bogen zu führen gewährte.

„Nun, ſprach der Baron, wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingeſtrichene g an und halte den Ton aus, ſo lange du kannſt. Spare den Bogen, ſpare den Bogen. Was der Athem dem Sänger, das iſt der Bogen dem Violinſpieler."

Ich that wie mir geheißen, und freute mich ſelbſt, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo ſteigen und wieder abnehmen zu laſſen, mit gar langem, langem Bogen. „Siehſt du wohl, ſiehſt du wohl, Söhnchen! rief der Baron, ſchöne Paſſagen kannſt du machen, Läufe, Sprünge und neumodiſche, einfältige Triller und Zierrathen, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es ſich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!“ — Er nahm mir das Inſtrument aus der Hand, ſetzte den Bogen dicht am Froſch an! — Nein! — hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszuſprechen, wie es ſich nun begab.

Dicht am Stege rutſchte er mit dem zitternden Bogen hinauf, ſchnarrend, pfeifend, quäkend, miauend — der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Naſe, ſich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu faſſen.

Und dabei ſchaute er himmelwärts, wie in ſeliger Verzückung, und als er endlich auf-

hörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren und das Inſtrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen und er ſprach tief bewegt: „das iſt Ton — das iſt Ton!“ —

Mir war ganz wunderlich zu Muthe. Wollte ſich auch der innere Trieb zum Lachen regen, ſo verſchwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeiſterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, ſo daß ich meine Bruſt bewegt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr, begann der Baron, nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das ſtellteſt du dir nicht vor, daß ſolche zauberiſche Gewalt hinauf beſchworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armſeligen Saiten. Nun — trinke, trinke, mein Söhnchen! —

Der Baron ſchenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tiſche ſtand. In dem Augenblick ſchlug es ein Uhr.

Für heute mags genug ſeyn, rief der Baron, geh', geh', mein Söhnchen, komme bald wieder. — Da! – nimm, nimm!

Der Baron ſteckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, ſchön geränderten, holländiſchen Dukaten fand.

Ganz beſtürzt rannte ich hin zum Concertmeiſter und erzählte ihm, wie ſich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: Siehſt du nun wohl, wie es mit unſerm Baron beſchaffen und mit ſeinem Unterricht? — Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältſt du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meiſterſchaft ſteigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten.

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding ſey, den guten alten Baron auf dieſe Weiſe zu myſtifiziren, und ihm die Dukaten aus der Taſche zu ziehen.

„Du mußt wiſſen, erwiederte der Concertmeiſter, du mußt wiſſen, daß des Barons ganze Glückſeligkeit darin beſteht, auf die

Weiſe, die du nun kennſt, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meiſter, wollten ſie ſeinen Unterricht verſchmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunſtrichter iſt und bleibt, als erbärmliche, unwiſſende Stümper ausſchreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinſpiels abgerechnet, der Baron ein Mann iſt, deſſen kunſtverſtändiges Urtheil auch den Meiſter über manches zu ſeinem großen Nutzen aufklären kann. Urtheile nun ſelbſt, ob ich Unrecht thue, mich trotz ſeiner Thorheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. — Beſuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnſinnigen, ſondern nur auf die verſtändigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunſt beherrſchenden Mannes. Es wird dir wohl thun!" —

Ich folgte dem Rath des Meiſters. Manchmal wurde es mir doch ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, ſtatt auf dem Griffbrett, auf dem Violindeckel herum tapſte und dabei mit dem Bogen auf den Saiten queer über fuhr,

verſichernd, er ſpiele jetzt Tartini's allerherr⸗ lichſtes Solo und er ſey nun der einzige auf der Welt, der dieſes Solo vorzutragen im Stande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß ſich in Geſprächen, die mich mit tiefer Kenntniß bereicherten und meine Bruſt entflammten für die hochherrliche Kunſt.

Spielte ich dann in einem ſeiner Con⸗ certe mit allem Eifer und gelang mir dieſes — jenes vorzüglich gut, ſo blickte der Baron ſtolz lächelnd umher und ſprach: Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schü⸗ ler des großen Tartini!

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrſtunden und auch wohl ſeine — geränderten holländiſchen Dukaten. —

Nun, ſprach Theodor lachend, nun in der That, ich ſollte meinen, daß mancher un⸗ ſerer jetzigen Virtuoſen, der ſich weit erha⸗ ben über jegliche Lehre dünken möchte, ſich doch noch einen Unterricht gefallen laſſen

würde auf die Weiſe, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte.

Dem Himmel ſey es gedankt, nahm Vinzenz das Wort, daß unſer Clubb doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter ſchließt und ich will hiemit meine würdigen Brüder ermahnt haben, künftig fein dafür zu ſorgen, daß das ſchauerliche mit dem heitern wechsle, welches heute ganz und gar nicht geſchehen.

Deine Ermahnung, ſprach Ottmar, mag ſehr gut ſeyn, indeſſen lag es lediglich an dir, den Fehler, in den wir heute verfielen, gut zu machen, und uns etwas von dir mitzutheilen, das deiner humoriſtiſchen Laune würdig.

Ueberhaupt, ſprach Lothar weiter, biſt du mein vortrefflicher, wiewohl ſchreibefauler Vinzenz, das Aufnahme-Geld in die Serapions-Brüderſchaft, das eben in einer ſerapiontiſchen Erzählung beſtehen mußte, noch ſchuldig.

Still, ſtill, erwiederte Vinzenz, ihr wißt nicht, was meiner Bruſt entglommen und vorläufig in dieſer Bruſttaſche verborgen ru-

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, E. T. A.,

Die Serapions-Brüder gesammelte Erzählungen und Mährchen

Bd.: Dritter Band

Berlin 1820

Res/P.o.germ. 641 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10924908-8